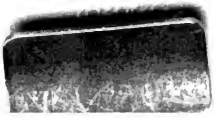

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutſche Koloniſten (Neu-Württemberg).

Digitized by Google

Friedrich Lachmann

Ritte und Rasttage in Südbrasilien

Reisebilder und Studien aus dem Leben der deutschen Siedelungen

Von

Dr. Wilhelm Lacmann

Mit 12 Abbildungen.

Berlin 1906

Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Digitized by Google

F2659
G3424

Inhalt.

Seite

Die Landung 1
Vor São Francisco do Sul. Landung in São Francisco. Auswanderer. Auf der Insel. Die erste Nacht auf brasilischem Boden.

Eintritt ins Gebiet der deutschen Siedelung 6
Nach Joinville. Deutsche Siedelung in Santa Catharina.

Eine deutsche Kleinstadt in den Subtropen 13
Erste Eindrücke in Joinville. In der Herberge. Die Stadt und ihr Leben. Der gewesene Kavalier.

Reise nach dem Hochland 23
Verkehrsverhältnisse in Südbrasilien. Brasilische Pferde und Maultiere. Nachtquartiere. Geld. Nach São Bento. Das Hochland. Abstecher nach Rio Negro; Pferdekauf.

Nach Blumenau 41
Ritt von São Bento nach Blumenau; brasilische Wege. Die Stadt Blumenau. Hinterwäldlerische Preßverhältnisse. Erinnerungen aus Blumenaus Vergangenheit.

Der Brasilier 48
Die Rasse. Paciencia. Gastfreiheit. Aeußere Lebensformen. Brasilisches Beamtentum und öffentliches Leben. Geistige Veranlagung des Lusobrasiliers. Erwerbsleben des Volkes. Anspruchslosigkeit und Untätigkeit. Unbrauchbarkeit des Volkes zu kultureller Arbeit; Bedeutung der deutschen Kolonisation.

Der landeseinheimische Deutsche 60
Körperliche Beschaffenheit. Sprache. Lebensverhältnisse. Volksart. Stellung zum brasilischen Volkstum. Politische Stellung. Südbrasiliens Bedeutung für Deutschland.

Wirtschaftliche Verhältnisse der Kolonie Blumenau 69

Digitized by Google

Seite

Die Kolonie Hansa 74

Nach Hammonia. Die Tätigkeit der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft. Kolonistenleben. Wirtschaftliche Verhältnisse und Aussichten; Eisenbahnpläne. Nichtwirtschaftliche Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt. Eine Wanderung im Koloniegebiet. Ein Jagdausflug auf dem Rio Hercilio.

Ins Quellgebiet des Uruguay 98

Regenzeit. Aufbruch von Hammonia. Tropenverkehr nach dem Hochlande. Reisebegleiter. Durch die Serra do Mar aufs Kampland und nach Lages.

Das Hochland von Lages 110

Eine weltentlegene Stadt. Ursprünglichkeit der Lebensverhältnisse. Viehzucht auf dem Kamp. Der Kampreiter. Zureiten wilder Pferde; Carreira. Ackerbau. Deutsche auf dem Hochlande von Lages. Vorbereitung zur Weiterreise.

Mit der Tropa nach Rio Grande 121

Franço Mota. Tropeiroleben auf dem Kamp. Eintritt ins Riograndenser Koloniegebiet; Cacias und Feliz. Ankunft in São Sebastião und Abschied von meinen Begleitern.

Deutsche Siedelung in Rio Grande do Sul 135

Porto Alegre 141

Eine unerquickliche Dampferfahrt. Aus der Wildnis in eine Großstadt versetzt. Spaziergang durch Porto Alegre. Deutsches Leben; Michel und Miguel.

Ausflug in die Kolonie São Leopoldo 155

Rückkehr nach São Sebastião. Nach São Leopoldo. Die Stadt São Leopoldo einst und jetzt. Die Jesuiten in Rio Grande. Nach Neu-Hamburg und ins Gebiet der bäuerlichen Siedelungen von São Leopoldo. Die deutsche Sprache in Rio Grande. Nach der Schwabenschneiz, der Baumschneiz und dem Teewald. Nachtrast in der Vende; der Chimarão. Am Teewald-Wasserfall. Rückkehr nach der Baumschneiz; germanisierte Neger. Heimische und fremde Gebräuche; der „Musterreiter". Zum Wasserfall des Rio Feitoria und zurück nach Neu-Hamburg.

Nach Santa Maria da Bocca do Monte 167

Von Neu-Hamburg über São João nach „Frankreich". Alte Privatkolonien und Kolonien der kaiserlichen Regierung. Nach Teutonia, Estrella, Lageado, Venancio Ayres, Mont Alverne und Santa Cruz. Kolonie und Stadt Santa Cruz. Nach Germania und Serro Branco. Ein Unwetter und Unterkunft in einem Kolonistenhaus. St. Angelo. Silveira Martins. Santa Maria.

Digitized by Google

Seite

Das Volkstum der alten deutschen Siedelungen von Rio Grande do Sul und seine Stellung im Staate 178

Kulturelle und wirtschaftliche Verhältnisse der alten deutschen Siedelungen von Rio Grande do Sul 186

Nach Neu-Württemberg 199

Durch die Serra de São Martinho aufs Hochland. Ritt über den Kamp nach Cruz Alta. Neue Kolonisation auf dem nordwestlichen Hochland von Rio Grande. Von Cruz Alta nach Neu-Württemberg.

Neu-Württemberg und Xingu 204

Anlage und Verwaltung der Kolonie Neu-Württemberg. Wirtschaftliche Verhältnisse und Aussichten. Die Ansiedler. Wohlfahrtseinrichtungen. Nach Xingu und zu den Indianern am Serrinho. Weihnachten in Neu-Württemberg.

Ijuhy 225

Nach Cruz Alta; ein Subtropengewitter. Nach der Regierungskolonie Ijuhy. Grundsatz der gemischten Siedelung. Deutsche Ansiedler. Ansiedelungsbedingungen. Verwaltung. Wirtschaftliche Lage der Kolonie.

Weiter gen Westen 229

Reisevorbereitungen und Reisebegleiter. Eintritt ins Gebiet der alten Jesuitenmissionen. Die Ruinen von São Miguel. Nach São Lourenzo und Serro Azul. Die Kolonie Serro Azul; die ehemalige Nordwestbahn-Gesellschaft. Nach São Nicoláo. Der Kirchhof von São Nicoláo. Ein Wort über die Bedeutung der Jesuitenkultur. Zum Uruguay.

Digitized by Google

Verzeichnis der Tafeln.

	Seite
Deutsche Kolonisten (Neu-Württemberg)	Titelbild
Urwaldlandschaft	24
Seßhafte Buger	48
Brasilier bei der Waldarbeit	48
Vorläufige Hütte eines Ansiedlers	80
Anwesen in der Kolonie Hansa	80
Landmesser im Urwald	96
Brasilischer Reiter	108
Porto Alegre	144
Straßenbild aus Porto Alegre	152
Partie einer alten Siedelung	176
Kolonie in Neu-Württemberg	208
Neu-Württemberger Jugend	224
Die Kirchenruine von São Miguel	232

Digitized by Google

Die Reise durch Südbrasilien, die ich im Folgenden schildern will, fällt in die Jahre 1903 und 1904. Doch wird die Darstellung Aenderungen, die seither in wesentlichen Dingen eingetreten sind, berücksichtigen.

Eine wertvolle Unterstützung hat meine Arbeit durch die Herren erfahren, die so gütig gewesen sind, mir Photographien zu dem Buche zur Verfügung zu stellen: Herrn A. W. Sellin in Hamburg (Abbildungen Seite 24 und 80), Herrn Dr. Herrmann Meyer in Leipzig (Titelbild und Abbildungen Seite 48 unten, 96, 108, 144, 152, 176, 208 und 224) und Herrn J. Schwabroh in Ijuhy, Rio Grande do Sul (Abbildungen Seite 48 oben und 232).

Ihnen spreche ich meinen besten Dank aus.

Colmar i. E., im April 1906.

Dr. **Wilhelm Lacmann.**

Digitized by Google

Die Landung.

Vor São Francisco do Sul. — Landung in São Francisco. — Auswanderer. — Auf der Insel. — Die erste Nacht auf brasilischem Boden.

Es war im Jahre neunzehnhundertunddrei und um die Mitte des Maimonats, da hob sich vor mir aus blauen, schaumgekrönten Wogen der Küstenstreif des Landes Santa Catharina in Südbrasilien. Schärfer und schärfer zeichneten sich die Bergumrisse, mächtiger und mächtiger wuchsen die zerzackten Höhen empor. In drei Staffeln türmen sich die Gipfel übereinander. Die höchsten von ihnen streben bis über die weißen Wolken hinan, die da und dort über der Küste lagern.

Im Norden von Santa Catharina liegt, vom Festlande durch den Rio São Francisco getrennt, die Insel São Francisco do Sul. Ihrer Nordostecke ist ein Kranz kleinerer Inseln vorgelagert. Sie alle sind ebenso wie São Francisco selbst bergig und mit dichten Wäldern bedeckt. Zwischen dem Ufer von São Francisco und jenen kleinen Inseln warf die „Corrientes" Anker.

Die Sonne war untergegangen. Aber noch färbte ihr Glanz, ein Glanz, dessengleichen ich nie zuvor gesehen hatte, den Himmel. Wie der Widerschein einer ungeheuren Feuerlohe lag er über den Waldbergen, die tiefschwarz von dem leuchtenden Hintergrund abstachen. Ein winziger roter Punkt glühte aus jenem Walddunkel hervor — das Leuchtfeuer des Hafens von São Francisco. In die abendrote Herrlichkeit aber blinkt jetzt das helle Licht der Venus und spielt mit zitterndem bläulichem Schein über die leicht bewegte See. Und schon flammt Stern um Stern am wunderbar klaren Himmel empor. Es ist ein Bild von zauberhafter Schönheit, ein wahrhaft festlicher Willkomm des fremden Landes, ein Willkomm,

Digitized by Google

wohl dazu angetan, mit dem Gedanken an die ferne Maienpracht der Heimat zu versöhnen. — Der Sonnenglanz verblaßte, da flammte im Osten ein Purpurlicht auf, und über nächtig-dunkle Berge stieg der Mond. Nach und nach wandelte sich sein Glühen in milden silbernen Schein, der in breitem, immer breiterem Strome zwischen schweigenden, finsteren Inselwäldern hin über die blauschwarze Meeresflut wogte.

Von São Francisco war kurz vor Einbruch der Nacht der Lotse gekommen, der am folgenden Morgen die Einfahrt in den Hafen leiten sollte. Ein aus einem Baumstamm gefertigter Kahn, eine sogenannte „Canoa", brachte ihn herüber. Zwei Mann ruderten das Fahrzeug; sie handhabten jeder nur ein Ruder und standen dabei aufrecht im Boot. Dieses wurde nachher mit dem Kran an Bord gehoben, und die Insassen stiegen aus. Sie konnten als drei Rassetypen des brasilischen Volkes oder, besser gesagt, des in Brasilien heimischen Völkergemisches gelten. Der Lotse selbst, ein Fünfziger, mit gelblicher Hautfarbe, leicht ergrauendem Bart und kleinen, stechenden Augen, schien überwiegend portugiesischen Geblütes zu sein, jedoch mit einem leichten Negereinschlag; eine Erscheinung, die man in Brasilien auch unter denen, die sich als reine „Lusitaner" bezeichnen, so häufig findet. Von den Ruderern war der eine ein ebenholzfarbener Neger von prachtvollem schlankem Wuchs, doch stumpfsinnig-rohem Gesichtsausdruck, der andere ein kleiner, untersetzter brauner Kerl, dessen strähniges schwarzes Haar auf indianische Vorfahren deutete.

In der Frühe des folgenden Morgens fuhren wir in die geräumige Bai von São Francisco ein. Sie bildet den besten natürlichen Hafen der Ostküste Südamerikas von Rio de Janeiro ab und überhaupt einen der besten der Welt. Am Ufer der Bucht liegt das Städtchen São Francisco do Sul, das mit seinen weißen Häusern, seinem kuppelgekrönten Kirchturm, dem verfallenen Kloster auf dem Hügel und dem grünen Berg- und Waldhintergrund ein malerisches Bild abgibt. Der Hafen ist wenig belebt. Einen regelmäßigen, aber spärlichen Verkehr mit Europa unterhalten nur die Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft — der auch die „Corrientes" angehört — und des Norddeutschen Lloyd.

Wir legten an der Landungsbrücke an. Eine bunte Menschenmenge stand am Kai vor dem Zollschuppen und wartete auf den Dampfer. Die Zollvisite und die ärztliche Visite kamen an Bord. Kurz darauf erschienen zwei deutsche Herren, Herr von Las-

Digitized by Google

perg und Herr v. Diringshofen. Herr v. Lasperg kam als Agent der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, außerdem, ebenso wie Herr v. Diringshofen, als Angestellter der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, die im Innern des Landes ausgedehnte Gebiete mit deutschen Einwanderern besiedelt. Der weitaus größte Teil unserer Zwischendecksfahrgäste beabsichtigte, sich in jenen Ländereien, der „Kolonie Hansa", niederzulassen. Die Leute genossen auf Grund eines Abkommens der Kolonisations-Gesellschaft mit der Dampferlinie eine erhebliche Ermäßigung des Fahrpreises, der sich für sie nur auf 100 Mark belief, während er regelmäßig 220 Mark beträgt. (Neuerdings ist er, wie ich erfahre, auch für die Zwischendecksfahrgäste, die den Ansiedelungsvertrag mit der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft geschlossen haben, auf 125 Mark erhöht.)

Außer einer Familie, die nach der Kolonie Neu-Württemberg in Rio Grande do Sul reiste, verließen die gesamten Zwischendecksinsassen in São Francisco den Dampfer. Betrachten wir die Leute noch schnell einmal, ehe sie unserm Gesichtskreis entschwinden! Viel armselige, gedrückte Menschenkinder sehen wir unter der Schar; Väter, deren Züge des Lebens Elend gezeichnet hat, und sorgenvolle Mütter; dazu eine Schar Kinder, die mit der glücklichen Unbefangenheit ihres Alters dem Ungewissen entgegengehen. Aber auch freie junge Leute sind dabei, die leichten Sinnes in die unbekannte Welt hineineilen, in die manchen nicht die Not, sondern Wagemut und Abenteuerlust treibt. Das schwarzhaarige Mädchen dort, das eben ein klein wenig kokett den Rock rafft, um die Landungsbrücke zu betreten, und der junge Mann mit dem hohen Stehkragen und der verschlissenen Feudalkrawatte, der ihr galant die Hand bietet, sind ein Liebespaar, das aus Gott weiß welchen Gründen beschlossen hat, seine Hochzeit jenseits des großen Ententeiches zu feiern. Gar manche zarte Fäden spinnen sich über das Weltmeer. Die Erfahrung konnte ich selber noch am gleichen Tage machen, als mich auf der Straße von São Francisco jemand halblaut auf deutsch anredete, ob ich vielleicht der Herr sei, der seine Braut suche — eine Frage, die ich mit gutem Gewissen verneinte.

Von denen, die heutigentages nach Südbrasilien auswandern, sind die meisten Fabrikarbeiter, städtische Handwerker, Kleinkaufleute; dem Bauernstande gehören nur verhältnismäßig wenige an. Existenzen, die ehemals zu den höheren Ständen zählten, trifft man ziemlich auf jedem Auswandererdampfer. Was treibt sie aus der

Digitized by Google

Heimat, diese ehemaligen Akademiker und Offiziere? Ja, was treibt sie hinaus? Wer wollte die Möglichkeiten der Antwort auf diese Frage erschöpfen? Der eine hat Unglück in der Liebe gehabt, und der andere kein Glück im Spiel; den haben Wucherer und Halsabschneider, jenen die stets infallibeln Anschauungen der guten Gesellschaft auf dem Gewissen, und wieder ein anderer hat mit Polizei und Gericht widrige Erfahrungen gemacht. Mancher ist auch gar nicht aus freien Stücken von dannen gezogen, sondern nach einer alten beliebten Sitte von den Seinen „abgeschoben" worden, auf daß er das Gebot beherzigen lerne: „Du sollst Vater und Mutter nicht kompromittieren." Denn der Brauch, unliebsam auffallende Familienmitglieder sich dadurch vom Halse zu schaffen, daß man sie „zu ihrer Besserung" mit einem mehr oder minder reichlich bemessenen Zuschuß in die weite Welt hinausbugsiert, ist in unsern Gesellschaftskreisen verbreiteter, als mancher annehmen mag. Was wird aus all diesen Schiffbrüchigen? — Doch ich will meinen Faden nicht verlieren. Wir werden der Erscheinung des gewesenen Kavaliers ohnehin bald genug wieder begegnen und sie uns etwas genauer ansehen. Ist sie doch eine der interessantesten, die das Leben der neuen Welt aufweist.

Auf der „Corrientes" herrschte reges Leben. Eine Schar schwitzender Lastträger aller möglichen Hautschattierungen war mit dem Löschen der Ladung beschäftigt. Die Koffer, Kisten und Körbe der Auswanderer wurden in den Lagerschuppen geschafft. Dort blieben sie einstweilen, bis die Zollunterſuchung stattfand. Das sollte nicht mehr am nämlichen Tage geschehen, obgleich es erst Morgen war. Denn in Brasilien besteht der Spruch: „Gut Ding will Weile haben", noch zu vollem Recht. »Paciencia«, „Geduld" ist das Losungswort des Landes, das der Fremde beherzigen muß, mag er wollen oder nicht.

Ich unternahm mittlerweile mit etlichen andern Fahrgästen zusammen einen Gang durch die Stadt. Die bietet nicht viel Bemerkenswertes. São Francisco ist ein unbedeutendes Nest, in dessen kümmerlichen Straßen und Gassen eine Anzahl schwarzer, brauner und gelber Menschen nebst etlichen Schweinen, Rindern, Aasgeiern und einer Schar ruppiger kleiner Hunde ihr Wesen treiben. Doch macht die Bevölkerung einen gutmütigen Eindruck. Ein paar Kinder kamen auf uns zu und schenkten uns allerhand Früchte, namentlich Bananen und dicke, goldrote Orangen. Das brachte einen überaus versöhnlichen Zug ins Ganze.

Digitized by Google

Auch in den Urwald taten wir den ersten Blick, in den herrlichen, subtropischen Urwald mit seinen ragenden Stämmen, seinem vielgestaltigen, rohr- und lianendurchflochtenen Laubwerk, seinen bunten Faltern und Kolibris, den dichten Beständen weißer Sumpfblumen, die so berauschend duften, daß man sich in eine wahre Märchenwelt träumen kann. Nur die Singvögel fehlen. Und in der Heimat, da schlägt jetzt die Nachtigall, und Busch und Baum prangt im Frühlingsgrün, jenem lichten jungen Grün, das dem Lande zwischen Frankreich und dem Böhmerwald kein Subtropenurwald nachmacht. Denn es ist ja Maienzeit. — Heimwehgedanken? Wie singen denn jetzt die Menschen da drüben? „Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus." —

Die Mahlzeiten nahm ich an diesem Tage noch einmal auf der „Corrientes" ein. Ich tat es mit der ganzen Wehmut, die der Abschied von der Tafel eines deutschen Dampfers zu wecken imstande ist, zumal mir die Seeleute von den Nahrungsverhältnissen in Brasilien, von schwarzen Bohnen, getrocknetem Fleisch und Mandiokmehl gruselige Geschichten erzählt hatten.

Abends nahm ich von der „Corrientes" und ihren Insassen Abschied. Denn das Schiff sollte früh am Morgen in See gehen. Ich begab mich nach dem „Hotel do Commercio" hinüber, in dem ich mich einquartiert hatte. Der Gasthof, der einer Witwe Soares, einer geborenen Deutsch-Schweizerin gehört, ist einfach, aber sauber gehalten. Ich trank noch ein Glas schweren Orangenweins, der ähnlich wie süßer Südwein schmeckt, dann ging ich in mein Zimmer hinüber. Müde von den neuen Eindrücken des Tages, ließ ich mich auf das einladende, blendend weiß überzogene Bett fallen, woran ich sehr unrecht tat; denn die Lagerstätten sind dort zu Lande hart. Ich konnte nachher lange Zeit nicht einschlafen, so unbequem war mir mein Lager. Es kam mir vor wie ein Brett und drückte mich derart an allen Gliedern, daß meine trübsten Wander- und Manövererfahrungen in der Erinnerung zu Bildern voller Sonnenschein wurden.

Digitized by Google

Eintritt ins Gebiet der deutschen Siedelung.

Nach Joinville. — Deutsche Siedelung in Santa Catharina.

Tags darauf fand die Zollrevision statt. Das Gepäck der Auswanderer wurde gründlich durchwühlt, doch hatten nur wenige Zoll zu bezahlen, da Kleider, Haushaltungsgegenstände und Werkzeuge, die für den eigenen Gebrauch bestimmt sind, zollfrei eingehen. Bei meinen Sachen wurde die Durchsicht sehr milde gehandhabt, dank der Unterstützung des Herrn v. Lasperg, an den mir der Direktor der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft, Herr Sellin, ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte. Herr v. Lasperg war auch so liebenswürdig, für die Weiterbeförderung eines Teiles meines Gepäckes zu sorgen. Die Sachen gingen zunächst an den deutschen Konsul in Itajahy, Herrn Asseburg, der sie später weiter nach ihrem nächsten Bestimmungsort Blumenau besorgte.

Ich frühstückte im „Hotel do Commercio". Sollte es den einen oder andern meiner verehrten Leser interessieren, was die brasilische Gasthaustafel bot, so bedaure ich, keinerlei Auskunft darüber geben zu können. Ich weiß nur, daß eine Menge Schüsseln und Platten mit allerhand fremdartigen Gerichten auf dem Tische standen, und daß von diesen Gerichten mir die einen mehr und die andern minder mundeten. Aber was das alles für Ragouts, Fische, Braten, Muse, rote und braune uTnken waren, die ich bei jenem Frühstück aß, darüber bin ich damals ebenso im unklaren gewesen wie heute.

Nachmittags fuhr ich in Begleitung des Herrn v. Diringshofen mit dem kleinen Dampfer „Babitonga" nach Joinville. Mit uns schiffte sich der Teil der für die Kolonie Hansa bestimmten Auswanderer ein, der in dem bei Joinville gelegenen Gebiete der Kolonie

Digitized by Google

angesiedelt werden sollte. Der andere Teil, der sich für den bei Blumenau gelegenen Distrikt Hercilio entschieden hatte, war kurz zuvor mit einem Dampfer des Lloyd Brazileiro nach Itajahy abgefahren, von wo er dann den Itajahy-Fluß aufwärts nach Blumenau fahren sollte. — Die Insel São Francisco do Sul lag hinter uns. In der Ferne spiegelten sich die weißen Häuser und der kuppelgekrönte Turm des Hafenstädtchens in den leise zitternden Wellen des sonnbeglänzten Meeresarmes. Vor uns aber türmte sich eine weite, herrliche Welt blauer Spitzen, Kuppen und Kämme. Es sind die Höhen der Serra do Mar, des „Seegebirges", dem unser Schifflein mit steigender Flut entgegenstrebt. Drüben am Ufer des Rio São Francisco sehen wir leichte Geländeerhebungen; sie rühren von angeschwemmten Muscheln her, die sich hier im Laufe der Zeit gehäuft haben. Nach einer Weile treten die Ufer näher zusammen, wir fahren in den Saguassú-See ein, den unser Kurs quert, um dann, dem Laufe des schmalen Cachoeira-Flusses folgend, tiefer landeinwärts zu dringen. Da und dort steht am Ufer eine kümmerlich aus Palmstämmen gefügte, mit Palmblättern gedeckte Hütte. Dann taucht ein rotes Ziegeldach auf — die erste deutsche Ansiedelung. — Es ist Abend geworden. Fast schwarz erscheinen die dichten Mangrovenwälder der Ufer, die mächtig emporstrebenden Hänge der Serra, und eben ergießt die sinkende Sonne ihren Purpurschein über die Gipfel. Da ist unser Ziel erreicht, das Schiff läuft in den Hafen von Joinville, einen kleinen Flußhafen, den eine Reihe zweimastiger Segelschiffe und ein paar große Lastkähne — „Lanchen" nennt man sie dort zu Lande — beleben.

Wir sind im Gebiet der deutschen Siedelung.

Die Einwanderung von Deutschland nach Südbrasilien hat im zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts ihren Anfang genommen. Damals ließ sich eine Reihe deutscher Familien im Grenzgebiet der heutigen Staaten Santa Catharina und Paraná, in der Gegend von Rio Negro, nieder. Noch jetzt sitzen dort ihre Nachkommen. Doch haben diese das allgemeine Geschick vereinzelter und zersprengter Volksbruchteile erlebt. Zwar deuten die deutschen Namen noch die Herkunft ihrer Inhaber an, ihrem Wesen nach aber sind jene „Altdeutschen", wie sie von den andern Deutschen dort zu Lande genannt werden, in dem brasilischen Volkstum so gut wie völlig aufgegangen. Einem Teil von ihnen ist die Kenntnis des Deutschen gänzlich abhanden gekommen, andere sprechen

Digitized by Google

zwar neben der portugiesischen Sprache auch die ihrer Väter, doch schlecht und mit fremdartigem Klange.

Im Jahre 1824 setzte in der damaligen Provinz und dem heutigen Staat Rio Grande do Sul eine von dem Kaiserreich organisierte Besiedelung des Landes mit der Anlage der deutschen Kolonie São Leopoldo ein. Seit jener Zeit hat sich die deutsche Siedelung in Rio Grande schnell und zu bedeutendem Umfang entwickelt. Von dieser Entwickelung soll an anderer Stelle die Rede sein.

In Santa Catharina wurde die erste Kolonie im Jahre 1827 durch den Kaiser Dom Pedro I. gegründet. Sie erhielt den Namen São Pedro. Ihrer Gründung folgte 1829 die der Kolonie Groß-Itajahy. In beiden Siedelungen fanden deutsche Einwanderer Aufnahme. Nachdem darauf 1847 die deutsche Kolonie Santa Izabel entstanden war, begann um die Mitte des Jahrhunderts eine in größerem Maßstabe angelegte Landbesiedelung mit den Unternehmungen des Hamburger „Kolonisationsvereins von 1849" und des Dr. Blumenau aus Braunschweig.

Der „Kolonisationsverein von 1849" erwarb von dem orleanistischen Prinzen von Joinville 12 800 Hektar eines Gebietes, das von der Gemahlin des Prinzen, der Tochter des Kaisers Dom Pedro I., Dona Francisca de Alcantara, in die Ehe eingebracht war. Der Verein seinerseits übernahm die Verpflichtung, jene Ländereien zu besiedeln. Seiner Tätigkeit verdankt der Kolonie Dona Francisca ihr Dasein. Mit Unterstützung der Regierung baute der Kolonisationsverein die sogenannte „Serraſtraße"; sie erschloß das an die Serra do Mar anschließende Hochland dem Verkehr mit der Küste. Auf dem Hochlande selbst erwarb der Kolonisationsverein in den siebziger Jahren umfangreiche Ländereien von der Regierung und besiedelte auch dieses Gebiet. Dort entstand das Städtchen São Bento, während als Vorort des Kolonisationsgebietes im Küstenlande Joinville heranwuchs. Aus diesen beiden Teilen der Kolonie Dona Francisca sind die heutigen Munizipien, d. h. Verwaltungsbezirke, Joinville und São Bento hervorgegangen. Der Kolonisationsverein von 1849 setzte seine Tätigkeit bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts fort. An seine Stelle trat im Jahr 1895 die „Hanseatische Kolonisationsgesellschaft m. b. H.", die ihren Sitz ebenfalls in Hamburg hat. Unter ihrer Leitung nimmt heute die deutsche Siedelung in den Stromgebieten des Itapocú und des Itajahy ihren Fortgang. Die von der Gesellschaft angelegte Kolonie führt den Namen „Hansa".

Digitized by Google

Etwa zu gleicher Zeit mit der Gründung der Kolonie Dona Francisca, im Jahre 1850, hatte Dr. Blumenau, ein Braunschweiger Privatmann, begonnen, den unteren Teil des Itajahy-Gebietes zu besiedeln. Da jedoch seine Mittel zur Durchführung des Planes nicht ausreichten, so schloß er im Jahre 1859 einen Vertrag mit der kaiserlichen Regierung, demzufolge diese die Kolonie übernahm und deren Gründer als Koloniedirektor einsetzte. Als solcher wirkte Dr. Blumenau bis zum Jahre 1880. Er starb am 30. Oktober 1899 in Braunschweig. Aus der von ihm angelegten und nach ihm benannten Kolonie ist das heutige Munizipium Blumenau hervorgegangen.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts folgte die Gründung einer Reihe weiterer Kolonien, von denen die einen, wie Thereso-polis und Brusque, zum größten Teil mit Deutschen besiedelt wurden, während in andern, wie Azambuja, Grão Pará, Luiz Alves, vorwiegend Italiener Aufnahme fanden.

Die von der Regierung angelegten brasilischen Kolonien unterstehen einer Koloniedirektion, deren Tätigkeit den Vollzug eines bestimmten Kreises staatsbehördlicher Aufgaben darstellt. Die „Emanzipation" der Kolonie hebt diese besondere Verwaltungsform auf. Das Koloniegebiet wird nunmehr durch die Behörden des Munizips, dem es zugehört, in regelmäßiger Form verwaltet, falls nicht ein besonderes neues Munizip aus ihm gebildet wird.

Alle Santa Catharinenser Kolonien sind in Urwaldgebieten angelegt. Auf den Grasflächen, den sogenannten „Campos" des hochgelegenen Hinterlandes, wird vorwiegend Viehzucht, Ackerbau nur in ganz geringem Umfang betrieben. Ob sich überhaupt jene Gelände ihrer Bodenbeschaffenheit nach ebenso wie die argentinischen Campos zur Ackerbau-Kolonisation eignen, ist eine noch unentschiedene Frage.

Auch außerhalb der bäuerlichen Siedelungen haben sich zahlreiche Deutsche als Handwerker, Gewerbetreibende, Grundbesitzer im Staate Santa Catharina niedergelassen. Insgesamt beträgt die daselbst eingesessene deutsche Bevölkerung 80—100 000 Köpfe, d. h. etwa ein Viertel der Gesamteinwohnerschaft. Die Zahl der Italiener wird auf 25 000, die der Polen, Ungarn, Letten und andern Fremden auf 6000 Seelen geschätzt.*)

Die Deutschen nehmen, wie in der Landwirtschaft, so auch in Handel und Industrie, die erste Stelle ein. Was die Industrie

*) Nach Angabe des Prospektes der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, S. 2.

Digitized by Google

angeht, so steht diese allerdings noch in den Anfängen ihrer Entwicklung. Sie beschäftigt sich der Hauptsache nach nur mit primärer Verarbeitung der im Lande gewonnenen Rohstoffe, die in größerem Umfange durch Schneide-, Mahl- und Matemühlen, Zucker- und Schnapsfabriken, Zigarrenfabriken, Gerbereien, Ziegeleien usw. geschieht. Immerhin bestehen auch industrielle Anlagen anderer Art: Webereien, Strumpfwarenfabriken, Dampftischlereien, Mineralwasserfabriken, eine große Anzahl Brauereien, Werften, ferner Gießereien, Maschinenfabriken, Nagelfabriken. Eine verhältnismäßig bedeutende Anlage der letztgenannten Art in Joinville selbst will ich bei dieser Gelegenheit gleich erwähnen.

Ein wesentliches Hemmnis erfuhr die Ausbreitung der deutschen Siedelung in Südbrasilien durch den preußischen Ministerialerlaß vom 3. November 1859, das sogenannte „v. d. Heydtsche Reskript", dessen Bestimmungen auf tunlichste Verhinderung der Auswanderung nach Brasilien abzielten, und durch in gleichem Sinne gehaltene Verordnungen anderer deutscher Regierungen. A. W. Sellin, der heutige Direktor der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, der selbst lange in Brasilien gelebt und jederzeit persönlich in nahen Beziehungen zu den Geschicken der dortigen deutschen Kolonisation gestanden hat, erklärt in seinem Werk „Das Kaiserreich Brasilien"*) den Grund jener Verordnungen folgendermaßen: „In den fünfziger Jahren wurden in der Provinz São Paulo zwischen brasilianischen Kaffeeplantagen-Besitzern und deutschen Arbeitern sogenannte Parceria- oder Halbpachtverträge abgeschlossen, welche darauf beruhten, daß der Arbeitgeber dem Arbeitnehmer Vorschüsse für Ueberfahrt, Einrichtung und Unterhalt während der ersten Jahre nach Ankunft auf der Fazenda (Landgut) zu leisten sich anheischig machte, freilich gegen sehr bedeutende Zinsen, wenn letzterer sich verpflichtete, die ihm übergebenen Kaffebäume zu pflükken und dem Besitzer die Hälfte der Ernte abzugeben, mit Hilfe des Wertes der andern Hälfte aber allmählich seine Schulden abzutragen. Diese Kontrakte, bei welchen sich manche Arbeiter allerdings ganz gut standen, wurden nun von gewissenlosen Gutsbesitzern in einer so nichtswürdigen Weise ausgebeutet, daß die armen deutschen Arbeiter trotz aller Arbeit nicht aus ihrem Abhängigkeitsverhältnis herauskommen konnten und bei Vorbringung ihrer Beschwerden sogar noch mit Gefängnisstrafe bedroht wurden, auch solche häufig genug ungerechterweise ertragen mußten. Hatten diese Miß-

*) S. 20 f.

Digitized by Google

verhältnisse, welche natürlich den deutschen Regierungen bald bekannt wurden und durch die persönlichen Nachforschungen des schweizerischen Gesandten v. Tschudi ihre Bestätigung fanden, schon viel böses Blut gemacht, so trugen die traurigen Verhältnisse, in welche in den fünfziger Jahren die am Rio Mucury in der Provinz Minas Geraes angesiedelten Deutschen geraten waren, indem das Sumpffieber ihrer viele dahingerafft und die Koloniedirektion sich der Ueberlebenden nicht genügend angenommen hatte, noch mehr dazu bei, die preußische Regierung und mit ihr verschiedene andere deutsche Regierungen zu der oben erwähnten Maßregel zu veranlassen."

Hierzu kam, daß die Auswanderung nach Brasilien durch Agenten vermittelt wurde, die für die Person eines jeden Kolonisten von der Regierung oder interessierten Privatleuten ein Kopfgeld erhielten. Diese Auswanderungsagenten nennt schon Avé-Lallemant in seiner „Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858"*) eine Menschenklasse, die ihm entweder gleich nach oder gleich vor der Klasse von Hallunken und Spitzbuben komme. Und Gerstäcker**) sagt von ihrer Tätigkeit: „Es mag ehrliche Menschen unter den Auswanderungsagenten geben, aber — das Geschäft ist schmutzig. Wer sich vom Kopfgeld nährt, kann nicht Anspruch auf die Achtung der Welt machen, und einer anständigen Regierung ziemt es besonders nicht, mit solchen Leuten in direkter und tätiger Verbindung zu stehen." Es kam jenen Agenten eben nicht darauf an, ob der einzelne, den sie zur Ueberwanderung nach Brasilien warben, sich für die dortigen Verhältnisse eignete, ob er ein Mann war, der sich in ein ursprüngliches Leben schickte, ob er die Axt führen und Anstrengungen und Entbehrungen ertragen konnte. Und es kam ihnen auch nicht darauf an, wo sie den einzelnen hinschickten, ob in gesunde Verhältnisse und in gesundes Klima oder in die Hände mitleidloser Halsabschneider oder in ein Fieber- und Pestland. Sie scherten sich den Teufel darum. Woran ihnen lag, das war nur das Kopfgeld.

So wurde Brasilien für Hunderte die Quelle namenlosen Elends. Wenn aber das v. d. Heydtsche Reskript aus diesem Grunde die Auswanderung nach Brasilien kurzerhand zu unterbinden suchte — in Wirklichkeit scheinen sich freilich Mittel und Wege gefunden zu haben, das Gesetz zu umgehen —, so hieß das die außerordent-

*) Bd. II, S. 230.

**) Achtzehn Monate in Südamerika. 1863. Bd. III, S. 415.

Digitized by Google

liche Verschiedenartigkeit der wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse eines so ungeheuren Reiches wie Brasilien übersehen. In der Tat boten und bieten heute noch die Kolonien der Südstaaten dem kleinen Mann, der ein auskömmliches Dasein als selbstständiger Ackerbauer finden will, überaus günstige Bedingungen. Darum hat das v. d. Heydtsche Reskript von jeher bei Kennern der Verhältnisse — ich weise hier, um nur einen Namen zu nennen, nochmals auf A. W. Sellin hin — die schärfste Verurteilung gefunden. Im Jahr 1896 wurden seine Bestimmungen für die drei Südstaaten, Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná aufgehoben. Die Anwerbung von Auswanderern aber ist nach wie vor grundsätzlich untersagt. Doch kann Unternehmungen, von deren Reellität die Regierung überzeugt ist, eine besondere Genehmigung in dieser Hinsicht erteilt werden. Im Besitze einer solchen Konzession ist bisher nur die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft.

Wie weit die Einschränkung der Auswanderung auf die drei Südstaaten gerechtfertigt ist, entzieht sich meiner Beurteilung. Jedenfalls aber scheint mir die gesetzgeberische Frage, soweit sie sich eben nur auf jene drei Staaten bezieht, in der denkbar glücklichsten Weise gelöst zu sein. Die heute gültigen Bestimmungen verhindern auf der einen Seite den Unfug des Auswanderungsagententums, andererseits ermöglichen sie die spontane Auswanderung, zu der etwa günstig lautende Nachrichten den Anlaß geben, die dem einzelnen von bereits in Südbrasilien ansässigen Angehörigen oder Bekannten zugehen. Und überdies kann berechtigtermaßen Unternehmungen, die durch ihre Anlage und durch die Persönlichkeiten ihrer Leiter die Gewähr der Solidität bieten, die Möglichkeit eingeräumt werden, ihrerseits auswanderungslustige Personen auf eine Gelegenheit zur Verbesserung ihrer Lage hinzuweisen und ihre Niederlassung jenseits des Meeres zu vermitteln. Solche Unternehmungen selbst haben ein Interesse daran, daß ihre Kolonisten auch wirklich vorwärts kommen, weil sie nur in diesem Falle darauf rechnen können, die Preise für die verkauften Ländereien zu erhalten. Daraus aber ergibt sich von selbst das weitere eigene Interesse der Kolonisatoren, keine Auswanderer für ihre Siedelung anzunehmen, die mit großer Wahrscheinlichkeit sich nicht zu Kolonisten eignen und als solche nicht gedeihen, für die also die Auswanderung aller Voraussicht nach einen unglücklichen Schritt bedeuten würde.

Digitized by Google

Eine deutsche Kleinstadt in den Subtropen.

Erste Eindrücke in Joinville. — In der Herberge. — Die Stadt und ihr Leben. — Der gewesene Kavalier.

Am Hafen von Joinville wartete eine Menge Menschen auf die Ankunft unseres Dampfers. Eine Anzahl schwarzer und gelber Gepäck- und Lastträger war unter ihnen, im übrigen aber sah ich kaum andere als deutsche Gesichter. Drei oder vier blonde junge Damen in schickem Anzug radelten gerade die Straße entlang. Dann fiel mir eine Anzahl Kinder auf, die in feinen Kleidern, aber ohne Schuh und Strümpfe einhergingen. Herr v. Diringshofen gab mir die Erklärung, es sei in Joinville auch bei den ersten Familien Sitte, die Kinder in der kühleren Jahreszeit barfuß gehen zu lassen. — Etliche Reiter trabten auf kleinen Pferden an uns vorbei. Sie machten mit ihrem metallgezierten Sattel- und Zaumzeug, dem breitkrempigen Hut und dem keck um die Schultern flatternden Umhang, der „Palla", ein vorzügliches Bild.

Es dauerte eine ganze Weile, bis das Gepäck der Auswanderer aus dem Schiffe auf die Leiterwagen verladen war, die schon am Kai warteten. Dann ging es zu dem Einwandererschuppen, wo die Sachen vorläufig niedergelegt wurden, und nachher nach einem kleinen Gasthaus. Dort wurden die Einwanderer ebenso wie vorher in São Francisco auf Kosten der Kolonisationsgesellschaft verpflegt. Auch ich nahm in dem Gasthaus Quartier. Es besteht allerdings in Joinville auch ein höheren Ansprüchen genügender und sogar, wie versichert wird, vorzüglicher Gasthof, das Hotel Beckmann. Aber es interessierte mich, das Treiben einer Einwandererherberge kennen zu lernen.

Irgendetwas, was auch nur eine leise Andeutung von Komfort enthalten hätte, gab es dort allerdings nicht. „Ein einfaches,

Digitized by Google

aber sauberes Gasthaus" konnte man die Herberge auch nicht nennen; dazu fehlte die Sauberkeit. Nur die Einfachheit ließ nichts zu wünschen übrig. Ein paar Tische, ein paar Bänke und Stühle machten die ganze Ausstattung des Wirtszimmers aus. An dieses stieß ein ebenso einfach möblierter Raum, der aber noch einen Herd enthielt und als Küche und Aufenthaltsort für die Familie diente. Auf mein Verlangen nach Quartier wurde ich eine schmale, dunkle Treppe hinauf in eine Mansardenstube geführt, in der drei Betten standen. Sie waren sämtlich — sehr offensichtlichermaßen — schon gebraucht. Ich fragte das Mädchen, das mich begleitete, welches davon das meine sei. Sie entgegnete, welches ich wolle, ich hätte das Zimmer für mich allein. Auf meine Aufforderung, eines der Betten frisch zu überziehen, ging sie hinaus und kam mit frischen Tüchern. Vorher aber hatte ich einen dermaßen verwunderten Blick bekommen, daß ich merkte, ich habe etwas durchaus Ungewöhnliches verlangt und müsse mich in die Sitten des Landes erst noch finden.

Im Wirtszimmer wurden zwei Tische aneinandergerückt, an denen die Einwanderer Ellbogen an Ellbogen Platz nahmen. Zwei barfüßige Mädchen trugen das Essen auf. Nachdem die Mahlzeit beendet war, gingen die Leute gleich wieder nach dem Empfangsschuppen zurück, in dem sie die Nacht zubrachten. Jetzt wurden die Tische wieder auseinander gestellt, und auf den einen kam ein schmieriges Tischtuch. An der also geschmückten Tafel setzte ich mich mit etlichen andern Gästen zum Essen. Außer einem mächtigen Brocken weich gekochten Rindfleisches, von dem sich jeder mit seinem Messer nach Belieben herunterschnitt, stand auf dem Tisch eine große Schüssel mit schwarzen Bohnen, dem berühmten brasilischen Nationalgericht, eine andere mit „Farin", d. h. Mandiokmehl, und eine dritte mit einer kartoffelartigen Frucht, die mir als Aipim bezeichnet wurde. Die schwarzen Bohnen schmeckten mir ausgezeichnet, ebenso der dicke Brei, den ich mir nachher nach dem Beispiel der andern aus Bohnen und Farin zusammenmischte. Die Aipim sagten mir weniger zu. Sie haben einen eigenartig süßlichen Geschmack, an den man sich erst gewöhnen muß. Als Getränk gab es einen dunkel aussehenden Tee, sogenannten „Mate", ein in Südamerika außerordentlich verbreitetes Genußmittel. Er wird aus den Blättern des Mate- oder Paraguaytee-Baumes gewonnen, der namentlich in Paraguay, aber auch in gewissen Strichen von Südbrasilien wächst.

Digitized by Google

Unter den Leuten, die mit mir am Tische saßen, war ein junger Mann; der hatte ein paar gewaltige Wasserstiefel an und war bis über die Knie mit frischem Schmutz bedeckt. Er trug die Spuren brasilischer Wegeverhältnisse an sich, die ich selber noch zur Genüge kennen lernen sollte. Der Mann war erst vor kurzem herübergekommen und schimpfte bereits gewaltig auf das „Affenland". Er war ein Auswanderertyp, dem ich noch oft begegnen sollte. Er stammte aus einer größeren Stadt, wo er, wenn ich nicht irre, Buchbinder gewesen war, und hatte mit allerhand phantastischen und romantischen Vorstellungen von dem Wunderland Brasilien die Heimat verlassen, um Ansiedler zu werden. Jetzt kam er aus der Kolonie Hansa zurück. Er war ganz entmutigt und wollte anderswohin. Am liebsten wäre er schnurstracks nach Deutschland zurückgekehrt. „Aber das kann ich ja gar nicht," sagte er, „da werd' ich ja ausgelacht." Im Urwald wollte er erst recht nicht bleiben. Dort hatte es ihm ganz und gar nicht gefallen. „Was meinen Sie," berichtete der Wandersmann, „komm' ich da zu dem Stadtplatz Humboldt. Ich denke wunder, was das für eine Stadt ist. Ja, prost Mahlzeit — ein paar dreckige Holzhäuser, weiter nischt. Und denn soll man sich hinstellen und Bäume umhacken. Ne, lieber will ich am Wege verrecken. Das heißt nicht arbeiten, das heißt schuften wie so'n Stück Vieh."

„Sie brauchen in Brasilien überhaupt nicht zu arbeiten," fiel ein anderer, ein langer, schwarzer Mensch mit scharfgeschnittenem, verschmitztem Gesicht und schmutziger Hemdbrust ein. „Ich arbeite nicht und bettle auch nicht und habe doch zu leben."

„Stehlen Sie?" fragte der Mißzufriedene.

„Nein. Ich handle," war die Antwort.

Die Geschäftsverhältnisse des Händlers erheischten, wie ich später erfuhr, eine Reihe von Reisen nach Europa und wieder zurück. Da kann allerdings bei dem Handel etwas herausspringen, wenn man seine Koffer richtig zu packen weiß und womöglich einen guten Freund bei der Alfandega, dem Zollamt, hat. Sind doch da drüben die Preise für alle Gegenstände, die mit entwickelterer Industrie zusammenhängen, so außerordentlich hoch, daß, um nur kleine Dinge anzuführen, beispielsweise ein Bleistift, der in Deutschland mit acht oder zehn Pfennig bezahlt wird, mindestens 200 Reis, d. h. etwa 20 Pfennig, eine Schachtel Streichhölzer nicht weniger als 100 Reis, also 10 Pfennig, kostet. Für eine lumpige Taschenuhr, wie man sie bei uns für 2—3 Mark erhält, kann man drüben gewiß 10—12 Mil-

Digitized by Google

reis, d. h. ungefähr ebenso viel Mark, bekommen. So ist die Möglichkeit gegeben, daß eine Zwischendecksreise nach Europa und zurück sich recht gut lohnt. Brasilien bietet spekulativen Köpfen alle möglichen Daseinsbedingungen. — Der lange Schmierige machte nicht viel Hehl aus seinen Geschäften. Ist doch die Sitte, sich eine Reise nach Europa auf Kosten des Staates bezahlt zu machen, in den brasilischen Küstenländern so verbreitet, daß sich niemand über dergleichen groß aufhält.

Nach Tisch kostete ich das einheimische Nationalgetränk, den Zuckerrohrbranntwein oder cachaça — „Kaschaß", sagen die Deutschen. Es ist ein schlimmer Fusel; anfangs war mir schon der Geruch so widerwärtig, daß ich einen ordentlichen Entschluß brauchte, um das Glas an die Lippe zu setzen. Gleichwohl erfreut sich das Getränk in Brasilien bei jung und alt einer ungemeinen Beliebtheit. Ganz allgemein ist in den deutschen Kolonien die Behauptung, es habe im dortigen Klima geradezu die Bedeutung eines Medikamentes, und viele glauben ihre Gesundheit eine recht erhebliche Zufuhr dieses Medikamentes schuldig zu sein. Selbst auf den Geist soll der wundersame Trank seine vorteilhaften Wirkungen erstrecken. Ich erinnere mich, einmal von einem Manne gehört zu haben, der für gewöhnlich kein Wort fremder Zunge sprach, nach dem Genuß eines gut bemessenen Quantums Zuckerrohrbranntwein aber die portugiesische Sprache in Rede und Schrift fließend beherrschte. Und da gibt es andere Leute, die sich mit Kordgiens Grammatik plagen! —

Ziemlich frühzeitig ging ich in mein Zimmer hinauf. Als ich das Licht anzündete, sah ich ein paar abscheulich aussehende Tiere, die riesigen Kakerlaken ähnlich sahen, die Bretterwand hinauflaufen und in den Ritzen verschwinden. Die berühmten gefräßigen Baratten, von denen ich schon genug gelesen und gehört hatte! So reihte sich ein neuer Eindruck an den andern. —

Ich hielt mich einige Tage in Joinville auf. Das Städtchen ist der Vorort des gleichnamigen Munizips und Sitz seiner obersten Verwaltungs- und Gerichtsbehörde. Auch ein deutsches Konsulat besteht dort.

Joinville besitzt zwei Schulen sowie eine evangelische und eine katholische Kirche. Daß es auch eine Freimaurerloge gibt, sei nicht vergessen zu erwähnen; denn das ist charakteristisch. Das Freimaurertum spielt nämlich in Brasilien, und zwar sowohl in lusi-

Digitized by Google

tanischen wie in deutschen Kreisen, eine außerordentliche Rolle; in den unbedeutendsten Kolonie- und Kampstädten begegnet man dem Gebäude mit dem Pentagramma mystikon.

Es werden in Joinville zwei Zeitungen herausgegeben, die „Koloniezeitung" und die „Joinvillenser Zeitung", die beide, wenn ich nicht irre, wöchentlich zweimal erscheinen. Ich behalte mir vor, an anderer Stelle über das deutsche Zeitungswesen in Südbrasilien zu sprechen, und gehe daher jetzt nicht auf den Gegenstand ein.

Joinville zählt etwa 3000 Einwohner. In herrlicher Lage breiten sich seine Häuser am Fuße urwaldbedeckter Bergriesen hin, von denen die massige Kuppe des Morro da Tromba besonders in die Augen fällt. Die durchweg einstöckigen, jedoch meist in gefälligem Stil gehaltenen Gebäude stoßen nicht wie die unserer Städte zu langen Fluchten aneinander, sondern liegen weithin in farbenprächtigen Gärten zerstreut, gleichsam auf einen bunten, blumendurchwirkten Teppich gebettet, so daß die Straßenbilder denen einer anmutigen Villenvorstadt ähnlich sehen. Eine lange Allee hochstämmiger, schlanker Palmen bildet eine für den Nordländer besonders auffallende Zierde der Stadt.

Ein Punkt, der in dem Bilde von Joinville eigentümlich berührt, sind seine Kaufläden. Die Mannigfaltigkeit der zum Verkaufe stehenden Waren und der Mangel großer Schaufenster und Auslagen, wie wir sie in europäischen Städten zu sehen gewohnt sind, geben den Joinviller Geschäften etwas von dem Anstrich ländlicher Kramläden. In Wirklichkeit aber verbergen sich hinter diesen scheinbaren Krämereien vielfach sehr bedeutende, aus reichen Lagern gespeiste Geschäftsbetriebe, deren Inhaber den Namen von Großkaufleuten mit Fug und Recht in Anspruch nehmen dürfen. Jene Mannigfaltigkeit der Verkaufsgegenstände aber ist, wie ich später sehen sollte, nicht nur für Joinville, sondern überhaupt für einen weiten Kreis südamerikanischer Geschäftsbetriebe charakteristisch. Sie kennzeichnet nicht allein die Kaufhäuser der Koloniestädte und jene „Venden" der ländlichen Koloniegebiete, die den Bauer mit sämtlichen Bedarfsgegenständen seines täglichen Lebens versorgen und überdies auch als Kneipstuben und Herbergen dienen; auch in den vornehmen Straßen des großen Handelsplatzes Porto Allegre begegnet man Läden, die Pflüge und Spaten neben Schaukelpferden, Zahnbürsten neben Möbeln und Tuchwaren verkaufen. Und geht man in der glänzenden Weltstadt Buenos Aires aus dem international gefärbten inneren Ringe hinaus nach den äußeren Stadt-

Digitized by Google

teilen, so findet man wiederum jene Kaufhäuser mit dem außerordentlich vielartigen Warenbestand. Doch dies nebenbei.

Joinville hat während des halben Jahrhunderts seines Bestehens den deutschen Charakter durchaus gewahrt. Der bei weitem überwiegende Teil seiner Einwohnerschaft besteht aus Deutschen. Deutsch hört man auf den Straßen, in Läden und Wirtshäusern. In deutscher Sprache wird von den Kanzeln gepredigt, in deutscher Sprache erfolgt der Unterricht der beiden Schulen, während das Portugiesische nur ebenso wie bei uns Englisch oder Französisch als fremde Sprache gelehrt wird. Auf deutsch teilen die beiden Zeitungen den Lesern ihre Neuigkeiten mit, und auf deutsch — bisweilen sogar sehr auf deutsch — sagen sie sich die Meinung.

Das Leben von Joinville hat eine nahe Verwandtschaft mit dem unserer Landstädte. Mag auch das Bild durch Portugiesen-Abkömmlinge — „Lusobrasilier" nennen sie sich — und durch Neger und Negermischlinge einen fremdartigen Zug erhalten, so haben wir doch im großen und ganzen eine deutsche Kleinstadt vor uns, eine rechte deutsche Kleinstadt mit Gesang- und Kegelvereinen, Liebhabertheater-Vorstellungen, Turn- und Schützenfesten. Auf daß jede Bedingung deutschen Lebens erfüllt sei, fehlt ihr ebensowenig wie andern Gebieten deutscher Siedelung in Südamerika der edle Gerstensaft, ja, es ist sogar ein recht trinkbarer Stoff, das obergärige Joinviller Bier.

Daß Joinville auch manche von den Schattenseiten kleiner Städte aufweist, ist selbstverständlich. Wenn ihm Kärger*) Klatschsucht nachgesagt hat, so ist mir dieser Vorwurf durch die eigenen Berichte von Joinvillern bestätigt worden. Wer wollte aber darin eine nachteilige Besonderheit gerade dieses Städtchens sehen? Die Erscheinungen des Lebens sind bei gleichen Bedingungen zu allen Zeiten und in allen Landen die gleichen. Bezeichnet doch schon der Engländer Locke das liebevolle Interesse des einen Nächsten für gewisse zarte Angelegenheiten des andern als ein Merkmal kleiner Städte, und wo wäre die deutsche Kleinstadt, die nicht heute noch einen glänzenden Beleg dieser Behauptung lieferte?

Was aber dem Leben von Joinville einen entschiedenen Vorzug vor dem der deutschen Heimat verleiht, das ist auf der einen Seite ein freier Sinn, der den Wert des Mannes mehr an ihm selber, denn an den Verdiensten und der Stellung seiner Vorfahren mißt und einen sehr vorteilhaften Gegensatz zu dem verirrten Stan-

*) Brasilianische Wirtschaftsbilder. 1889. S. 197.

Digitized by Google

desbewußtsein, dem Kastengeiste, bildet, der bei uns bisweilen so wunderliche Blüten treibt; das ist auf der andern Seite, im engen Zusammenhange mit dieser Erscheinung stehend, eine größere Feinheit und Gefälligkeit im Benehmen des einfachen Mannes, die keinem, der seine Umgebung mit halbwegs offenen Augen beobachtet, entgehen kann. Schon Avé-Lallemant*) bemerkt, Joinville sei in bezug auf anständige Gesittung „ein höchst merkwürdiger und ausnahmsweiser Punkt". Der Grund hierfür, wie für das Fehlen engherziger Standesvorurteile, dürfte in den Verhältnissen der ersten Siedelungszeit liegen. Sie bedingten die Notwendigkeit gleichberechtigten Zusammenlebens zwischen gebildeten Männern, deren viele infolge des Aufruhrs von 1848 herübergekommen waren, und Leuten geringeren Standes, mit denen sie sich hier in der Kolonie zusammenfanden. So konnte ein Teil am andern seine Ecken abschleifen.

Daß sich in den deutschredenden Gebieten Südbrasiliens auch eine Menge aus Deutschland zugezogener schlechter Elemente herumtreibt, kann nicht bestritten werden. Man braucht sich nur einmal ein wenig in den kleinen Herbergen der Kolonien umzusehen, um diese Behauptung bestätigt zu finden. Und wie könnte es auch anders sein? Bieten doch einem, der aus der Heimat hinausstrebt, um sich ihrer Gerichtsgewalt oder seiner bisherigen Umgebung zu entziehen, die deutschen Siedelungen Südbrasiliens ein Unterkunftsgebiet, in dem er ohne Hilfe einer fremden Sprache weiterkommt, in dem ihn aber der strafende Arm der irdischen Vergeltung und die üble Nachrede nicht leicht zu erreichen vermag.

Hierauf beruht auch die außerordentliche Häufigkeit einer Erscheinung, die ich als den gewesenen Kavalier bezeichnen möchte. Sie ist für die deutsch-brasilischen Kolonien geradezu typisch und bildet eine Zutat zu dem Leben da drüben, die ihm eine gewisse pikante Würze, eine Art Hautgout gibt. Für mich hat diese Erscheinung immer ein ganz besonderes Interesse gehabt. Man mag so wenig wie nur möglich zu irgendwelchem Kastengeist neigen, aus seiner Haut kann man einmal nicht heraus. Und darum stehen doch schließlich die, welche in unserm eigenen Gesellschaftskreise zu Hause sind, unserer Anteilnahme am nächsten.

Ja, wie mancher, der sich einst im feinen Rock auf dem Boden eleganter Salons bewegte, geht hier im geflickten Knechtsgewand einher, wie mancher hat den Offiziersdegen mit der Axt, den Sekt-

*) A. a. O., Bd. II, S. 226.

Digitized by Google

becher mit dem Kaschaßglase vertauscht! Ich habe Leute mit Schmissen im Gesicht und Herren vom unverkennbarsten Leutnantstyp Wald roden und Holz hacken, in kümmerlichem Schankladen barfüßigen Kolonisten und Gauchos um ein paar Kupferstücke Schnaps verkaufen und als Maultiertreiber mit der Tropa reiten sehen. Hört man ihrer einen unter der Wirkung des Zuckerrohrschnapses von dem Einst erzählen, da er „ein feiner Herr" gewesen, so mag ein teilnehmendes Ohr in den lachenden Worten den Jammer eines verfehlten Menschenlebens vernehmen. Verwahrloste deutsche Offiziersattel auf schäbigen Kleppern und Couleurgläser in Urwaldhütten, sind ein Stück wirksamen Bilderschmucks zum Kapitel vom ehemaligen Kavalier. Und wenn ein Kellner oder Hausknecht gelegentlich im Gespräch diese oder jene Frage über Häckel oder Frenssen anschneidet, so liefert das einen Beitrag mehr, der sich harmonisch ins Ganze fügt. Unvergeßlich aber wird mir eine Szene bleiben, deren Zeuge ich einmal in einer Kolonievende im Santa Catharinenser Urwald war. Ich sehe ihn noch vor mir, den holzgefügten Saal mit den kahlen, schmucklosen Wänden, dem groben Balkenwerk, den rohen Tischen, Bänken und Stühlen. Vorn am Schanktisch sitzt eine Schar schlapphutbedeckter, barfüßiger oder sporenklirrender Gesellen beieinander, die zechen und singen. Und um die Mitternachtsstunde, da erhebt der Kreis die Stimmen zu dem Lied:

„O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du entschwunden!"

Wahrhaftig, ein stimmungsvolleres Bild, die mutatio rerum zu veranschaulichen, könnte keine Phantasie ersinnen.

Was macht das Schicksal aus all diesen gescheiterten Existenzen? Das hängt von der Willenskraft und den Fähigkeiten des einzelnen und auch von seinem Stern oder Unstern ab. Der eine fängt irgendwo als Tagelöhner, Stiefelputzer, Flaschenschwenker oder Kellner an und klimmt Staffel für Staffel wieder den Höhen des Lebens entgegen, von denen er herabgestiegen. Einem andern wirft das Geschick unversehens ein Glückslos in den Schoß und erspart ihm die mühselige Leiter. Und wieder ein anderer bleibt beim Stiefelputzer, Flaschenschwenker oder Pferdeknecht stehen, und läuft sein Leben lang barfuß und mit zerrissenem Rock im Affenland einher. Unter denen, die nicht aus freien Stücken die Heimat verlassen haben, sondern von ihrer Familie abgeschoben worden sind, trifft man besonders häufig den Typus des Faulenzers, dem

Digitized by Google

jedes willenskräftige Bestreben, sich aus seiner untergeordneten Stellung herauszuarbeiten, fehlt, der sich mit dem bißchen Zuschuß, das ihm die Angehörigen spenden, in der kümmerlichsten Weise durchs Dasein drückt oder gerade so viel arbeitet, als er zu seinem Unterhalt und seinem Glas Kaschaß braucht.

Der Kaschaß spielt unter den Einwanderern eine unendlich verhängnisvolle Rolle. Man kann auch ihn geradezu als ein Charakteristikum des Lebens in den deutsch-brasilischen Kolonien bezeichnen. Kummer und Verzweiflung treiben ihm so manches Opfer in die Arme. So kommt es denn, daß man außerordentlich häufig die Erscheinung des stillen Säufers trifft, jenes in sich gekehrten Menschen, dessen in keinerlei Lärmen oder wunderlichem Gebahren, sondern nur in schwimmenden Augen und lallender Zunge sich äußernde Form der Trunkenheit so unendlich rührend wirkt. Wie nahe wohnen doch Komik und Tragik im menschlichen Leben beisammen!

Wie gesagt, es ist manchem gelungen, da drüben in Brasilien sein Glück zu machen. Auch von denen, deren bürgerliche Ehre in der Heimat Schiffbruch gelitten hat, rafft sich mancher auf und kommt wieder in die Höhe. Seine Vergangenheit wird dann weniger auf ihm lasten, als es daheim der Fall sein würde. Dies erklärt sich zum Teil natürlich rein äußerlich aus dem Wechsel der Umgebung, zum Teil aber stellt sich die Erscheinung als Folge jener freieren Geistesrichtung dar, die das Merkmal eines Lebenskreises bildet, der vom Kampf ums Dasein, seinen Verheerungen und seinem Jammer zu viel gesehen oder an sich selbst erfahren hat, um einem widerchristlichen Pharisäertum anheimzufallen. Und niemand, dem das Verständnis dafür aufgegangen ist, wie sehr des Menschen Tun und Lassen durch äußere Umstände bestimmt ist, kann dem, der in einem neuen Leben gut gemacht hat, was er in einem alten fehlte, das Schicksal neiden, nicht bis zum Ende seiner Tage als Sünder verdammt auf Erden einherzugehen.

Noch etwas tritt in diesem Auf-und-nieder der Geschicke recht augenfällig zutage. Wie sehr sind doch vom Schicksal des Menschen auch seine Ansichten abhängig! Leute, die als Sozialdemokraten die Heimat verlassen und es drüben zu Haus und Hof gebracht haben, sind besitzstolze Bauern geworden. Wollte man sie fragen, wie sie heute über eine Aufteilung der irdischen Güter denken, sie würden die Zumutung mit Entsetzen von sich weisen. Und die schiffbrüchigen Existenzen unserer höchsten Kreise? Adels- und

Digitized by Google

ſtandesſtolz bleiben gewöhnlich nur die, die es zu gar nichts bringen und womöglich als Bettler ſterben. Sie klammern ſich krampfhaft an ihre alte Kaſtenherrlichkeit. Iſt ſie doch das einzige, was ſie vor andern ihresgleichen voraus haben. In einer kleinen Koloniestadt lernte ich einen Herrn kennen, der einen adligen deutſchen Namen trug und ſeines Zeichens Tagelöhner und ſtadtbekannter Trunkenbold war. Der äußerte einmal am Wirtstiſch, wo ich ihm auf ſeine Bitte eine Flaſche Bier bezahlte: „Wiſſen Sie, von den jungen Damen hier würde ich keine heiraten, und wenn es Fräulein" — und er nannte den Namen einer angeſehenen Kaufmannsfamilie des Städtchens — „ſelber wäre. Nicht ſtandesgemäß." Ich ſtimmte ihm bei und bemerkte, die Dame ſei jedenfalls der gleichen Anſicht. Andere, die ſich in harter Arbeit von unten emporgeſchafft haben, mögen in der Heimat noch ſo exkluſiven Kreiſen angehört haben, ſie laſſen — aller Regel nach wenigſtens — nichts gelten als den Mann ſelber und achten kein Vorrecht der Geburt und des Standes. Ja, bei manchem von ihnen findet, glaube ich, überhaupt keiner mehr vollen Beifall, der nicht ſelber einmal Stiefelputzer oder Flaſchenſchwenker war.

Das mag ja übertrieben ſein. Aber iſt es am Ende nicht der kleinere von zwei Fehlern? Wahrhaftig, ich habe manchmal gedacht, es könnte nichts ſchaden, wenn jeder von uns eine Zeitlang drüben Stiefelputzer wäre. Dann würde das Leben vielleicht manchen Witzblättern weniger Karikaturen liefern.

Digitized by Google

Reiſe nach dem Hochland.

Verkehrsverhältniſſe in Südbraſilien. — Braſiliſche Pferde und Maultiere. — Nachtquartiere. — Geld. — Nach São Bento. — Das Hochland. — Abſtecher nach Rio Negro; Pferdekauf.

Nachdem ich einige Tage in Joinville geweilt hatte, trat ich eine Reiſe durchs Gebiet der deutſchen Siedelung in Santa Catharina an, die mich zunächſt nach São Bento hinauf und von dort ſüdwärts nach Blumenau führte.

Bevor ich des näheren von ihr berichte, will ich ein allgemeines Wort über die Verkehrsverhältniſſe des Landes ſagen.

Santa Catharina beſitzt zur Zeit nur eine einzige Eiſenbahn. Es iſt die, welche von der Halbinſel von Laguna nach den weſtlichen Kohlenfeldern führt. Eine das Hinterland von Santa Catharina ſchneidende Linie, die São Paulo mit Rio Grande verbinden ſoll, befindet ſich im Bau. Als Zweiglinie dieſer Bahn iſt eine „transbraſiliſche Eiſenbahn" von São Francisco nach Iguaſſú in Ausſicht genommen; ihre erſte Strecke iſt ebenfalls im Bau begriffen. Ein dritter Plan betrifft eine Bahnverbindung zwiſchen Blumenau, der Kolonie Hanſa und Rio Negro. So ſind die Grundlinien für das künftige Eiſenbahnnetz des Landes vorgezeichnet.

Vorerſt freilich kommt der elegante Reiſende, der in der Stunde 60 bis 90 Kilometer Welt durch die Fenſter des Speiſewagens kennen lernt, in Santa Catharina nicht fort. Wer das Innere des Landes ſehen will, iſt auf urſprünglichere Verkehrsmittel angewieſen.

Auch die Poſtverbindungen ſind ſpärlich; überdies genügt eine einzige Wagenfahrt auf braſiliſcher Straße, um dem Fremden die unerſchütterliche Ueberzeugung beizubringen, daß dieſer Art der Be-

Digitized by Google

förderung keine Stelle in der ersten Reihe der Annehmlichkeiten dieses Daseins gebührt. Daß sich Fahrrad und Automobil von selbst verbieten, bedarf hiernach keiner weiteren Ausführung. So bleibt denn nichts übrig, als den Wanderstab zu ergreifen oder in den Sattel zu steigen.

Wie manchem Landsmann bin ich begegnet, der zu Fuß von fernem Norden oder Süden hergezogen kam, der — je nach seinem Geschmacke Arbeit suchend oder Arbeit meidend — Land um Land in Sonnenschein und Regen durchmaß und selten am Morgen in Sonnenschein und Regen durchmaß und selten am Morgen wußte, wo er am Abend sein Haupt betten werde. Gleich einer Wiedergeburt des wanderfrohen Handwerksburschentums der deutschen Landstraße, muten einen Erscheinungen an, wie die zweier Gesellen, die mir auf dem Hochlande von São Bento begegneten. Der eine trug ein Bündel mit dem geringen Reisebedarf der beiden, der andere nichts als einen Kasten mit einer Zither auf dem Rücken. So wanderten die beiden der Stadt Curityba zu, um dort, wenn es ihnen glückte, Verdienst zu finden, wenn nicht, sich samt ihrem Saitenspiel weiter treiben zu lassen durch die weite Welt. Mir kommt es vor, als stecke ein gut Teil Poesie in solchem Glücksrittertum, das das Leben als ein Hazardspiel ansieht und auf seiner Fahne die Worte des Liedes tragen könnte: „Drei würfel und ein karten, das ist mein wapen frei."

Die eigentlich landesübliche Art des Reisens ist die auf Pferdes- oder Maultiers-Rücken.

Der südbrasilische Pferdeschlag ist besser, als ihn die Feder der Reisenden häufig schildert. Die Gäule sind allerdings bedeutend kleiner als die unsern — die stattlichsten unter ihnen kommen den kleinsten unserer Militärpferde kaum gleich —, doch ist es erstaunlich, was mancher dieser unansehnlichen Gäule auf den oft mehr als miserabeln Wegen des Landes zu leisten vermag. Dabei findet das Tier des Abends im Quartier nicht, wie bei uns, seinen Stall und seine weiche Streu, vielmehr läßt man es nach der Fütterung auf die Weide, den »pasto« oder, wie der deutsche Kolonist sagt, den „Past" laufen, wo ihm höchstens ein hölzerner Schuppen vor Regen und Unwetter Schutz bietet. Das hat für den Reisenden, der morgens zeitig aufbrechen will, den Nachteil, daß er nach dem Aufstehen den Gaul nicht gleich sattelt, sondern — ihn zuerst fängt, und auch das nicht eher, als bis er ihn gefunden hat. Darüber aber kann unter Umständen die dauerhafteste

Digitized by Google

Urwaldlandschaft.

Digitized by Google

Geduld fadenscheinig werden, da die Weideplätze oft außerordentlich ausgedehnt und bisweilen mit förmlichen Wäldern von niedrigem Holz bewachsen sind. Gute Reisetiere pflegen freilich, wenn man sie abends füttert, des Morgens sich von selbst in der Nähe des Futterplatzes einzustellen. Auch kann man sie wohl dadurch herbeilocken, daß man mit einer Schüssel Mais klappert oder ihnen pfeift, falls man sie an den Pfiff als Zeichen zum Füttern gewöhnt hat. Aber ganz sicher ist man seiner Sache nie, daß nicht irgendein böser Geist in den Schinder gefahren ist. Der zieht vielleicht die Gesellschaft eines Kameraden, den er auf dem Weideplatze gefunden hat, der seines Herrn vor und läßt sich weit und breit nicht blicken. Oder er ist zwar in der Nähe, reagiert aber aus irgendwelchem Grunde sauer auf den lockenden Ruf der Futterschüssel. Da gibt es denn kein unglücklicheres Bild als den Reitersmann, der mit der Maisklapper vergebens um den Gehorsam seines wackeren Rosses buhlt. »tom', tom', tom', tooom'« lockt er den untreuen Tortilho oder Rosilio in schmeichelnden Tönen, und zwischendurch schimpft er leise auf den verdammten Schinder. Und behutsam zieht er hinter ihm her. Ohne Erfolg. Der Gaul wirft nur dann und wann einen mißtrauischen Blick nach seinem Herrn und Gebieter, geht grasend seines Weges weiter und denkt sich vermutlich in der Pferdesprache sein Teil. Noch unangenehmer kann sich die Sache gestalten, wenn man auf dem Kamplande im Freien nächtigt. In diesem Falle läßt man die Tiere gewöhnlich frei laufen, damit sie fressen können. Da kommt es natürlich vor, daß sie sich weit vom Lagerplatz entfernen und man des Morgens erst recht seine liebe Not hat, sie zu finden und zu fangen. Ich erinnere mich, daß wir einmal — wir waren damals eine größere Gesellschaft — einen vollen Vormittag brauchten, bis wir unsere Reit- und Lasttiere beisammen hatten.

Als Kraftfutter für Pferde dient der Mais, der bisweilen unvermischt, bisweilen mit Strohhäcksel oder Zuckerrohrhäcksel vermengt gegeben wird. Doch wird der Mais nicht in gleichen Mengen gefüttert wie bei uns der Hafer. Man verabreicht den Tieren nicht mehr als sechs Liter täglich, häufig auch weit weniger, etwa zwei oder drei Liter. Dafür geht der Gaul, solange er nicht geritten wird, auf der Weide und kann nach Belieben grasen. Bei Reisen auf dem Kamp ist man oft lange Zeit nicht in der Lage, zu füttern, weil es dort nicht allenthalben Mais zu kaufen gibt. Da müssen sich die Tiere eben mit dem Kampgras behelfen, und

Digitized by Google

es ist erstaunlich, wie verhältnismäßig gut sie dabei aushalten, namentlich zu Zeiten, wo das Gras von nahrhafter Beschaffenheit ist.

Neben dem Pferd wird in Brasilien allgemein das Maultier, die Kreuzung von Eselhengst und Pferdestute, zum Reiten verwendet. Die deutschen Kolonisten bezeichnen das Maultier schlechthin als „Esel" oder mit dem Ausdruck „Mule", der aus dem portugiesischem Wort mula entstanden ist. Im engeren Sinne bedeutet »mula« nur das weibliche Tier, während das männliche »macho« heißt.

Das Maultier zeichnet sich vor dem Pferd durchschnittlich durch höhere Leistungsfähigkeit und längere Gebrauchsfähigkeit sowie durch noch größere Genügsamkeit in bezug auf Fütterung und größere Sicherheit des Ganges aus. Eine unangenehme Eigenschaft des Maultieres dagegen ist die ihm innewohnende Tendenz, seinen Willen dem seines Herrn gegenüber mit aller Entschiedenheit zu wahren. Daher sich das Reiten auf dem Eselbastard insgemein als ein Kompromiß zwischen Reiter und Tier und darum nicht immer als Genuß darstellt. Vielmehr gehört meiner Erfahrung nach beispielsweise der Fall, daß die Mule im Gegensatz zu ihrem vorwärts strebenden Reiter ein langsames Schritttempo, vielleicht auch an diesem oder jenem Haus eine kürzere oder längere Rast für angezeigt hält, zu jenen Aergerlichkeiten des Lebens, die auf die Dauer mehr denn harte Schicksalsschläge unser Gemüt zu ververfinstern und unsere Gesundheit zu untergraben drohen.

Ich habe in einer Schilderung von Südbrasilien gelesen, für längere beschwerliche Reisen eigne sich überhaupt nur das Maultier, den dortigen Pferden fehle es an der nötigen Ausdauer. Die gleiche Behauptung kann man im Lande selbst sehr häufig hören. Sie ist unrichtig. Es gibt unter den brasilischen Pferden Tiere, die sich an Ausdauer wie an Sicherheit des Ganges mit der Mule messen können. Ich selber habe z. B. die ganze durchlaufende Route meiner Reise auf teilweise sehr beschwerlichen Wegen mit einem einzigen Pferde gemacht und bin überzeugt, daß manche Mule das nicht geleistet hätte, was der brave Gaul geleistet hat. —

Auffallend ist an der großen Mehrzahl der brasilischen Tiere, und zwar der Pferde sowohl wie der Mulen, ihr außerordentlich weicher Trab. Das Stoßen ist dabei so unbedeutend, daß Leichttraben gar keinen Sinn hätte, daher auch durchaus ungebräuchlich ist. Der Reisetrab der brasilischen Pferde und Mulen ist erheblich langsamer als der unsere, aber die Tiere halten endlos darin aus.

Digitized by Google

Außer Schritt, Trab und Galopp kennt man in Brasilien noch eine weitere Gangart, den sogenannten „Marsch". Dabei bewegen sich die Vorderbeine des Tieres trabartig, während die Hinterbeine eine eigenartige vorwärtsschiebende Bewegung machen, bei der sie ohne starkes Anheben des Hufes außerordentlich weit untersetzen. Von dem gewöhnlichen „Marsch" unterscheidet man die „Marsch-Trottiade", die sich mehr dem Trabe nähert. Man bringt den Tieren den Marsch dadurch bei, daß man die Hinterbeine durch eine Fessel verbindet; auch werden bisweilen besondere Kandaren zum Zureiten verwendet. Doch gibt es sogenannte „Natur-Marchadore", die unter dem Reiter von selbst auf die Anregung, den Schritt-Gang zu überbieten, mit Marsch reagieren. Gewöhnlich gehen die Marchadore keinen Trab. Doch gibt es auch Tiere, die sich durch geeignete Hilfen in beiden Gangarten reiten lassen. Für die Reise ist der Marschtritt ungeeignet, da das Tier bei dem übertriebenen Untersetzen leicht ermüdet. Der Vorteil des Marsches ist die vollständige Ruhe, die der Reiter dabei im Sattel genießt, weshalb man namentlich Damenpferde auf jene Gangart zureitet.

Ich will bei dieser Gelegenheit auch auf das brasilische Reitzug zu sprechen kommen. Der landesübliche Sattel, der »lombilho« oder »recado«, besteht aus einem mit sehr hohem Vorder- und Hinterzwiesel versehenen Bock. Er schneidet mit den Auflagekissen ab. Darüber herunterreichende seitliche Leder wie der deutsche und der englische Sattel hat er nicht. Die Auflagekissen sind wie der ganze Sattel sehr langgestreckt, so daß die Last des Reiters und des Gepäcks auf eine große Fläche verteilt wird. Die Kammer ist vier Finger breit und von bedeutender Höhe, was bei dem heißen Klima sehr wichtig ist. Unter den Sattel kommt eine mächtige Lederdecke, die sogenannte Garonne, und unter diese eine Schweißdecke. Der Gurt ist nicht mit dem Sattel verbunden, vielmehr wird er jedesmal darübergelegt. Er wird nicht durch Schnallen, sondern durch Schleifen eines in zwei Ringe greifenden Lederriemens befestigt. Ueber den Sattel werden Schafpelze gelegt, die dem Reiter ein bequemes Polster bieten und außerdem die Sitzfläche des langen Sattelbocks verkleinern. Ueber die Pelze kommt bisweilen noch ein Leder und darüber wird dann der Obergurt geschnallt. Die Bügel sind von der mannigfaltigsten Gestalt. Häufig sind sie unten abgerundet und so klein, daß nur eben die Fußspitze in ihnen Platz findet. Das Reiten mit solchen Bügeln ist für einen, der es nicht gewohnt ist, eine Qual. Andere Bügel sind

Digitized by Google

größer, aber vollständig rund, eine unglaublich verstandlose Erfindung. Oft hat der Bügelsteg nach unten eine zum Schmuck dienende glockenartige Erweiterung. Auch der Sattelbock ist mit Zierrat versehen, der aus mehr oder minder kunstvollen metallenen, häufig silbernen Beschlägen besteht. Die Zäumung weist nur eine Kandare, keine Trense auf. Das Gebiß ist mit einer scharfen Zunge versehen. Die Zügel und das sonstige Riemenzeug sind zum Schmuck mit Ringen durchsetzt. Selten fehlt am Sattel ein Schweifriemen; dagegen wird das Vorderzeug oft weggelassen. Man trifft in Brasilien außerordentlich kostbare Sättel mit Beschlägen und Bügeln von feinster getriebener Silberarbeit. Dazu gehören gewaltige Prunkkandaren, Zügel von Silbergeflecht oder mit einem Schmuck silberner Schuppen, entsprechendes Brust- und Hinterzeug, gewaltige Sporen mit schweren Ketten zum Befestigen, eine Reitpeitsche mit zierlich modelliertem Silbergriff. Solche Sattelzuge kosten oft mehrere tausend Milreis.

Doch ich hatte von brasilischem Reiseleben gesprochen.

Was die Nachtquartiere angeht, so findet der Reisende im Gebiet der deutschen Niederlassungen allenthalben Unterkunft unter Dach und Fach. Wo es an eigentlichen Gasthäusern fehlt, da vertritt ihre Stelle die „Venda", die Kauf- und Schankladen zu gleicher Zeit ist und auch gegen geringen Entgelt Unterkunft gewährt. Und sollte der Fremde einmal in die Nacht hineinkommen, ohne eine Venda anzutreffen, so braucht er nur an der ersten besten Kolonie nach Landessitte in die Hände zu klatschen und wird nicht zu besorgen haben, daß ihn der Besitzer von der Tür weist. Nur darf es ihm nicht darauf ankommen, einmal in einer Kammer zu übernachten, durch deren Wände der Wind pfeift, oder es so zu machen wie der Einheimische, dem in Ermangelung eines Bettes der Sattelbock als Kopfkissen, der Fellbelag des Sattels als Unterlage, der Mantel als Bettdecke dient. Und gibt es zum Abendessen nichts anderes als ein Stück Maisbrot, eine Schüssel schwarze Bohnen und einen Schluck Kaschaß, so schmeckt das Gericht dem hungrigen Gaumen auch, obgleich ich für meine Person am Ende doch zu sehr Kulturmensch bin, um in die althergebrachte Redensart einzustimmen, dergleichen munde „besser als das feinste Diner." —

Bevor ich Joinville verließ, wechselte ich mir für den Betrag von etlichen hundert Mark brasilisches Geld ein.

Eine herrliche Münze! Wenn sich auf Gottes Erde kaum etwas Schöneres denken läßt als das Geld — zumal, wo es in größeren

Digitized by Google

Mengen auftritt —, so gibt es auch kaum etwas Abscheulicheres als die Erscheinungsform, die diesem nützlichen Tauschmittel in den Vereinigten Staaten von Brasilien eignet. Geprägte Stücke finden sich fast nur in Nickel und Kupfer; kaum, daß man einmal ein silbernes Halbmilreisstück antrifft. Im übrigen ist nur Papier vorhanden. Und wie sieht dieses Papiergeld aus! Von einer bestimmten Farbe der Scheine kann in der Regel gar keine Rede sein. Was ihre Stelle ersetzt, darf man als einen überaus anschaulichen optischen Ausdruck bezeichnen für die Menge unsauberer Finger, durch die der Lappen seit dem Tage seiner Entstehung gewandert ist. Dazu sind die Noten gewöhnlich zerlumpt und zerrissen, bisweilen mit Seife und Papierstreifen zusammengeklebt, kurzum, in einem Zustand, der dem Fremdling anfangs derartigen Ekel einflößt, daß er zum Verschwender werden könnte, nur weil er den unwillkürlichen Drang empfindet, die widerwärtigen Fetzen so schnell als möglich aus der Tasche zu schaffen. Ein weiterer Nachteil des brasilischen Papiergeldes ist, daß es in einer großen Anzahl der Fälle falsch ist. Kaum irgendwo steht die Geldfälschung derart im Flor, wie im Land Brasilien. Andere Scheine sind zwar nicht falsch, haben aber nur einen Teil ihres Nennwertes. Das kommt so. Von Zeit zu Zeit verkündet der Staat durch die Zeitungen, daß die und die Scheine eingezogen werden sollen und daher vom ersten des und des Monats ab zwei vom Hundert ihres Wertes verlieren. Je länger die Noten dann über den Termin hinaus im Verkehr bleiben, um so höhere Wertminderungen erleiden sie. So findet man heutzutage Scheine, die nicht mehr als ein Zehntel ihres Nennbetrages darstellen. Die Fristen, innerhalb deren die Wertminderung eintritt, sind überaus kurz bemessen, etwa auf drei oder vier Monate. Ein Uneingeweihter könnte nun für selbstverständlich halten, daß allenthalben gewisse öffentliche Kassen bis zum Eintritt des Einziehungstermines das einzuziehende Geld gegen neue Scheine umtauschen. Wer in brasilischen Verhältnissen gelebt hat, dem wird ein derartiger Einfall recht entlegen erscheinen. Die Kassen nehmen an sie zu leistende Zahlungen zwar in dem alten Gelde an, aber schon wenn sie herausgeben, geschieht dies wieder mit alten Scheinen. Nur in den Hauptstädten können solche Scheine gewechselt werden. So vermag sich ja zwar der Kaufmann, der nach jenen Städten Geschäftsverbindungen hat, zu helfen, der gewöhnliche Mann aber, der im tiefen Urwald oder auf dem Kamp sitzt, müßte womöglich wochenlang reiten, um seine Noten los zu

Digitized by Google

werden. Außerdem ist die Liste der zur Einziehung bestimmten Scheine meist so groß, daß sie kein Mensch im Kopfe haben kann. Im Innern des Landes wissen und verstehen aber die Leute gewöhnlich überhaupt nichts von der ganzen Geschichte. In der Regel wird ein paar Tage vor dem Einziehungstermin die Frist noch einmal um einen oder zwei Monate verlängert, und hinterher noch ein weiteres Mal und so fort. Aber einmal kommt der Endtermin doch, und dann macht der Staat jedesmal ein gewaltiges Geschäft —, was wohl auch der letzte Zweck des ganzen Manövers ist.

Dem brasilischen Geldsystem liegt der Real zugrunde. Dieser bildet einen ganz kleinen Wert. So wie der Kurs zur Zeit meines Aufenthaltes im Lande stand, kam der Real etwa einem Zehntel Pfennig gleich. Tausend Reale oder, wie die portugiesische Mehrzahlbildung heißt, „Reis", machen einen Milreis aus (in der Rechnung geschrieben: 1 $ 000), der also nach jenem Kurs etwa einer Mark entspricht.*) Sein Nennwert beträgt mehr als das Doppelte. Tausend Milreis nennt man ein Conto de reis. Die kleinste Münze ist das Zehnreis-Stück, der halbe Vintem.

* * *

Ich wollte die nächste Strecke meines Weges zu Fuß zurücklegen und ließ mir daher in Joinville um drei und einen halben Milreis einen Rucksack aus Segeltuch anfertigen. Da dieses Ausrüstungsstück in Brasilien nicht bekannt und gebräuchlich ist, machte ich selber die Angaben dazu. Ich packte meinen ganzen Bedarf für die nächsten drei Wochen hinein. Einen Handkoffer, den ich mit nach Joinville gebracht hatte, bewahrte Herr v. Diringshofen unterdessen auf und gab ihn später dem nächsten Einwandererzuge nach seinem Bestimmungsort Blumenau mit. In solcher und ähnlicher Weise muß man sich in Brasilien helfen, wenn man Güter zu befördern hat, denn an Postverbindungen, wie sie bei uns bestehen, ist bei den dortigen Kulturzuständen nicht zu denken.

So war denn alles wohl bestellt, und eines Morgens machte ich mich auf den Weg, beiläufig bemerkt, eine Stunde später, als ich mir vorgenommen hatte; denn das ist alter Touristenbrauch, an dem ich auch in dem fernen Lande nicht rüttelte, ebenso wie auch in Joinville wider die gute heimische Gasthaussitte, den Wanderer

*) Dieser Wert ist Umrechnungen, die sich im Buche finden, zu Grunde gelegt. In letzter Zeit ist der Kurs des Milreis stark gestiegen. Er beläuft sich zurzeit auf etwa 1,40 Mk.

Digitized by Google

eine halbe Stunde später zu wecken, als er es wünscht, kein Verstoß geschah.

Mein Anzug war für die Fußwanderung nicht besonders bequem. Ich trug Reithose und Reitstiefel, da ich beabsichtigte, mir bei günstiger Gelegenheit ein Pferd zu kaufen und meinen Weg im Sattel fortzusetzen.

Ich ging in einen herrlichen Morgen hinein. Ein frischer Wind wehte mich an. Es war kurz vorher etwas Regen gefallen, jetzt aber schimmerte durch die weißen, flockigen Wolken der blaue Himmel in die Berg- und Waldlandschaft, und die blaßgoldenen Lichter des Morgensonnenscheins spielten in leise schwankenden Palmenwipfeln ein zierliches Spiel.

Mein Weg führte dem mächtigen Morro da Tromba entgegen in die Serra do Mar. Dieses Gebirge begleitet die Küste des südlichen Brasilien bis nach Rio Grande hinein. Dort macht es eine scharfe Wendung nach Westen. Seine einzelnen Höhenzüge tragen verschiedene Namen, wie Serra do Mar, Serra do Mirador, Serra Geral. Nach dem Landesinnern zu geht das Küstengebirge in ein weites Hochland über, das sich nach Westen allmählich abdacht. Dieses hat in der westwärts ziehenden Rio Grandenser Serra seinen südlichen Abfall.

Ich wanderte auf der breiten Serrastraße, die seinerzeit durch den Kolonisationsverein von 1849 angelegt worden ist und von Joinville nach São Bento führt. Die beiden Städte sind außerdem durch eine Telegraphenleitung verbunden. Ein von sechs Pferden gezogener Postwagen durchläuft in Zwischenräumen von je sechs Tagen die Strecke nach beiden Richtungen.

Die Serrastraße ist die einzige makadamisierte Straße von einiger Ausdehnung, die ich in Südbrasilien getroffen habe. Aber sie ist in erbärmlichem Zustand, voller Buckel und Löcher, ein Beweis dafür, daß die vom Staate bewilligten Unterhaltungsgelder nicht ausreichen. Die mächtigen, fast durchweg mit acht Pferden bespannten Planwagen, die vom Hochlande herkommen und Mate bringen, haben harte Arbeit, und 25 Kilometer Fahrt gelten, wenn der Weg trocken ist, als angemessene Tagesleistung. Sind aber starke Regengüsse niedergegangen, so legen die Fuhrwerke oft nicht mehr als 10 Kilometer täglich zurück. Dann müssen sich jeweils mehrere Fuhrleute zusammentun und an den schwierigsten Stellen einander mit Vorspann aushelfen, so daß oft bis zu zwanzig Pferden an einem Wagen ziehen.

Digitized by Google

Gleich hinter Joinville folgt an der Straße Ansiedelung auf Ansiedelung. Von den in die üppigste Waldvegetation hineingedrängten Pflanzungen fallen neben den Orangen- und Mandarinenbäumen und den großblätterigen Bananenstauden vor allem die Canna-, d. h. die Zuckerrohrfelder mit den langgestreckten, spitzwinklig vom Stengel wachsenden Blättern in die Augen. Außerdem bringt der Boden des Küstenlandes Mais, Reis, Bohnen, Kartoffeln und kartoffelähnliche Wurzeln — Mandioka, Aipim, Caja, Bataten, Yam, Arrowroot — hervor, dazu Kaffee, Tabak und Baumwolle, Gartenfrüchte der verschiedensten Art und die mannigfaltigsten Obstsorten: Zitronen, Feigen, Guyaven, Pfirsiche usw.; auch Trauben, die indessen ungleichmäßig reifen und sich daher zur Weingewinnung wenig eignen.

Außer den bäuerlichen Anwesen — „Kolonien" nennt man sie hier — liegen an der Straße Kauf- und Wirtshäuser, Säge- und Matemühlen.

Es ging auf die Mittagsstunde und wurde heiß. Die Ortschaft Pedreira lag hinter mir. Ich fragte einen Brasilier, der mir auf seiner Mule entgegengetrabt kam, wie weit ich noch bis zu dem Wirtshaus von Sauer hätte; denn dort wollte ich Mittagsrast machen. „Nicht mehr weit," entgegnete der andere auf deutsch. Dann bot er mir seine Schnapsflasche und sagte „Prosit" dazu. Dabei sah er mich etwas mitleidig an. Er mochte mich trotz meinem halbwegs passabeln Anzug für einen landfahrenden Strolch betrachten. Denn von den Einheimischen legt keiner, der etwas auf sich hält, eine längere Entfernung zu Fuß zurück.

Bald war das Sauersche Wirtshaus erreicht. Der Postwagen, der diesen Morgen von Joinville abgegangen war und mich unterwegs überholt hatte, stand schon davor. Ich nahm mit den Fahrgästen zusammen ein einfaches, kräftiges Mittagessen ein und machte mich dann wieder auf den Weg.

In langen Windungen stieg die Straße, nachdem sie die Serra-Vorberge zurückgelassen, nunmehr die felsigen Wände des Hauptkammes hinan. Tief unter mir rauschten die schäumenden Wasser des Cubatão. Ueber mir aber breiteten die Wipfel eines dichten Urwaldes ihr schattenspendendes Dach. Zwischen den ragenden Stämmen wucherten gewaltige Farnkrautstauden. So ging es zwei Stunden fort. Dann wurde die Steigung der Straße geringer, die Höhenbildung sanfter, der Wald lichter. Eben war die Sonne hinter den westlichen Gipfeln versunken, des Tages Hitze hatte

Digitized by Google

sich gelegt, und das Land atmete einen Duft, fast so herrlich wie die Berge der fernen Heimat — da lag auch schon in einer weiten Mulde das Dorf Palmital vor mir. Dort fand ich Herberge und einen kühlen Trunk Bier.

Am nächsten Tage ging mein Weg immer noch zum größten Teil bergan, doch kamen dazwischen auch Strecken, die mich bergabwärts führten. Die Dichtigkeit des Waldwuchses nimmt mehr und mehr ab. Die Ansiedelungen sind seit dem Beginn des Serra-Anstieges nur spärlich gesät.

Der Tag brachte mir Aergerlichkeiten. Ich lief mir in den etwas weit gearbeiteten Reitstiefeln die Hacken wund. Kann dergleichen schon an sich genügen, die beste Stimmung zu verderben, so wurde mir nicht erheblich froher zu Mute, als plötzlich der eine Riemen meines kunstvoll gearbeiteten Rucksackes Joinviller Fabrikates riß und ich mich genötigt sah, die Last über einer Schulter zu tragen. Als aber die Naht des übrig gebliebenen Riemens, wie ich eben den Pack mit einem kräftigen Ruck auf die andere Schulter warf, auch noch platzte, schwand der letzte Bodensatz guter Laune, der noch in mir steckte. Die Sonne brannte heiß hernieder und wollte mir die Kehle austrocknen. Zu allem Ueberfluß fielen mir auf einmal die rebenumkränzten Städtchen und Dörfer meiner Heimat ein, mit den von durstigen Erinnerungen umwobenen Namen. Mir ward ordentlich heimwehsam zu Mute. Auf immer wunderen Füßen pilgerte ich mühsam weiter, den Rucksack im Arm und Wut gegen mein Schicksal im Herzen. Zum Glück sah ich plötzlich vor mir einen Planwagen, der sich in meiner Richtung vorwärtsbewegte. Ich holte ihn, so schlecht ich zu Fuß war, bald ein. Der Fuhrmann nahm mich bereitwillig auf. Der Wagen ging im Schneckentempo vorwärts und stieß bei dem schlechten Wege unglaublich. Aber das war mir einerlei, die Hauptsache war, daß ich nicht mehr zu laufen und den Rucksack zu schleppen brauchte und unter dem schattigen Plandache saß. Außerdem nahm ich die Gelegenheit wahr, mich an einer Unzahl herrlicher Orangen von gewaltigem Umfang, die zu der Ladung des Wagens gehörten, zu stärken. Unterdessen ließ ich mir von dem jungen Fuhrmann, der die behäbige Mundart seiner bayrischen Vorfahren ziemlich unverfälscht sprach, etwas erzählen.

Einen guten Kilometer vor der Ortschaft Campo Alegre machte der Wagenführer Mittagsrast. Ich stieg aus und verabschiedete mich von dem Mann, der das Angebot einer Bezahlung mit aller

Digitized by Google

Entschiedenheit ablehnte, nahm meinen Rucksack wieder unter den Arm und ging nach Campo Alegre. Dort blieb ich in einer deutschen Wirtschaft über Nacht. Eigentlich hatte ich die Absicht gehabt, noch an demselben Tage bis São Bento zu gehen, aber unter den obwaltenden Umständen gab ich den Plan leichten Herzens auf.

Am nächsten Morgen machte ich mich um neun Uhr auf den Weg. Den Rucksack hatte ich wieder herstellen lassen, und die Füße waren über Nacht etwas besser geworden. Ich hatte diesmal einen Begleiter. In Campo Alegre war kurz nach mir ein etwa dreißigjähriger Landsmann eingetroffen, der ebenso wie ich São Bento zum nächsten Reiseziel hatte. Wie er sagte, war er Naturaliensammler und hatte die ungeheure Strecke von São Paulo bis hierher zu Fuß zurückgelegt. Er war ein Männlein von kleinem Wuchs und trug einen braunen Strohhut, einen ziemlich guten Anzug, sorgfältig reingehaltene weiße Segeltuchschuhe. Unter dem Arm hatte er ein säuberlich in Papier gewickeltes Paket mit seinem Reisebedarf. Aeußerlich also war das Männlein gerade wie das, welches Heine im Traume sah, klein und putzig. Inwendig aber war es, wiederum ebenso wie jenes, grob und schmutzig. Daher wurde es, wie ich später erfahren sollte, wenige Tage nach unserm Zusammenwandern von einem Blumenauer Kolonisten, dem es Geld gestohlen hatte, und etlichen Nachbarn eingefangen und an einen Baum geknüpft. Die Maßregel war indessen nur provisorisch gedacht. Man schnitt es wieder ab und übergab es der Polizei, der es entwischte. Zehn Monate später traf ich meinen Naturaliensammler in Paraguay wieder, wo er als Knecht bei einem Deutschen in Stellung war, nachdem er zuvor seinen ohnehin nur angeblichen Namen gewechselt hatte.

Von Campo Alegre sind vierzehn Kilometer Weges bis nach São Bento. Noch vor der Mittagsstunde langten wir dort an. Ich nahm in dem Gasthaus von Lutz Herberge, während mein Begleiter weiter, seinen Schicksalen entgegen wanderte.

Die Stadt São Bento liegt etwa 800 Meter über dem Meeresspiegel, auf dem weiten, welligen Hochland, in das die Berge der Serra do Mar nach Westen zu übergehen.

Das Bild der Landschaft hat sich geändert. Hatte dem Walde des Tieflandes die Palme das Gepräge gegeben, so ist an ihre Stelle jetzt die Pinheire getreten. Die Pinheire, auch Araukarie oder brasilische Fichte genannt, ist ein Nadelholzbaum, dessen Erschei-

Digitized by Google

nung drei Stufen der Entwickelung durchläuft. Die junge Pinheire gleicht mit ihren kurz über dem Boden ansetzenden Aesten und dem spitz zulaufenden Wuchs unserer Fichte; auf der zweiten Stufe gibt die erst in einiger Höhe ansetzende, jedoch sich ebenfalls noch nach oben verjüngende Krone dem Baum eine gewisse Aehnlichkeit mit der Kiefer. In ausgewachsenem Zustande dagegen läßt sich die brasilische Fichte mit keinem unserer Nadelhölzer vergleichen. Die Aeste springen erst viele Meter über dem Boden aus dem mächtigen, kerzengleich gewachsenen Stamme und streben in geschwungenem Striche dergestalt nach oben, daß ihre Spitzen nahezu in einer geraden Linie liegen. So entsteht eine flache Krone, deren Aussehen sich gar nicht besser kennzeichnen läßt, als durch den öfters gebrauchten Vergleich mit einem Riesenkronleuchter. Gewöhnlich weist die Pinheire zwei oder noch mehr Gruppen kronleuchterartig angeordneter Aeste übereinander auf, so daß sozusagen mehrere Kronen entstehen. Die langen, spitzen Nadeln der Pinheire sitzen rund um Stamm, Aeste und Zweige. Der Baum liefert vorzügliches Holz für den Hausbau. Die Früchte, die sogenannten pinhoes, werden gegessen. Sie sollen in geröstetem Zustand von kastanienartigem Geschmack sein.

Der klimatische Gegensatz zwischen Küstenland und Hochland, der sich durch das Weichen der Palme und das Auftreten der Pinheire offenbart, gibt sich auch in den Feld- und Gartenbauerzeugnissen der Kolonie São Bento kund. Bananen, Orangen, Zitronen sind Aepfeln, Birnen und Aprikosen gewichen; an die Stelle von Canna und Reis ist europäisches Getreide, vor allem Roggen, aber auch Hafer, Gerste und Weizen, getreten. Der Hafer dient als Grünfutter, während, wie schon gesagt, das Kraftfutter für die Pferde der Mais abgibt. Die auf dem Hochlande gewonnene Gerste kommt nicht in den einheimischen Bierbrauereien zur Verwendung; deren Bedarf an Malz wird vielmehr durch Einfuhr aus Deutschland gedeckt. Der Weizenbau des Hochlandes ist verhältnismäßig unbedeutend. Es werden große Mengen von Weizen in den Staat Santa Catharina eingeführt, hauptsächlich aus Argentinien, zu geringerem Teil aus Nordamerika.

Die Viehzucht der Kolonie São Bento, namentlich die Zucht von Rindvieh und Schweinen, ist sehr beträchtlich.

Eine Haupterwerbsquelle des Hochlandes von Santa Catharina und Paraná bildet der Matebaum, der jenen in Südamerika

Digitized by Google

so außerordentlich beliebten Tee liefert, von dem ich schon gesprochen habe. Der Mate wächst wild in dem Walde des Hochlandes, wo er stellenweise ausgedehnte Bestände ausmacht. Die brasilischen Waldbewohner, die den Mate sammeln, gehen dabei in rücksichtslosester Weise zu Werke, unbekümmert darum, ob sie dadurch das Eingehen eines Baumes verursachen oder nicht. Diese Raubwirtschaft mindert den Matereichtum des Hochlandes mehr und mehr und bringt die Gefahr seiner völligen Vernichtung mit sich. In neuerer Zeit nun hat man da und dort mit dem Anbau von Mate begonnen. Einer ausgedehnteren rationellen Matekultur ist man wohl um so eher berechtigt, günstige Aussichten zuzusprechen, als mit ihr in Rio Grande, namentlich aber in einer deutschen Kolonie von Paraguay, Nueva Germania, bereits die besten Erfolge erzielt worden sind.

Die Gewinnung des Tees beginnt damit, daß der Matesammler von den Bäumen die Blätter und kleinen Zweige entfernt. Diese werden zunächst an der Sonne, dann über dem Feuer gedörrt und hierauf gedroschen. In diesem Zustande kommt der Mate in Mühlen. Daselbst wird er nochmals geröstet und hierauf seine Verarbeitung durch Zerstampfen der dürren Masse zum Abschluß gebracht.

Der Mate bildet den Hauptausfuhrgegenstand des Staates Santa Catharina. Große Mengen davon gehen über Joinville. Die Verarbeitung, die Beförderung und der Vertrieb bieten ein umfangreiches Arbeitsfeld. So ziehen aus den Matebeständen des Hochlandes nicht nur die brasilischen Matesammler, sondern auch zahlreiche Bewohner der Kolonie Dona Francisca, Matemüller, Fuhrleute, Vendisten, bedeutenden Gewinn.

Unter den Bewohnern von São Bento bildet der bayrische Stamm einen Hauptbestandteil. Außer den deutschen Kolonisten sind auch Polen dort angesiedelt. Das ganze Munizip zählt ungefähr 8—9000 Einwohner. Sein Vorort, die Stadt São Bento, macht etwa den Eindruck eines stattlichen Fleckens im süddeutschen Gebirgslande. Wer im Lutzschen Gasthause Einkehr genommen hat, der kann sich ohne große Mühe in eine heimische Dorfwirtschaft besten Schlages versetzt denken, und selbst der Anblick der Aasgeier, die draußen auf dem Hofe umherstolzieren, wird den Traum nicht allzu schroff stören; denn die fütterneidische schwarze Gesellschaft tut nicht anders, als wäre der deutsche Hühnerhof ihre Urheimat. Uebrigens sind die Tiere, da sie alles Aas mit bemerkenswerter

Digitized by Google

Behendigkeit und Gründlichkeit aus der Welt schaffen, von großem Nutzen, weshalb auch auf ihre Tötung eine Geldstrafe gesetzt ist.

Ich nahm in São Bento einen längeren Aufenthalt. In dem Gasthause des Herrn Lutz, eines biederen Schwaben, war ich vorzüglich aufgehoben und verpflegt. Ich fand während jener Zeit angenehmen Verkehr in der Familie des Herrn Pastor Boettner, eines deutschen Theologen, der damals in São Bento das evangelische Pfarramt versah.

Herr Pastor Boettner überließ mir auch eines seiner Pferde zu einem Ritt nach der von São Bento zwei kleine Tagereisen entfernten, schon zum Staat Paraná gehörigen Stadt Rio Negro. Ich beabsichtigte, mir bei der Gelegenheit einen eigenen Gaul anzuschaffen, da ich mich in São Bento vergeblich nach einem solchen umgesehen hatte. Am ersten Tage ritt ich über die Ortschaften Oxford und Lençol nach dem an einem Flusse gleichen Namens gelegenen Rio Preto. In dem Gasthaus eines Deutschen, Namens Reusing, blieb ich über Nacht. Auf der andern Seite des Rio Preto beginnt das Gebiet des Staates Paraná. Wenigstens war dies nach dem damaligen Besitzstande so. Doch machte Santa Catharina Anspruch auf ein ausgedehntes Gebiet jenseits des Flusses. Es war deshalb ein Rechtsstreit vor dem Bundes-Obertribunal anhängig, dessen Aussichten, wie es hieß, für Santa Catharina günstig standen. In der Wirtschaft von Reusing trieben sich ein paar rothosige, barfüßige Soldaten der militärisch organisierten Santa Catharinenser Polizeitruppe herum, die als Grenzwächter verwendet wurden. Ihre Tätigkeit bestand, wie man mir sagte, im wesentlichen darin, in der Wirtschaft herumzuliegen, zu schlafen und zu rauchen. Die Kerle, zum Teil Neger, machten einen verlotterten und wenig vertrauenerweckenden Eindruck. Man hat vor diesen Polizeisoldaten geringen und großen Respekt, wie man's nimmt. Sie bestehen zum großen Teil aus allerhand Halunken, die mit Vorliebe zwangsweise zur Truppe gesteckt werden; daher eine Strophe eines von den Deutschen Brasiliens gesungenen Spottliedes heißt:

„Und du hast ja die dicksten Bataten,
Von Mördern und Dieben ein Heer,
Spitzbuben sind deine Soldaten,
Brasilien, was willst du noch mehr?"

Am folgenden Tage setzte ich meinen Weg über Avenca fort. Er führte mich, ebenso wie am Tage vorher, durch ausgedehnte Araukarienbestände.

Digitized by Google

Es ist ein ganz merkwürdiger Zauber, den diese Landschaften in ihrer eigenartigen Einförmigkeit ausüben. Man stelle sich vor, man schaue über einen breiten, sanft zu Tale fallenden Waldhang nieder, aus dessen Laubdach in geräumigen Abständen Hunderte und Hunderte von kronleuchterförmigen Wipfeln riesenhaft in die dunkelnde Abendluft emporragen. Darüber hinaus schweift das Auge fern-, fernhin zu langen, sanftgeschwungenen Höhen; ihre Farben weisen alle Abstufungen vom dunkeln Azur bis zum kaum mehr vom Himmel unterscheidbaren Hellblau der entlegensten Weite. So end- und grenzenlos dünkt uns dann die Welt und die Heimat ferner denn je. Es ist ein Bild, das sich nie verwischt.

In den Wald schoben sich da und dort ausgedehnte Lichtungen ein, die mit dichtem Farnkraut bestanden waren. Dort weideten Rinder, Pferde, schwarze und scheckige Schweine, die unter dem Farnkraut ihr Futter fanden. Die Lichtungen sollen die Folge von Waldbränden sein, die teils zufällig entstanden, teils von den Bewohnern des Landes absichtlich zur Gewinnung von Weideland herbeigeführt worden sind.

Unterwegs begegneten mir große Züge von Maultieren, die rindslederne Säcke oder aus Taquara-Rohr geflochtene Körbe trugen. Ihre Ladung bestand zum größten Teil aus Mate. Dunkelhäutige Burschen trieben die Tiere, die bedächtig, immer im Schritt, einherzogen. Eine solche Karawane wird „Tropa", von den Deutschen „Truppe" genannt, die Treiber heißen „Tropeiros".

Unter der Bevölkerung hatte, seit ich Oxford hinter mir gelassen, das brasilische Element immer mehr zugenommen. Doch sitzen allenthalben Deutsche dazwischen, so jene im Anfang des vergangenen Jahrhunderts übergewanderten „Alldeutschen", von denen ich schon erzählt habe. Aber auch seit kürzerer Zeit eingesessene deutsche Familien sind vorhanden. Von solchen ist z. B. die sechs Kilometer von Rio Negro entfernte Ortschaft Villa Nova bewohnt.

Die Sonne war eben untergegangen, als ich unter mir im Tal des Rio Negro, des „schwarzen Flusses", das Ziel meines Rittes, die Stadt Rio Negro erblickte. Sie ist weitläufig gebaut und liegt auf grünen Matten. Eine lange Brücke führt über den Fluß zu ihr hinüber. In Rio Negro sah ich seit langer Zeit einmal wieder eine Eisenbahn. Die Stadt ist mit der Hauptstadt von Paraná, Curityba, durch einen Schienenstrang verbunden. Auf dem Fluß verkehren kleine Dampfer.

Digitized by Google

Im Gasthaus von Zornig nahm ich Einkehr. Dort hatte ich Gelegenheit, den Wein, den das Hochland hervorbringt, zu kosten. Die Gabe des Gesanges ist mir leider versagt, aber ich behaupte, auch musikalischere Menschen als ich dürften von diesem rötlichen, dünnen Safte sagen:

„Man kann bei ihm nicht singen,
Bei ihm nicht fröhlich sein."

Ich sollte mit dem südbrasilischen vinho nacional noch öfters die gleiche Erfahrung machen. Nur in der italienischen Kolonie Caxias im Rio Grande habe ich annehmbaren Wein getrunken. Dabei ist es bemerkenswert, wie stolz die südbrasilischen Weinbauer meist auf ihren Rebensaft sind, mit welcher Fülle bescheidenen Selbstbewußtseins sie den Fremden um sein Urteil über ihr Gewächs fragen, so daß ihm, will er weder unhöflich noch unwahr sein, nichts übrig bleibt als die Antwort: „Ich muß den Wein loben."

Ein anderes Getränk lernte ich an jenem Abend weit mehr schätzen. Es ist ein Eiergrog, zu dem sich der einheimische Zuckerrohrbranntwein vorzüglich eignet, weil er darin seinen Fuselgeschmack ablegt. Ein Deutschrusse aus der Kolonie Luzena vermittelte meine Bekanntschaft mit diesem edeln Tranke.

In Rio Negro wohnt eine große Anzahl von Deutschen. Einige von ihnen lernte ich nebst jenem Deutschrussen an dem gleichen Abend in Zornigs Gasthaus kennen. Wir blieben in guter Unterhaltung lange beisammen sitzen, und ich machte die Erfahrung, daß sich der kaschaß-gebraute Eiergrog in erstaunlichen Mengen trinken und vertragen läßt.

Am folgenden Tage sah ich mich nach einem Pferde um. Schon unterwegs hatte ich dies getan, auch einige recht hübsche Tiere angeboten bekommen, aber noch keinen endgültigen Entschluß gefaßt, da ich auf demselben Weg zurückkehren wollte. In Rio Negro fand ich zunächst kein Tier, das mir zusagte. Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Als ich gerade mit einem deutschen Landsmann irgendwo über die Straße bummelte, ritt ein Bursche auf einem Pferde vorüber, das mir wegen seines guten und kräftigen Wuchses sofort in die Augen fiel. Ich machte eine Bemerkung darüber zu meinem Begleiter. Der rief den Reiter auf deutsch an und zog ihn in ein Gespräch. In dessen Verlauf sagte der Mann, das Pferd gehöre seinem Bruder in Villa Nova und sei zu kaufen. Ich besah mir den Gaul genauer, setzte mich auch einmal darauf. Das Tier hatte meinen vollen Beifall. Ich ritt nach Villa Nova hinauf, wurde mit

Digitized by Google

dem Eigentümer handelseinig und kaufte ihm das Pferd für 155 Milreis ab. Es war ein zehnjähriges Tier von jenem hellen Braun, das man in Brasilien als pancaré bezeichnet, etwa so groß wie ein kleines Husarenpferd und von ausgezeichneten Sehnen. Ich sollte allen Grund haben, mit meinem Kauf zufrieden zu sein.

Ich übernachtete noch einmal in Rio Negro, holte am folgenden Tage mein Pferd in Villa Nova ab und traf am Abend des übernächsten, das geliehene Tier am Zügel mitführend, in São Bento ein. Meinen eigenen Gaul hatte ich zuvor in Lençol beschlagen lassen. Er war zwar vorher stets unbeschlagen gewesen, aber bei den langen Ritten, die ich vor hatte, hielt ich es für besser, ihn mit Eisen gehen zu lassen.

Die drei folgenden Tage, deren erster der Pfingstsonntag war, verweilte ich in São Bento. Ich kaufte Herrn Pfarrer Boettner einen deutschen Sattel und ein paar geräumige Satteltaschen ab, in denen ich mein Reisegepäck unterbrachte. Kandarenzeug hatte ich mitgebracht. So war ich bereit, meine Reise auf Rosses Rücken fortzusetzen.

Digitized by Google

Nach Blumenau.

Ritt von São Bento nach Blumenau. — Brasilische Wege. — Die Stadt Blumenau. — Hinterwäldlerische Preßverhältnisse. — Erinnerungen aus Blumenaus Vergangenheit.

Am 3. Juni sattelte ich den Braunen und trabte in südlicher Richtung davon.

Gleich hinter der noch zu dem Munizip São Bento gehörigen Ortschaft Bechelbronn senkte sich mein Weg in das prachtvolle schluchtenreiche Tal des Rio Humboldt, und bald war ich wieder in der Küstenland-Zone angelangt, im Reich des Orangenbaumes, dessen goldrote Früchte in stattlicher Fülle aus den zahlreichen Pflanzungen hervorleuchten.

Nachmittags überschritt ich auf einer stark gebauten Holzbrücke den Rio Natal und nicht viel später auf einer Fähre den Rio Humboldt. Da wo Rio Novo und Rio Humboldt zusammenfließen, liegt eine Anzahl meist aus Holz gebauter Häuser. Es ist der Stadtplatz Humboldt, der Verkehrsmittelpunkt des Distriktes Itapocú der Kolonie Hansa, deren Gebiet ich eine Weile zuvor betreten hatte. Von dem Stadtplatz führt eine auffallend stattliche Brücke über den Rio Novo hinüber in eine Kolonialstraße, die den Namen „Izabelstraße" trägt. Die Berghänge ringsumher haben ein starkes Gefälle, die Pflanzungen liegen teilweise außerordentlich steil.

Ich blieb in dem einfachen, aber guten Gasthaus von Pieper über Nacht. Gegen Abend war Regen eingetreten. Er hielt auch am folgenden Tage noch an. Ich blieb in Humboldt, konnte aber bei dem schlechten Wetter den Tag nicht dazu verwenden, mir die Kolonie etwas näher anzusehen. Nachmals weilte ich lange Zeit in einem andern Distrikt der Hansa-Siedelung und lernte deren Verhältnisse genauer kennen. Einen Bericht über diese spare ich mir daher einstweilen auf.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen hatte sich das Wetter wieder aufgeklärt. Ich setzte meinen Ritt fort. Gleich hinter dem Kolonie-Stadtplatz durchritt ich eine Furt des Rio Humboldt. Das Wasser stand ziemlich hoch. Ich mußte die Beine anziehen, damit es mir nicht in die Reitstiefel hineinlief. Die Straße war von dem vorhergegangenen Regen durchweicht, mein Gaul sank bis über die Fesseln in den Schlamm. Doch ich sollte mit brasilischen Wegeverhältnissen noch ganz andere Erfahrungen machen.

Mein Weg führte durch herrlichen Wald ins Tal des Itapocú. Hatten vorher schroffe Felszacken — an Form denen der Hochvogesen ähnlich — ihre wilden Häupter über mir erhoben, so nahmen jetzt die Höhen sanftere Linien, das ganze Antlitz der Landschaft freundlichere Züge an. Das Tal des Itapocú wird allmählich breiter und gibt den Ansiedelungen, die eine an der andern den Weg begleiten, bequemen Raum. Auf einer Fähre setzte ich über den Itapocú und kam gleich darauf an eine Venda, in der ich Mittag machte. Dort hörte ich zum erstenmal in natura eine Mundart, die ich bislang nur als Jargon eines anekdotenhaften Barons hatte kennen lernen. Es sind Deutsch-Ungarn in dieser Gegend angesiedelt.

Nachmittags durchritt ich den Rio Jaraguá, dann dessen Nebenfluß, den Rio Serra, und folgte darauf dem Lauf des Jaraguá aufwärts. Gegen Abend kam ich ins Gebiet italienischer Ansiedelungen. Vor mir lag die Wasserscheide zwischen Itapocú und Itajahy. Ich überschritt sie auf einem Passe, der am Gipfel des Garibaldi-Berges vorüber ins Adda-Tal führt. Wer brasilische Straßenverhältnisse kennen lernen möchte, der mache zu einer Zeit starker Regenfälle diesen Weg; wer sich Stunden des Lebensüberdrusses ersparen will, der sehe, wenn er irgend kann, von dem Unternehmen ab. Mein Gaul stolperte, fast bis an den Bauch versinkend, durch ein Chaos von Schlamm und Steinblöcken. Ich wollte führen. Unmöglich; die Stiefel blieben einfach im Morast stecken. So mußte ich wohl oder übel wieder aufsitzen und den armen Braunen samt der Last meiner Person durch einen Sumpf treten lassen, der bis an die Sporenräder reichte. Es war mittlerweile stichdunkel geworden. Endlich hatte ich die Paßhöhe überschritten, aus der Tiefe blinkte mir ein Licht entgegen. Es dauerte aber noch eine gute Weile, bis ich die Kolonie erreichte. Ich fragte nach der nächsten Venda. „Nur ein paar Schritt weiter," war die Antwort. Ich langte denn auch gleich vor dem Geschäftshaus an. Es war dunkel drinnen.

Digitized by Google

Auf mein Rufen wurde endlich Licht sichtbar, und ein Mann trat heraus, sagte „Guten Abend" und nahm mir den Gaul ab.

Zu essen gab's nicht viel diesen Abend: nur eine Scheibe Speck und ein Stück Maisbrot, dazu trank ich ein Glas Kaschaß. Für meinen Gaul fand sich zum Glück reichlich Mais und Häcksel. Ich übernachtete in einer fensterlosen Sattelkammer und auf einem Lager, auf dem meiner Schätzung nach schon ganze Heere wegemüder Wanderer geruht hatten. Ueberdies war die Stube und das Bett feucht. Trotzdem schlief ich vorzüglich. Am folgenden Morgen verlangte ich Waschwasser. Aber es wurde mir bedeutet, „die" Waschschüssel sei gerade im Gebrauch. Also ging ich an den nahen Bach und nahm dort meine Toilette vor.

Mein Ritt führte mich an diesem Tage durch das Gebiet der Kolonie Blumenau, deren Grenze ich schon am vergangenen Abend überschritten hatte. Der Weg war besser als vorher, wenn auch noch immer schlecht genug. Mit den unglaublichen Wegeverhältnissen muß man sich in Brasilien abfinden. Ist eine Straße einmal angelegt, so wird für ihre Unterhaltung so gut wie gar nichts getan. So verlottert sie mit der Zeit immer mehr. Hier ist am Hang ein Stück Boden abgerutscht, dort klaffen in einem Knüppeldamm die Holzscheite zutage, wie die Knochen eines von Aasgeiern benagten Kadavers, dort überwuchern Lianen, Rohr, Gezweig derart den Weg, daß sich der Reisende mit Hilfe des Waldmessers durchschlagen muß. Makadamisiert sind die Straßen durchweg nicht. Haben Regengüsse den Lehmboden aufgeweicht, dann ist ihr Zustand für einen, der unsere schönen deutschen Landstraßen gewohnt ist, geradezu schaudererregend. Wahre Sümpfe und Seen bezeichnen dann die Wegelinien. Daß Wagen stecken bleiben, ist auf brasilischen Straßen alltäglich. Dann muß abgeladen und die Ladung über die schlimme Stelle hinweggeschafft, oft selbst der ganze Wagen auseinander genommen werden. Ein Glück, daß wenigstens beim Eintritt guten Wetters die genügend freiliegenden Straßen außerordentlich schnell wieder trocknen. Die Brasilier pflegen daher die Sonne ihren großen Wegemacher zu nennen. Mit Recht. Die Sonne m a c h t wirklich erst wieder Wege aus jenem Etwas, das man als langgezogene Sumpflinien oder wie man sonst mag, aber nicht als Wege bezeichnen darf.

Auch die Brücken sind zum größten Teil mehr als erbärmlich, morsch, voller Löcher, halb verfallen. Was tut das? Für eine Weile werden die Planken schon noch halten, und wenn sie nach-

Digitized by Google

her einmal unter einem Wagen oder einem Reitersmann brechen und Räder, Achsen, Knochen in die Brüche gehen, — dann ist ja immer noch Zeit, Abhilfe zu schaffen; wohlgemerkt, nachdem die Brücke eine angemessene Zeit lang in gänzlich unbrauchbarem oder ganz notdürftig gebessertem Zustande dagelegen hat. Der Uebergang über Flüsse und tiefere Bäche wird gewöhnlich durch Fähren vermittelt. Anderwärts fährt oder reitet man einfach durchs Wasser. In diese Lage kommt der Reisende ein übers andere Mal. —

Mein Weg führte durch die lange „Pommerstraße". Im Laufe des Nachmittags erreichte ich die Niederung, die der breite Stromlauf des Itajahy durchzieht. Auf seinem linken Ufer liegt die Ortschaft Carijos, auf dem gegenüberliegenden leuchten die weißen Häuser von Indayal aus dunklem Grün hervor. Ich setzte mit der Fähre über und blieb in Indayal über Nacht.

Am folgenden Vormittag brachte mich ein dreiundeinhalbstündiger Ritt nach dem Städtchen Blumenau. Es war ein herrliches Reiten das prachtvolle Tal des Itajahy abwärts. Bald schimmern die Fluten des Stromes glatt und spiegelblank wie ein See, bald tosen sie brausend und wild schäumend über hemmende Klippen. Felsige Inseln durchbrechen den Wasserlauf. Dichtes Gebüsch bedeckt sie, und da und dort ragt eine Gruppe schlanker Palmen aus ihnen empor. An einer Stelle erheben sich aus dem Strombett gewaltige Brückenpfeiler. Sie stehen schon lange Zeit da, aber die Brücke, die sie tragen sollen, ist noch nicht gebaut; es hat dem Munizip bisher an Mitteln dazu gefehlt. Langgezogene Höhen ragen zu beiden Seiten des Flusses, dunkle Wälder schmücken ihre Hänge. Wohlbestellte Pflanzungen, freundliche Kolonistenhäuser schieben sich dazwischen ein. Und über dem Ganzen liegt ein lachender blauer Himmel, wunderbar klare Luft, leuchtender Sonnenschein.

Allmählich drängen sich die menschlichen Niederlassungen näher und näher zusammen. Ich durchritt eine Häusergruppe, die den Namen Altona trägt, und erreichte nicht lange darauf den Stadtplatz Blumenau. Das überaus stattliche Franziskanerkolleg mit seiner Gartenterrasse und die katholische Kirche lagen hinter mir. Jetzt ritt ich über die etwas wacklig aussehende hölzerne Garciabrücke; zu meiner Linken sah ich im Hafen einen kleinen Dampfer, ein paar Lanchen vor Anker liegen, gegenüber ragt der hübsche dreistöckige Bau des Holetzschen Gasthofes empor. Dort bog mein Weg in eine Allee mächtiger Königspalmen ein, und gleich darauf hielt ich meinen Gaul vor dem Hotel Brazil an.

Digitized by Google

Hier nahm ich für die Zeit meines Aufenthaltes in Blumenau Einkehr. Der Gasthof, dessen Besitzer ein Herr Schmidt ist, gilt als der erste des Städtchens. Er ist etwa von dem Schlage eines besseren Gasthauses in einer deutschen Kleinstadt. Ich war mit Unterkunft und Verpflegung recht zufrieden.

Blumenau erstreckt sich in herrlicher Lage am rechten Ufer des Itajahy; das Landschaftsbild hat Verwandtschaft mit dem irgendeiner kleinen Stadt in einem deutschen Waldgebirge. Drei kleine Dampfer vermitteln den Verkehr nach dem Seehafen Itajahy, mit dem Blumenau überdies durch eine Telegraphenleitung verbunden ist. In der Anlage des Städtchens tritt gegenüber Joinville ein Gegensatz zutage: Blumenau ist zwar luftig, jedoch nicht in dem Maße weitläufig, villenviertelartig gebaut wie die Schwesterstadt am Cachoeira-Fluß. Beiden gemeinsam ist dagegen ein fühlbarer Uebelstand der inneren Einrichtung, nämlich der Mangel an Pflaster. Dazu kommt für Blumenau noch das Fehlen einer Straßenbeleuchtung, um daran zu erinnern, daß wir uns trotz allem, was deutscher Fleiß auf diesem Boden geschaffen hat, doch in noch ziemlich ursprünglichen Verhältnissen befinden. Für diese Verhältnisse aber macht Blumenau einen recht stattlichen Eindruck, einen stattlicheren sogar als Joinville, obgleich es bei einer Einwohnerschaft von nur 2000 Köpfen jenem gegenüber an Größe zurücksteht. Es beruht dies auf dem Vorhandensein ansehnlicherer Läden und der minder ausschließlichen Herrschaft des einstöckigen Baues.

Blumenau hat drei Schulen, zwei Regierungs- und eine Privatschule. Die letztere erhält vom Deutschen Reich Unterstützungsgelder. Früher bezog sie auch vom Staat Santa Catharina einen Zuschuß, der jedoch seit einiger Zeit weggefallen ist. Ebenso wie Joinville besitzt auch Blumenau ein deutsches Konsulat. Es wird von einem eingesessenen Kaufmann, Herrn Salinger, versehen.

Die Presse ist in Blumenau durch den „Urwaldsboten" und die „Blumenauer Zeitung" vertreten. Ein Wort über das deutsche Zeitungswesen im Staate Santa Catharina möge an dieser Stelle Platz finden. Wenn Gernhard in seinem Werke „Dona Francisca, Hansa und Blumenau"*) ausspricht, „man könne vor dem deutschen Zeitungsredakteur in Südbrasilien mit nur geringen Ausnahmen ruhig den Hut ziehen," so muß ich sagen, daß mich der Eindruck, den ich von der deutschen Presse in Joinville und

*) S. 175.

Digitized by Google

São Bento sowohl wie in Blumenau gewonnen habe, keineswegs zu so unbedingter Achtung hinreißt. Im Gegenteil, die Quertreibereien und persönlichen Anfeindungen, denen die Spalten dieser Blätter zum großen Teil dienen, dazu die oft unglaublich unfeine Ausdrucksweise, berühren nichts weniger als wohltuend. — Bisweilen erinnern die deutschen Kolonieblätter von Santa Catharina stark an Mark Twainsches Hinterwäldlertum. So z. B., wenn man im Anzeigenteil einer Zeitung die Worte zu Gesicht bekommt: „Achtung! Da meine Nachbarsfrau mich schon mehrmals mit Waffen überfallen hat, sehe ich mich genötigt, in Zukunft bewaffnet zu gehen . . . R. W. Wunderwald"; oder wenn man einen Artikel liest, wie den, der in einer Nummer des „Urwaldsboten" zu finden ist und folgendermaßen beginnt: „In der Itoupava bestand vor Jahren eine friedliche Schulgemeinde, nun hat aber seit langer Zeit eine Krankheit in dieselbe Einzug gehalten, so daß sie fast aufgerieben ist. Die Ursache dieser Krankheit ist ein von Deutschland und seiner eigenen Mutter verstoßener Taugenichts. Ein Lump, der die ganze Menschheit schändet. Noch sind Leute vorhanden, die nicht wissen, wie sie dieses Scheusal los werden können, obwohl sie alle einsehen, daß es für ihre Kinder zum größten Nachteil ist. Und wenn sie dieses Scheusal nicht bald beseitigen, werden sie später an ihren Kindern die traurigsten Folgen sehen. Darum, Leute, jagt diesen Schurken über eure Grenze, da es noch Zeit ist. Lebenslauf. Emil wurde von Joinville über die Grenze von der Polizei gebracht, er wanderte alsdann nach Blumenau als Zigarrenarbeiter, am Belchior bat er einen Kolonisten um Speise, was ihm auch gewährt wurde; als er sich allein sah, griff er in eine Kommode und nahm sich Reisegeld daraus. Der Kolonist hat noch hinter ihm hergeschossen . . . ." Es folgt die Aufzählung einiger weiterer Schandtaten des Schulmeisters und der schadenfrohe Bericht, wie ihm schließlich aus Rache die Schule abgedeckt wurde, sowie die vielsagende Bitte: „Auch appelliere ich hierdurch an die Herren von Blumenau, die dieses Scheusal noch nicht kennen, ihm kein Gehör zu geben, sondern uns, die wir unsere Kinder als gute brasilianische Staatsbürger und ordentliche Menschen erziehen lassen wollen, nicht zu hindern, sondern zu unterstützen." —

Blumenau hat mancherlei bewegte Schicksale hinter sich. Dahin gehört eine Reihe von Ueberschwemmungen, die infolge von Anschwellungen des Itajahy eingetreten sind. Die letzte dieser Ueberschwemmungen war die von 1880. Damals stieg das Wasser über das

Digitized by Google

erste Stockwerk empor, und auf den ehemaligen Straßen verkehrte man mit Canoas. Der Schaden war ungeheuer.

Die politischen Wirren des vergangenen Jahrzehntes waren für das heute so stille Landstädtchen am Itajahy eine ereignisvolle Zeit. Die Blumenauer standen im Vordergrunde der gegen den verhaßten Governador Pinheiro Machado gerichteten Bewegung. Im geheimen Einverständnis mit der Bundesregierung marschierte im Juli 1893 ein starker Trupp Blumenauer Männer nach Desterro und vertrieb den Governador aus seinem Palaste. Infolge veränderter Stellungnahme der Bundesregierung besetzte Machado allerdings seinen Posten von neuem. Die Polizeitruppen aber, die auf sein Geheiß den Blumenauern entgegenmarschiert waren, diese jedoch verfehlt hatten, wurden, als sie in Blumenau eindringen wollten, mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Während des im folgenden Jahre ausgebrochenen Aufruhrs der föderalistischen Partei flutete durch Blumenau ein wildes Treiben. Die Blumenauer guarda nacional stand damals dauernd unter Waffen, um Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten.

Digitized by Google

Der Brasilier.

Die Rasse. — Paciencia. — Gastfreiheit. — Aeußere Lebensformen. — Brasilisches Beamtentum und öffentliches Leben. — Geistige Veranlagung des Lusobrasiliers. — Erwerbsleben des Volkes. — Anspruchslosigkeit und Untätigkeit. — Unbrauchbarkeit des Volkes zu kultureller Arbeit; Bedeutung der deutschen Kolonisation.

Ich habe den verehrten Lesern nun schon eine ganze Weile von Brasilien erzählt, aber noch nichts von der eingesessenen Bevölkerung des Landes. Das sei jetzt nachgeholt.

Es ist ein Gemisch der allerbuntesten Elemente, das die Städte Brasiliens und seine Wälder und Campos bevölkert. Schon auf der pyrenäischen Halbinsel hatte ja die Völkergeschichte Iberer, Kelten, Romanen, Germanen, Mauren, Juden und Zigeuner untereinander gekocht. Zu dem Gebräu, das der Hexenkessel hervorgab, tat sie in der neuen Welt noch einen gehörigen Zusatz von Negern verschiedenster Herkunft — die durch die Einrichtung der Sklaverei herangezogen wurden — und einen guten Schuß Indianerblut. So entstand das brasilische Volk, unter dem der Teil der Einwohnerschaft Brasiliens verstanden sei, der nicht wie die deutschen, italienischen, schwedischen Einwanderer erst in neuerer Zeit zugezogen ist. Die Mischung ist nicht gleichmäßig geraten. Das Brasiliertum weist die verschiedenartigsten Erscheinungen vom ebenholzfarbenen Neger bis zum blaßbraunen, bisweilen blauäugigen Portugiesentypus auf. Sehr bedeutend ist der Zusatz von afrikanischem, geringer der von indianischem Geblüt, der sich durch auffallend straffes schwarzes Haar kundtut. Die Mischlinge von Negern und Europäern heißen Mulatten, die von Europäern und Indianern Mestizen und beim Volke „Caboclos", die — übrigens sehr seltene — Kreuzung von Neger und Indianer wird als Zambo bezeichnet. Die mehr oder minder unvermischten Angehörigen der portugiesischen Rasse nennen sich Lusobrasilier.

Digitized by Google

Seßhafte Buger.

Brafilier bei der Waldarbeit.

Digitized by Google

Der Neger tritt besonders stark in den nördlichen Staaten des brasilischen Bundes auf. Wer z. B. die Straßen der großen Handelsstadt Bahia durchwandert, der sieht beinahe nur Schwarze und Fast-Schwarze um sich her. In den höheren Ständen ist die äthiopische Beimengung minder bedeutend als in den breiten Schichten des Volkes. Doch ist auch in diese Kreise immerhin eine ganze Menge afrikanischen Blutes durchgesickert. Trotz dieser weitgehenden Vermischung genießt der Neger wenig Ansehen im Volke. Daß Negerblut in seinen Adern rolle, gibt nicht leicht einer zu, mag die Tatsache noch so offensichtlich sein.

Die Brasilier, mit Ausnahme der Neger und der Mischlinge von überwiegend äthiopischem Geblüt, sind durchgängig klein und unansehnlich von Gestalt. Große Menschen finden sich selten unter dem Volke, und Leute, die wir nach unsern Begriffen etwa als auffallend stattliche Erscheinungen bezeichnen, bilden in Brasilien schon ein kleines Wunder. Unter der ganzen brasilischen Bevölkerung, namentlich derjenigen der nördlichen Landesteile, tritt eine starke Entartung zutage, die zum Teil auf dem Einfluß des Klimas, zum Teil auf der erschreckenden Verbreitung von Tuberkulose und Syphilis beruhen mag.

Die Verschiedenartigkeit der Herkunft des Volkes äußert sich natürlich in einer Verschiedenartigkeit des Wesens der einzelnen Volksbestandteile. So wird von einem Kenner des Landes, Georg Knoll im Campos Novos,*) dem Mulatten Begabung für Musik und Poesie, dabei aber auch Eitelkeit, Hinterlist, Rachsucht zugeschrieben, der Mestize als stiller, ernster, unergründlicher Mensch, als hochbegabt, als rasend in Liebe und Haß gekennzeichnet, während dem Neger nach allgemeinem Urteil bei Faulheit und Unwissenheit eine tiefe Ergebenheit gegen seinen Brotherrn eigen sein soll.

Ich will und kann keine eingehende und erschöpfende Charakteristik des brasilischen Volkes liefern. Nur soweit sollen seine Eigenschaften geschildert werden, wie die flüchtigen Eindrücke reichen, die sich dem Reisenden darbieten.

Eines tritt in dem Wesen der gesamten einheimischen Bevölkerung Brasiliens augenfällig zutage; das ist der stark entwickelte Hang zu gleichgültiger Ruhe, die Abneigung gegen jegliche Hast. Ein Nordamerikaner tat mir gegenüber einmal die gute Aeußerung:

*) „Die Hochlande von Lages", im „Kalender für die Deutschen in Brasilien". 1904. Rotermund, São Leopoldo. S. 80.

Digitized by Google

„Das erste, was ich von der Sprache des Landes gelernt habe, war: »espere um pouco« — »amanhã« — »se Deus quizer« — »paciencia«"; d. h. „warten Sie ein wenig" — „morgen" — „so Gott will" — „Geduld". Das ganze brasilische Tun und Treiben: das Straßenleben der Städte, Eisenbahn- und Schiffahrtsbetrieb, der Geschäftsverkehr, die Arbeit in Werkstätten und Fabriken, alles steht im Zeichen des Wahlspruches: Geduld. Er offenbart sich auch in den kleinsten Zügen des täglichen Lebens. Wenn einer zu seinem Nachbar ins Haus kommt, um einen noch so unschwierigen Handel mit ihm abzuschließen, eine Flasche Schnaps zu kaufen oder dergleichen, so eröffnet er keinesfalls in der nächsten halben Stunde die Absicht, die ihn herführt. Nein, auch hier heißt es: paciencia. Der Mann redet zuerst von diesem und jenem und noch einigem andern, oder er redet auch nichts, sondern hockt schweigend auf dem Schemel, raucht seine Zigarre, trinkt seinen Kaffee oder Mate. Auf diese Weise wird ein gut Stück Zeit totgeschlagen, bis der Besucher endlich beiläufig, wie um eine Gesprächspause zu füllen, mit seinem Anliegen herausrückt. So und nicht anders will es die gute Sitte. Denn dem Brasilier ist die paciencia geradezu Schicklichkeitssache geworden; mit solcher Antipathie empfindet er Ungeduld und Eile als Widerspruch gegen sein eigenstes Wesen.

Der Fremde, dem die dilatorische Lebensweisheit des Brasiliers von Natur fernliegt, muß sie sich aneignen, sonst erlebt er vielen Aerger. Als ich einmal in einer brasilischen Herberge auf dem Kamp übernachtete, fragte ich abends den Wirt nach meiner Rechnung, da ich zeitig aufzubrechen gedenke. Wann ich denn aufstehen wolle, meinte der andere, er werde mich wecken und für Kaffee sorgen. Ich entgegnete, um sechs Uhr; ob er denn schon so früh bei der Hand sei. »As seis!« Der Wirt machte ein ganz wegwerfendes Gesicht. „Um fünf, um vier, um drei Uhr, wenn Sie wünschen!" Er sagte das mit einem solchen Ausdruck biederer Zuverlässigkeit, daß ich mich betören ließ und müde, wie ich war, ohne mir um das zeitige Erwachen Sorge zu machen, einschlief. Als mich des Morgens ein kräftiges Klopfen weckte, war es 8 Uhr. Das ist nun am Ende nicht gar so absonderlich; bei uns zu Lande wird ja auch genug vergessen und verbummelt. Das Wunderliche aber war — und das ist typisch brasilisch —, daß mein Wirt nicht dergleichen tat, als ob etwas nicht in Ordnung sei. Im Gegenteil, als ich meinen Gaul gesattelt hatte und mich, ohne noch nach dem Frühstück zu fragen, zum Aufbruch anschickte, meinte er ganz ver-

Digitized by Google

wundert und treuherzig, ich werde doch nicht nüchternen Magens reiten. Der Kaffee sei bald fertig. Mir kam es auf etwas mehr oder weniger Zeitversäumnis nicht mehr an. Das Ziel, das ich mir für den Tagesritt vorgenommen hatte, konnte ich doch nicht mehr erreichen. Also wartete ich in landesüblicher Geduld — eine geschlagene Stunde auf den Kaffee.

Ein großer Vorzug des Brasiliers ist seine weitgehende Gastfreundschaft. Der Fremde, der das Land durchreitet, mag beim reichsten Großgrundbesitzer oder an der dürftigsten Hütte Aufnahme begehren, sie wird ihm stets in der zuvorkommendsten, herzlichsten Weise gewährt, und stets tut der Gastgeber alles, was in seinen Kräften steht, um dem Gaste den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Namentlich auf dem Kamplande, dessen Bewohner mit Recht als der beste Teil des Volkes gelten, kann man diese schöne Eigenschaft des brasilischen Wesens kennen und schätzen lernen.

Noch etwas ist mir gerade unter der Kampbevölkerung besonders in die Augen gefallen. Es ist die Höflichkeit und Gewandtheit, die auch der gewöhnliche Mann im Umgang an den Tag legt. Der letzte barfüßige Knecht küßt der Frau des Hauses, dem er einen Besuch abstattet, mit der nämlichen Ritterlichkeit die Hand wie ein salongewohnter Kavalier. Ein Reisekamerad sagt beim Abschied zu andern: »desculpe«, d. h. „entschuldigen Sie". Als mir dies zum erstenmal begegnete, verstand ich den Sinn der Redensart nicht und fragte, was denn zu entschuldigen sei. „Meine schlechte Gesellschaft" war die Antwort. Eine gewisse Ueberschwenglichkeit tut sich in den Umgangsformen des Brasiliers kund. Sie äußert sich zum Beispiel in der Art des Willkomm- und Abschiedsgrußes, wie er nicht nur unter guten Bekannten, sondern auch unter Männern üblich ist, die sich nur oberflächlich kennen gelernt haben. Er vollzieht sich in der Weise, daß sich die beiden die rechte Hand geben, dabei mit dem linken Arm einander umfassen und mit der freien Hand sich gegenseitig ein paarmal auf den Rücken klopfen. Frauen, auch wenn sie einander nur wenig kennen, pflegen sich zum Willkomm und zum Abschied zu küssen.

So gewandt sich der Brasilier zu geben weiß, fehlt gleichwohl der feinen Gesellschaft in hohem Maße das, was wir als gute Manieren bezeichnen. Namentlich bei Tische macht sich diese Tatsache in sehr unliebsamer Weise bemerkbar. Der allerelegantest gekleidete und mit dem allermodernsten Schlips geschmückte Nachbar entblödet sich nicht, gleich nach der Suppe auf die ungenierteste

Digitized by Google

Art mit dem Zahnstocher im Munde herumzuklappern. Das spitzige Werkzeug beim Sprechen zwischen den Zähnen stecken zu lassen oder zierlich hinters Ohr zu stecken wie ein Schreiber seine Feder, scheint für vornehme Nonchalance zu gelten. Wenn morgens beim Kaffee an der Gasthoftafel das Mundtuch fehlt, ersetzt seine Stelle das Tischtuch. Oft kann man die gleiche Beobachtung selbst dann machen, wenn jenes Gedeckstück vorhanden ist. In diesem Falle spielt wohl die Macht einer häuslichen Gewohnheit ihre Rolle. Unsereinen mutet dergleichen wenig appetitlich an, vielmehr bietet es einen, gelinde gesagt, höchst befremdenden Anblick, wenn z. B. eine junge Dame in duftigster Pariser Toilette den roten Mund an einem Tuche wischt, das bisweilen andern Sterblichen zu jedem sonstigen Reinigungszweck zu schmierig wäre. Rülpsen und Spucken in jeder Lebenslage gilt in Brasilien dem vornehmsten Mann nicht für kommentwidrig. Das Spucken zumal spielt beim brasilischen Gentleman eine unendlich wichtige Rolle. Auf der Promenade, im Café oder Restaurant, in der Wohnstube, selbst bei Tische wird gespuckt, in letzterem Fall womöglich in die Serviette.

Die unglaubliche Unmanier der portugiesischen Rasse tritt noch in einer andern Erscheinung zutage, die zu bezeichnend ist, als daß ich sie mit diskretem Schweigen übergehen möchte. Es ist der Zustand, den selbst in feinen Gasthöfen gewisse Oertlichkeiten aufweisen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung eine Bemerkung Gerstäckers, daß nämlich auf den Watercloseten englischer Schiffe die Gesetze der Reinlichkeit nur in portugiesischer Sprache angeschlagen seien. Die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung wird einem in Brasilien recht einleuchtend. In einem deutschen Gasthof von Porto Alegre hat der Besitzer einem — ebenfalls nur in portugiesischer Sprache abgefaßten — Anschlag ähnlichen Inhalts die Bemerkung beigefügt, denjenigen seiner geehrten Gäste, deren Neigungen die Innehaltung der vorgeschriebenen Regeln nicht entspreche, stehe im Hofe eine besondere Räumlichkeit zur Verfügung, die zweifellos allen ihren Ansprüchen gerecht werde. Ich hatte Interesse genug für brasilisches Leben, die Räumlichkeit in Augenschein zu nehmen, und kann versichern, sie war allerdings imstande, den weitgehendsten Anforderungen in der fraglichen Richtung zu genügen.

Um von den äußeren Lebensformen des Brasiliers auf tieferliegende Züge seines Wesens zu kommen, so fällt vor allem die bodenlose Verdorbenheit auf, die sich im Beamtenstande breit macht.

Digitized by Google

Willkürlichkeiten aller Art, selbst Gewalttaten rohester Natur, Bestechungen, Ausbeutung der Amtsgewalt zum eigenen Vorteil sind an der Tagesordnung, von Vetternschaft und Protektionswirtschaft gar nicht zu reden. Echt brasilische Zustände geben sich z. B. in Vorfällen kund, wie dem, den im Jahre 1903 die Zeitungen aus einer Stadt von Paraná berichteten. Dort waren drei Polizeioffiziere in die Wohnung eines Untergebenen eingedrungen und hatten dessen Frau belästigt. Als der Mann erschien und den wackeren Wächtern der öffentlichen Sicherheit wehren wollte, wurde er kurzerhand niedergestochen.

Welche Rolle im brasilischen Staatsleben die Käuflichkeit spielt, das beweist am allerbesten die Tatsache, daß man — und zwar selbst in öffentlichen Nachrufen — einer verstorbenen oder aus ihrer Stellung geschiedenen politischen Persönlichkeit als ganz besonderen Vorzug ihre Unbestechlichkeit nachrühmt, wie dies, um nur einen Fall zu nennen, mit Bezug auf den im Jahre 1903 verstorbenen großen Riograndenser Staatsmann Julho Prates de Castilhos geschah. Müßte doch in einem gesunden Staatswesen schon die Andeutung der gegenteiligen Möglichkeit, die in einem solchen Nachruf läge, jedem feineren Empfinden eine grobe Taktlosigkeit bedeuten.

Von Unterschlagungen an öffentlichen Kassen ist in den Zeitungen fast alltäglich die Rede. Diese Unterschleife gehen in die Hunderttausende, ja in die Millionen. Im Jahre 1903 berichteten die Blätter von einem solchen Millionendiebstahl, der an der Münze durch Hinterziehung von Verbrauchssteuermarken verübt worden war. Der Hauptschuldige soll der Schatzmeister der Münze gewesen sein. Andere Veruntreuungen von ungeheurem Umfang wurden zu jener Zeit durch die vom Bundespräsidenten angeordneten Untersuchungen im Bundesschatz, in der Schuldentilgungskasse, in der Bundespostverwaltung aufgedeckt.

Was der Egoismus auf der einen Seite der Allgemeinheit wegnimmt, das bringt er oft auf der andern Seite zu größerem oder geringerem Teil wieder ein, weil ein Egoismus gegen den andern steht. So schaffen in den verderbten Zuständen des brasilischen Staatswesens persönlicher Ehrgeiz und persönliche Feindschaft einen gewissen Ausgleich, indem sie sich jener Zustände im eigenen Interesse bemächtigen. Dabei treten denn freilich Schauspiele zutage wie das, in dessen Mittelpunkt im Jahre 1903 der Abgeordnete Varella stand. Dieser warf in der Kammer zu Rio de Janeiro einer Anzahl von politischen Persönlichkeiten die furchtbarsten Beschimp-

Digitized by Google

fungen ins Gesicht; so dem Paranenser Abgeordneten Senator Vicente Machado und dem Präsidenten von São Paulo, Bernardino de Campos, dem er vorwarf, er habe Geld aus der republikanischen Bank für seine Verwaltung genommen und die Ausgabe als Kursverlust gebucht. Von der Gegenseite wurde mit heftigen Schmähreden und widerwärtigen Beschuldigungen entgegnet, kurzum, es entstanden Auftritte, wie sie sich kaum ekelerregender denken lassen.

Die geistige Veranlagung des Lusobrasiliers — um nur von dem herrschenden und am besten begabten Volksteil zu sprechen — kennzeichnet neben der Fähigkeit geistvoller Auffassung eine unglaubliche Oberflächlichkeit. Die rednerische Begabung ist bedeutend, aber die glänzende Darstellung, die klingende Redensart ist ihr Götze. Die Wirklichkeit und der Sinn der Dinge wird gedreht und gewendet, wie es der Rhetorik gerade in den Kram paßt. Selbst auf eine grobe Geschichtsfälschung kommt es dabei nicht an. Ein schönes Beispiel hierfür ist die Auslassung eines bekannten Journalisten und Redners, José de Patrocinio, die er im Jahre 1903 zur Verherrlichung des Luftschiffers Santos-Dumont durch die in Rio de Janeiro erscheinende Zeitung „Paiz" veröffentlichte und kurz darauf im Theatro Lyrico zu Rio als Rede zum besten gab.*) Santos-Dumont ist brasilischer Abkunft, seine Erfolge auf dem Gebiet der Luftschiffahrt haben daher in Brasilien eine ungeheure Begeisterung hervorgerufen, zumal große Männer dünn gesät sind unter dem Volke. Jene Auslassung José de Patrocinios fand großen Beifall, dem z. B. die „Gazeta de Noticias" — auch auf gut brasilisch — durch die Bezeichnung als »chuva de estrellas«, „Regen von Sternen", Ausdruck verlieh. Die Darstellung hebt damit an, wie bei der Belagerung von Paris die französischen Ballons emporstiegen und ihre Insassen dem deutschen Heere entkamen, voran Gambetta, der so Gelegenheit gewann, die Verteidigungsmacht des Landes neu zu organisieren. „Mit seinem genialen Scharfblick erkannte Bismarck sofort, daß ihm die Beute entrann." — „Daß ihm die Beute entrann", das gibt den Grundton der Erörterung. „Der Ballon," heißt es weiter geradezu, „rettete Frankreich . . . Seine großen Männer, unter denen ein Montgolfier das erste er-

*) Herr Dr. W. Schultz in Porto Alegre hat mich auf diese Auslassung aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

folgreiche Luftschiff baute, erkannten von Stund an den unschätzbaren Wert der glücklichen Erfindung.“ Jetzt aber, wird ausgeführt, habe der Ballon eine Seele erhalten; ein brasilischer Geist habe sie ihm eingehaucht. In endlosen Tiraden geht es weiter. „Santos-Dumont ist nicht nur ein Genie, er ist ein Auserwählter; er begründet nicht nur seinen eigenen Ruhm, er begründet den Ruhm eines Volkes. Der Ballon ist die Wiege unserer Zukunft. Ich blicke auf ihn wie auf den weidengeflochtenen Korb, darin Bethsabe den Gesetzgeber des Volkes Jesu barg.“ Zum Schlusse heißt es: „Und ich glaube, daß vielleicht in kurzem bei der europäischen Ausdehnungspolitik Santos-Dumont dazu kommen wird, Brasilien zu retten, wie Montgolfier Frankreich rettete.“ Mit der „europäischen Ausdehnungspolitik“ ist natürlich die deutsche Politik gemeint, von der man, wie ich schon erzählte, in weiten brasilischen Kreisen annimmt, sie sei auf die Aneignung der brasilischen Südstaaten gerichtet.

Was will ein bißchen plumpe Geschichtswahrheit bedeuten, wo es sich darum handelt, eine so glänzende Parallele zu ziehen und einen Mann zu feiern wie Santos-Dumont, den Nationalhelden des Tages, dem zu Ehren man Feuerwerk auf Feuerwerk herunterbrennt, auf dessen Namen man die neuesten Hut-, Kragen-, Krawatten- und Schuhmodelle tauft; den selbst Männer der ernsten Wissenschaft mit rednerischen Leistungen verherrlichen, wie sie die Begrüßungsansprache des Leiters einer polytechnischen Hochschule darstellt, aus der ich als weiteren Beitrag zum Kapitel von der brasilischen Rhetorik einen Abschnitt wiedergeben will. Er lautet: „Wenn Sie eines Tages auf Ihren luftigen Flügen in die Nähe der Sonne kommen — was nicht unwahrscheinlich ist, weil die Wissenschaft auf der Bahn des Fortschritts kein Hindernis kennt —, so sagen Sie ihr, daß Brasilien glücklicher sei als sie. Denn die Sonne hat keinen Mann hervorgebracht wie Santos-Dumont.“*)

Wie in so vielen andern Zügen menschlicher Daseinsbetätigung, so treten auch im Erwerbsleben der Völker die Gegensätze ihrer Charaktere zutage.

---

*) Ich entnehme die Wiedergabe der Worte dem in Porto Alegre erscheinenden „Deutschen Volksblatt“, dem das Verdienst gebührt, sie als das gegeißelt zu haben, was sie sind.

Digitized by Google

Die alteingesessene Bevölkerung Brasiliens kennzeichnet in dieser Hinsicht ihre geringe Neigung zum Ackerbau. Das eigentlichste Arbeitsfeld des Brasiliers ist die Viehzucht, jene Viehzucht urwüchsigster Form, wie sie seit Jahrhunderten auf den weiten Campos Südamerikas zu Hause ist. Auf die Erscheinungen dieses Arbeitsgebietes will ich indessen erst dann näher eingehen, wenn meine Erzählung den Boden der Campos betritt.

Im Urwald lebt der Brasilier als Jäger und Fischer. Auf schmalen, kaum wahrnehmbaren Steigen folgt er dem Wild. Mit sicherer Hand lenkt er die Canoa, den aus einem gehöhlten Baumstamm bestehenden Kahn, über die reißenden Wasser der Flüsse. In der Handhabung der Flinte und namentlich der Schrot-Pistole hat er ein beträchtliches Geschick, wenngleich er nicht gerade der vortreffliche Schütze ist, als den unsere Indianerbücher den Waldläufer des Westens gemeinhin schildern. Eine derartige äußerste Fertigkeit tut ihm auch gar nicht not. Zu Schüssen auf flüchtiges Wild bietet die Jagd im dichten südamerikanischen Urwald wenig Gelegenheit. Die Hauptsache ist, das Reh, das Wildschwein oder den Tapir, den Tiger oder Silberlöwen im Dickicht zu finden, und darin kommt dem Sohn der brasilischen Wildnis neben der vortrefflichen Nase der jagdgewohnten Hunde seine eigene natürliche Findigkeit, sein Ortssinn, seine Vertrautheit mit dem Leben des Waldes trefflich zustatten. Mit Vorliebe sucht er das Wild im Wasser zu Schusse zu bekommen, in das es sich vor den Hunden zu flüchten pflegt. Hat er das Tier in gehöriger Nähe, so tut der alte Vorderlader schon seinen Dienst, wenn der Jäger nicht vorzieht, dem Tier mit dem Facão, dem langen Waldmesser, zu Leibe zu gehen.

Auch etwas Feldbau treibt der Urwaldbewohner. Doch vollzieht sich dieser Feldbau in Gestalt einer Raubwirtschaft ursprünglichster Art. Ein großes Stück Wald wird gerodet, aber nur ganz notdürftig, ein großer Teil der Bäume bleibt stehen. Dann wird das gerodete Land bepflanzt. Die Pflanzung gründlich von Unkraut zu säubern, die Maiskolben zu „bicken", d. h. nach unten zu wenden, um sie gegen die schädliche Einwirkung des Regens und gegen Papageienfraß zu schützen, vor erneuter Bebauung des Landes den Boden gehörig mit der Hacke durchzuarbeiten, zu alledem ist der Brasilier zu bequem. So liefern ihm denn Mais, Mandiok, Bohnen, obwohl oft in Mengen gepflanzt, gewöhnlich nur

Digitized by Google

ganz geringe Ernten, die häufig kaum ausreichen, den eigenen Bedarf der Familie zu decken.

Höchst selten ist der Brasilier Eigentümer des Landes, das er bebaut. Meist haust er als Intruso, als rechtloser Eindringling. Ist der Grund und Boden soweit ausgenutzt, daß jene ursprüngliche Art der Bewirtschaftung keinen Ertrag mehr aus ihm herauszuziehen vermag, oder hat der Wildbestand des Waldes, der Fischreichtum der Wasser nachgelassen, so wandert die Familie weiter und begründet anderswo ihr Heim.

Der Brasilier ist anspruchslos, in einem Maße anspruchslos, das dem Deutschen kaum verständlich erscheint. Zur Wohnung genügt ihm eine Hütte, die oft nicht einmal eine einzige Fensterluke aufweist und an Dürftigkeit den Indianerbehausungen, wie man sie beispielsweise in den Aldeamentos von Nonohay sieht, nichts nachgibt. Mehl von Mandiok oder Mais, geröstete Maiskolben, schwarze Bohnen und getrocknetes Fleisch, dann und wann ein Stück Wildbret bilden die ziemlich ausschließliche Nahrung eines großen Teils der Bevölkerung. Gehen die Lebensmittel aus, so wird gehungert, und zwar mit einer Selbstverständlichkeit und einer durch Uebung erworbenen Meisterschaft, die dem Germanen Achtung abnötigt.

Gerade in dieser Anspruchslosigkeit des Volkes, so glücklich sich der einzelne bei ihr befinden mag, liegt die Unmöglichkeit begründet, den Brasilier zum seßhaften Ackerbauer zu erziehen und so für die kulturelle Förderung des Landes zu gewinnen. Wo kein Bedürfnis, da ist kein Streben, und wo kein Streben, da ist kein Fortschritt, so stolz auch das Wort „Progresso" auf der brasilischen Flagge prangt. In der Anspruchslosigkeit des Brasiliers liegt der tiefste Grund seiner Untätigkeit. Da er nicht viel braucht, wozu soll er sich da viel mit harter Feldarbeit plagen? Viel lieber kauert er am Herdfeuer bei Kaffee oder Mate und der geliebten Zigarette aus schwarzem Tabak, den er mit einem Stück Maisblatt umhüllt. Oder er sattelt seinen mageren Gaul und geht auf Besuchsreisen. »Passear um pouco«, „ein wenig spazieren reiten", das ist die Antwort, die man oft erhält, wenn man unterwegs einem Reiter begegnet und ihn nach dem Wohin? fragt. An der Hütte des nächsten guten Bekannten hält er an. Auf seinen Anruf tritt der Besitzer heraus und fordert den Ankömmling zum Absteigen und Eintreten auf. Drinnen

Digitized by Google

hockt er Stunde um Stunde bei den Gastfreunden. Gesprochen wird nicht viel dabei. Das eintönige Leben gibt wenig Stoff zu Gesprächen. In schweigendem Behagen sitzt die Runde beisammen, und schließlich trennt man sich mit einem angenehmen Bewußtsein, auf das der anspruchsvolle Europäer nach dem glänzendsten Diner oder Ball leider so oft verzichten muß: ein Stück Zeit mit Genuß totgeschlagen zu haben.

Findet der Brasilier wenig Geschmack an der Arbeit, so läßt sich dies von der Brasilierin noch weit mehr sagen. Ihre Tätigkeit erschöpft sich in der Besorgung des Hauswesens. Große Mühen erwachsen ihr daraus nicht, da eine glückliche Veranlagung ihres Gemütes sie davor bewahrt, sich übertriebenen Skrupeln über den Reinlichkeitszustand der Stube oder der Kinder hinzugeben. Den Rest ihrer Zeit bringt sie in holdem Nichtstun zu. Dazu raucht sie Zigaretten, oft auch dicke Zigarren und spuckt in die Stube, beides Fertigkeiten, auf die sie sich versteht wie ein Mann.

Wenn der Brasilier bei einer derartigen Veranlagung seines Wesens bisweilen hungern muß, er verhungert darum nicht. Oft freilich verkauft er Stück Vieh um Stück Vieh, und wenn er Grundeigentümer ist, einen Fetzen Land nach dem andern, um sich den notdürftigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Nennt er gar nichts mehr sein eigen, so muß er eben einmal ernstlich an Arbeit denken, auf Tagelohn gehen oder irgendwo roden und pflanzen. Einen Sack Mehl oder Bohnen für die nächste Zeit wird er auch schon irgendwo auf Borg erhalten; die Kaufleute sind ans Borgen dort zu Lande gewöhnt. Bares Geld hat der Sohn des Urwaldes oder der Campanha selten in Händen. Was er an Erträgen seines Feldbaues oder seiner Viehzucht, an Beute von Jagd oder Fischfang zum Händler bringt oder an Lohn erhält, muß meist zur Deckung im voraus darauf gemachter Schulden dienen.

Kein Wunder, daß ein derartiges Element sich unfähig erwiesen hat, die Wildnisse des Landes der Kultur zu erschließen. Ein anderer Schlag von Menschen war dazu erforderlich, Menschen mit Ansprüchen ans Leben, mit Wünschen und Hoffnungen, mit angeborenem Sinn für das Behagen eines seßhaften Daseins, Menschen von Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsausdauer taten not, um die Schätze des Landes zu heben. Die berufen waren, diese Aufgabe zu erfüllen, kamen fernher, von den Höhen des Hunsrücks, aus der Rheinpfalz, aus Westfalen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern. In harter Arbeit und Entsagung, in erbitterten Kämpfen

Digitized by Google

mit dem Urwald und seinen wilden Bewohnern begründeten sie ihr Dasein. Viele Stunden, oft Tage weit schleppte der Siedler auf der starken Schulter die dürftigen Lebensmittel herbei, schleppte er die Erträge seiner Arbeit zum Händler. Nach und nach aber ward es licht in der Wildnis. Fahrbare Straßen erschlossen das Land, stattliche Anwesen, freundliche Weiler und Städtchen erstanden.

Erst die bäuerliche Siedelung deutscher Einwanderer schuf die Werte, welche die materielle Möglichkeit kultureller Weiterentwickelung im Süden Brasiliens begründete. So erst konnte Handel und Industrie erblühen, so nur ist es möglich geworden, daß der Staat Rio Grande do Sul, die Hauptstätte der deutschen Siedelung in Südamerika, heute seinem Kulturstande nach unter den brasilischen Bundesstaaten einen der ersten Plätze einnimmt.

An jener kulturellen Fortentwickelung des Landes aber, die in der bäuerlichen Kolonisation wurzelt, haben die Deutschen wiederum einen hervorragenden Anteil. Sie nehmen in Südbrasiliens Handel und Industrie die erste Stelle ein. So sind die Großkaufleute und Fabrikanten der wichtigsten südbrasilischen Handelsstadt, Porto Alegre, zum weitaus größten Teil Deutsche.

Mit Fug und Recht darf man daher sagen: was Südbrasilien heute ist, verdankt es deutscher Arbeit.

Digitized by Google

Der landeseinheimische Deutsche.

Körperliche Beschaffenheit. — Sprache. — Lebensverhältnisse. — Volksart. — Stellung zum brasilischen Volkstum. — Politische Stellung. — Südbrasiliens Bedeutung für Deutschland.

Wenn ich im folgenden eine Schilderung deutschen Kolonistenlebens entwerfe, so hält sich diese Schilderung zunächst an die Verhältnisse, wie sie in Santa Catharina, insbesondere in der Kolonie Blumenau, bestehen, bei der die Beschreibung meiner Reise vorläufig Halt gemacht hat. Doch sind jene Zustände im großen ganzen für das gesamte Gebiet der deutschen Siedelung in Südbrasilien, also namentlich für die noch umfangreicheren Kolonien des Staates Rio Grande do Sul typisch, wenngleich bei der ungeheuren Ausdehnung der von Deutschen bewohnten Gebiete natürlich da und dort Besonderheiten vorhanden sind. Auf solche Besonderheiten werde ich gelegentlich zu sprechen kommen.

In der körperlichen Erscheinung des Blumenauer Kolonisten macht sich gegenüber der bäuerlichen Bevölkerung Deutschlands ein Gegensatz bemerkbar, der in einem ungünstigen Einfluß des Landesklimas seinen Grund zu haben scheint. Von einer eigentlichen Entartung der Rasse kann zwar nicht die Rede sein. Aber die Gesichtsfarbe der im Lande Geborenen ist bleich mit leicht gelblichem Anflug. Auch sind sie durchschnittlich von minder kräftigem Wuchs als der deutsche Bauer. Ueberschlanke Gestalten finden sich in großer Anzahl. Auffallend ist die Häufigkeit schlechter Zähne.

Vermischung mit Brasiliern ist in dem Gebiet der bäuerlichen deutschen Siedelungen verhältnismäßig selten. Daher haben sich die Eigentümlichkeiten des germanischen Typus erhalten; ja, es ist mir vorgekommen, als wären blonde Haare und blaue Augen unter

Digitized by Google

den im Lande Geborenen in weiterem Umfange vertreten als bei den Stammesverwandten in der Heimat. Eine gewiß bemerkenswerte Erscheinung, deren Beobachtung mir übrigens von anderer Seite bestätigt worden ist.

Auch die deutsche Sprache hat sich in Blumenau erhalten. Freilich konnte es nicht ausbleiben, daß eine ganze Anzahl brasilischer Wörter und Wendungen in die Mundart der Kolonisten eindrangen. Trat doch hier auf dem Boden der neuen Heimat in den Anschauungskreis der Einwanderer eine Menge von Begriffen, die ihnen bisher fremd waren. Zu ihrer Bezeichnung lag nichts näher, als einfach die betreffenden Ausdrücke der Landessprache zu übernehmen. So nennen die Kolonisten das gerodete Waldstück „Rosse" (roça), das zur Waldarbeit dienende lange Messer „Fakong" (facão), das Maultier „Mule" (mula), die lederne Reitdecke „Garonne" (garonna), den Packsattel „Kangalje" (cangalho), den landesüblichen Kram- und Schankladen „Vende" (venda).

Daneben hat allerdings eine Anzahl von Brasilismen Eingang gefunden, deren Aufnahme nicht dem eben angeführten Grunde zuzuschreiben ist, sondern als Willkürlichkeit erscheint. So kommt das Verneinungswort durchweg als não, ungefähr gleich dem französischen non, aus dem Munde des Kolonisten, und oft wird dahinter nach brasilischer Art mit besonderm Nachdruck das Wort »Senhor« gesetzt, wie auch bisweilen ein pathetisches »Sim Senhor« das deutsche „Ja" vertritt. Mitten im deutschen Satze wird mitunter statt „ungefähr" »mais ou menos«, statt „und so und so viel" »e tanto« gebraucht, z. B.: „Sie haben noch mais ou menos vier Stunden zu reiten" oder „Ich habe dafür hundert e tanto Milreis ausgegeben." Der brasilische Abschiedsgruß »'té logo«, „bis später", ist auch unter den Deutschen gebräuchlich. Statt „Hang" oder „Böschung" sagt der Kolonist „Baranke" (baranca), statt „Halfter" „Kabreste" (cabresto), statt „Tor" „Portong" (portão), statt „Weide" „Past" (pasto). Häufig wird das Wort „ziehen" durch „puschen" (puchar), das Wort „rasten" durch „posen" (posar), das Wort Bach durch „Riberong" (ribeirão) ersetzt.

Wie man sieht, machen sich die Deutschen in der Regel die brasilischen Wörter durch kleine Veränderungen mundgerecht. Bemerkenswert ist dabei die Bevorzugung weiblicher Bildungen. Es heißt: „die Kangalje", „die Kabreste", „die Portreere", „die Charute", während der Brasilier den Packsattel »o cangalho«, den Halfter »o cabresto«, den umzäunten Weideplatz »o portreiro«,

Digitized by Google

die Zigarre »o charuto« nennt, also allen diesen Wörtern den männlichen Artikel gibt.

Wie in der Sprache des Kolonisten, so macht sich auch in den ganzen Lebensverhältnissen der Kolonie der Einfluß veränderter Daseinsbedingungen geltend.

Schon in der Anlage der Siedelungen tritt dies zutage. Die Kolonisten wohnen nicht in geschlossenen Dörfern beisammen. Ein jeder sitzt auf seinem eigenen Land. Inmitten wohlbestellter Pflanzungen und grüner Triften erhebt sich das einstöckige Wohngebäude. Sein Mauerwerk ist gewöhnlich aus rotem Backstein aufgeführt und von braunem Fachwerk durchzogen. Die Ritzen zwischen den Steinen füllt weißer Verputz. Andere Häuser haben hölzerne Wandung, ruhen aber auf einer Reihe steinerner Sockel, so daß sie gewissermaßen wie auf Füße gestellt aussehen. Keller haben die Gebäulichkeiten höchst selten. Von dem Haupthause getrennt liegt gewöhnlich ein kleinerer Bau, der die Küche enthält. Haine von Orangen und Bananen umgeben die Wohnungsanlage. Das Ganze gewährt einen freundlichen und stattlichen Anblick. Was das Innere der Häuser angeht, so fällt durchgängig ihre Sauberkeit wohltuend in die Augen, wenn es auch freilich Ausnahmen gibt, die sich bemühen, die Regel mit Nachdruck zu bestätigen.

Jedes einzelne der bäuerlichen Anwesen benennt man mit dem Wort „Kolonie", dem nämlichen, das auch die Gesamtheit eines Siedelungsgebietes bezeichnet.

In langen Straßen reihen sich die Kolonien. Da und dort liegt zwischen dem bebauten Land ein Stück unberührten Urwaldes, da und dort drängen sich die menschlichen Behausungen zu einer jener kleinen Ortschaften zusammen, die die Verkehrsmittelpunkte der Siedelung bilden.

Die jungen Geschlechter, die in der deutschen Siedelung herangewachsen sind, haben sich ihren Fähigkeiten nach dem Land und seinen Verhältnissen angepaßt. Aus ihrer Mitte gehen Waldläufer und Jäger hervor, die es dem Einheimischen selber zuvor tun. Mit Pferd und Sattel ist der im Lande geborene Deutsche von Kindesbeinen an vertraut, und mancher gibt im Zureiten wilder Pferde, in der Handhabung des Lasso dem brasilischen Steppenreiter an Fertigkeit nichts nach. Im allgemeinen freilich kann sich der Deutsche in diesen Dingen mit dem Brasilier nicht messen, dessen Lebensverhältnisse durchgängig in weit höherem Maße danach angetan sind, die Entwickelung derartiger Fähigkeiten zu fördern. Da-

Digitized by Google

für ist der Deutsche in allem, was Siedelung und Landwirtschaft angeht, weit überlegen. Beim Roden des Waldes, dem Fällen der Baumriesen, dem Niederlegen des Gestrüpps arbeitet der Brasilier allerdings mit außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit. Aber ihm fehlt die durch größere natürliche Körperstärke und bessere Ernährung wie durch höhere Willenskraft bedingte Ausdauer des Deutschen. Er braucht lange Pausen während der Arbeit, und hat er sie eine Reihe von Tagen oder gar Wochen hindurch fortgesetzt, so zieht er sich ermüdet auf eine gute Weile zu Nichtstun und Zigarette in seine Hütte zurück.

Eine scharf hervortretende Besonderheit gegenüber den Bildern, die wir daheim zu sehen gewohnt sind, liegt in dem ausgeprägten Reiterleben, das in den deutschen Siedelungen Südbrasiliens heimisch geworden ist. Die großen Entfernungen, die schlechten Verkehrsgelegenheiten und auf der andern Seite der Reichtum des Landes an Pferden, die Billigkeit ihrer Unterhaltung haben dieses Reiterleben hervorgebracht. Auf der Straße begegnet der Reisende allenthalben Berittenen. Auch Kolonistenfrauen und -mädchen trifft man häufig zu Pferd oder Maultier, ein ganz fremdartiger Anblick für einen, in dessen Lande das Reiten der Frauen ein Vorrecht der höheren Stände bildet. An jedem Kaufladen oder Wirtshaus pflegen ein paar gesattelte Reittiere zu stehen, und vor den Kirchen sieht man sie zur Zeit des Gottesdienstes bisweilen zu Hunderten. Eine größere Entfernung zu Fuß zurückzulegen, ist ganz und gar ungebräuchlich. Selbst die Kinder, die einen längeren Schulweg haben, machen diesen Weg hoch zu Roß.

Ein Gegenstand, in dem die Lebensweise der Deutschen in Südbrasilien ebenfalls eine durchgreifende Aenderung erfahren hat, sind die Nahrungsverhältnisse. Den wichtigsten Bestandteil der Ernährung bildet in ganz Brasilien die schwarze Bohne. Als Volksnahrungsmittel hat sie eine noch größere Bedeutung als bei uns zu Lande die Kartoffel. Daneben spielt das Mehl der Mandiokwurzel, kurzweg Farin (d. i. Farinha, Mehl) genannt, eine große Rolle. Es wird meist mit den schwarzen Bohnen zusammen als eine Art steifen Breies genossen. — Weizen und Roggen wird im Küstenlande von Santa Catharina nicht gebaut; als Brotfrucht dient den Kolonisten daher vorwiegend der Mais. Das Fleisch ist in den Kolonien billig, jedoch, da die Siedelungen weit zerstreut sind, außerhalb der Städte nicht oft in frischem Zustande zu erhalten. Die Stelle des frischen Fleisches ersetzt daher meist die carne secca

Digitized by Google

oder Xarque. Sie besteht aus dünnen Fleischscheiben, die an der Sonne getrocknet sind. Ich habe mich für dieses Gericht nie besonders erwärmen können, besonders nicht, wenn es Maden aufwies und stank, und das ist leider öfter der Fall, als auch dem anspruchslosesten Kulturmenschen angenehm sein kann. Die beliebteste, namentlich auf der Reise übliche Form der Zubereitung des Trockenfleisches ist die, daß man es über dem offenen Feuer am Spieße brät. Als ich zum erstenmal einen solchen Spießbraten zu essen bekam, wußte ich gar nicht, was ich damit anfangen sollte. Das Fleisch war so zähe, daß ich keinen Bissen von meinem Stück losbringen konnte, obgleich ich über leidlich gute Zähne verfüge. Ich mußte also das in derartigen Fällen übliche Mittel anwenden, meinem Nachbar auf den Teller — oder in diesem Falle nach dem Munde zu sehen, um mir Rates zu holen. Da wurde ich denn gewahr, daß man den Spießbraten mit den Zähnen faßt und vor den Zähnen mit dem Facão abschneidet, dann das, was im Munde bleibt, so gut oder schlecht es gehen mag, mürbe malmt und hinunter würgt. —

Was die geistige Kultur der deutschen Siedelungen angeht, so bestehen in Schul- und Kirchenwesen — von den größeren Orten abgesehen — noch recht rückständige Verhältnisse. Ich gehe hier nicht näher auf den Gegenstand ein, sondern verspare mir ihn für den Teil meiner Erzählung, der von Rio Grande handelt. Dort habe ich jene Zustände, die in Santa Catharina nicht anders liegen, näher kennen gelernt.

Ihrem Volkstum nach kann man die Kolonien als deutsches Gebiet bezeichnen. Mit der deutschen Sprache haben sich deutsche Sitten und Gebräuche, deutsche Lieder und Weisen erhalten. Auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volk ist nicht erloschen. Geben doch die eingeborenen Deutschen heute noch dem Einwanderer, der aus Deutschland hinüberkommt, die Anrede „Landsmann". Ihren brasilischen Nachbar, der im Urwald dürftig sein Leben fristet, bezeichnen sie verächtlich als „Caboclo", d. h. Halbindianer; ihm gegenüber nennen sie sich selber, ihrer brasilischen Staatsangehörigkeit ungeachtet, mit Selbstbewußtsein „Deutsche".

Es ist in der Tat gut deutsches Leben, das da drüben über dem Weltmeere unter Palmen und Pinheiren emporgeblüht ist. Aber dieses Leben steht inmitten von Zuständen, die in der Entwickelung weit, weit hinter den unserigen zurück sind. Kein Wunder, wenn es daher selbst in vielem an Verhältnisse erinnert, wie sie

Digitized by Google

bei uns längst der Vergangenheit angehören. Dem Reisenden zumal mag ein Stück von der Poesie der alten deutschen Landstraße lebendig werden, wenn er in den ausgedehnten Koloniegebieten von Dona Francisca oder Rio Grande do Sul Straßen reitet, die kein Schienenstrang kreuzt, kein Rad oder Automobil befährt, auf denen ihm aber Reitersleute begegnen und schwere Lastwagen, oder dann und wann eine Kutsche, in der ein vornehmer Herr seines Weges reist. Auch der Wanderbursch fehlt nicht in diesem Treiben; kommt doch mancher abenteuerlustige arme Teufel von Deutschland herüber und zieht, weil er sich kein Pferd halten kann, Hunderte von Meilen zu Fuß, sein Glück zu suchen. Und die Poesie eines Herbergslebens, wie es bei uns vor hundert und mehr Jahren war, steigt vor dem Fremden empor, wenn er im Städtlein vor dem Gasthof aus dem Sattel steigt, der Knecht ihm den Gaul abnimmt und der Wirt ihn ins Honoratiorenstübchen führt, oder wenn er draußen in der Kolonie in der schlichten Schenke neben Fuhrmann, Bauer und Wanderbursch sitzt und einen tieferen Blick in des Lebens Ursprünglichkeit tut, als er dem modernen Reisenden unserer hochkultivierten Welt je vergönnt ist. Freilich, er muß Augen haben zu sehen, will er zwischen all dem Fremden der heimischen Züge gewahr werden; und auch ein bißchen Phantasie, sich gelegentlich das eine wegzudenken, um das andere desto schärfer zu erkennen.

Ist er dazu aber imstande, so wird ihm noch mehr offenbar. Wer die Koloniehäuser inmitten von Orangen, Bananen und fremdartigen Blumen sieht, dem wird vielleicht nichts anderes auffallen als die Verschiedenheit dieses Anblickes von den Bildern, die ihm die Heimat zeigt. Und doch, offenbart sich nicht darin, daß der Deutsche feste Steinhäuser baut, wo der brasilische Nachbar sich mit einer kümmerlichen Hütte aus Baumstämmen genügen läßt, daß er sein Haus mit Obstanlagen und bunten Beeten umgibt, daß er schattige Bäume vor seine Tür pflanzt, offenbart sich nicht darin einer der eigensten Züge unseres Wesens? Und bestätigt diesen Zug nicht die Einrichtung der Wohnungen, die, so einfach sie an sich sein mag, doch fast überall ein Streben nach einer gewissen Behaglichkeit des Lebens und einem gewissen Schmuck des Daseins erkennen läßt. Ganz anders der Brasilier! Schon seiner Sprache ist der Begriff der Behaglichkeit unbekannt. Wie sehr auch seinem Empfinden dieser Begriff abgeht, das beweisen nicht nur jene dürftigen Hütten der Wald- und Kampbewohner, das beweist auch die Einrichtung vornehmer städtischer Häuser, in denen zwar nicht

Digitized by Google

die Eleganz, wohl aber die Seele einer Wohnung, die zum Rasten einladende Stimmung, fehlt.

Die deutschen Kolonisten haben harte Zeiten zu durchkämpfen gehabt, um in dem fernen Lande ihr Dasein zu begründen. Diese Zeiten haben dem Volk ihren Stempel aufgedrückt. Sein Wesen kennzeichnet ein eigenartiges Nebeneinander von Biederkeit und Selbstsucht. Jene Einwanderer, die über das Weltmeer herüberkamen, haben empfunden, was es heißt, in unbekannte Verhältnisse versetzt zu sein, sie haben begreifen gelernt, wie hilflos da oft der einzelne dasteht und wie sehr bisweilen der eine auf den andern angewiesen ist. Das hat die Leute hilfsbereit gemacht. Sie unterstützen den Neuling, der sich unter ihnen niederläßt, willig mit Rat und Tat. Und der Fremde, der an einem Tor Einlaß und Aufnahme begehrt, wird gewiß nicht von dannen gewiesen. Bezahlung darf er gar nicht anbieten; das würde ihm, wenigstens in den allermeisten Fällen, geradezu übelgenommen. Denn die Gastfreundschaft halten die deutschen Ansiedler Südbrasiliens ebenso wie die einheimische Bevölkerung hoch. Aus der Aufnahme eines Fremden wollen sie kein Geschäft machen.

Auf dem Punkte aber, wo der andere füglich keine unentgeltliche Unterstützung mehr verlangen kann, wo das Geschäft beginnt, auf diesem Punkt hört bei dem Kolonisten die Gemütlichkeit und die Biederkeit auf. Aus eitel Gefälligkeit geht er nicht leicht einen Handel ein. Das Geschäft muß ihm Vorteil bringen, „Rechnung machen", wie sein Fachausdruck lautet. Der Mann verschenkt eher einen Gaul, als daß er ihn einem, der ihn braucht, zu gerechtem Preise verkauft. Zum einen ist er vielleicht gutmütig genug, zum andern unter allen Umständen viel zu egoistisch. Weil der Einwanderer, der sich neben alten Ansiedlern niederläßt, notwendigerweise in die Lage kommt, Geschäfte mit ihnen abzuschließen, muß er regelmäßig gehörig bluten. Es ist eine in allen neuen Siedelungen beobachtete Tatsache, daß die Kolonisten, die frisch von Europa kommen, von den landeseingesessenen Ansiedlern geradezu als eine Art Ausbeutungsgegenstand betrachtet zu werden pflegen.

Dergleichen ist auch gar nicht zu verwundern. Die Verhältnisse bilden den Menschen. Gerade so, wie sie gewisse altruistische Triebe zeitigen, wo die Gesamtheit deren bedarf, wie sie beispielsweise in einem Lande mit unentwickelten Verkehrsverhältnissen eine weitgehende Gastfreundschaft entstehen lassen, gerade so entwickeln sie auch die in unserer Seele liegenden egoistischen Uranlagen um

Digitized by Google

so stärker, je schwerer und selbständiger der einzelne um sein Dasein kämpft. Kein Wunder also, wenn uns unter den deutschen Kolonisten Südbrasiliens die menschliche Selbstsucht in sehr ausgeprägter Form entgegentritt.

Kennzeichnet das Leben der deutschen Kolonien im allgemeinen zähes Festhalten am Deutschtum, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß sich gerade an den Verkehrsmittelpunkten leider bereits ein Hinneigen der Deutschen zum brasilischen Wesen bemerkbar macht. Schon hört man aus den Reihen des heranwachsenden Geschlechts bisweilen die Worte: „Ich bin Brasilianer" in einem Sinne, der nicht im Hinweis auf die politische Zugehörigkeit aufgeht, vielmehr eine Ablehnung des ererbten Volkstums bedeutet. Und schon gibt es da und dort einen biederen Müller oder Schulze, der mit mehr oder weniger Glück den waschechten Brazileiro spielt.

Um so heller erklingt auf der andern Seite der Kampfruf: Alldeutschland. Die „alldeutschen" Bestrebungen, wie sie in Blumenau wie in Joinville bestehen und wohl wesentlich in den Ueberlieferungen des Jahres 1848 ihren Rückhalt haben, berühren mit ihrem trotzigen Idealismus jenem rückgratlosen Renegatentum gegenüber sehr wohltuend. Der leitende Grundsatz des Alldeutschtums ist die Zusammengehörigkeit aller Deutschen in der weiten Welt, Ziel seiner Betätigung die Förderung und Pflege des Deutschtums, wo es auch Fuß gefaßt hat.

Soweit sich der alldeutsche Gedanke innerhalb dieser Grenzen hält, kann man ihm die vollste Sympathie nicht versagen. Aber leider hat die Idee bei manchem ihrer Anhänger einen politischen Beigeschmack. Man faßt Südbrasilien bisweilen als Gegenstand gewisser politischer Spekulationen ins Auge und schießt damit weit über jedes berechtigte Ziel.

Auf derartigen Anschauungen beruhen auch Erörterungen, die zur Zeit meines Aufenthaltes in Brasilien in der deutschen Presse auftauchten und in den deutsch-brasilischen Blättern natürlich ihren Widerhall fanden. Sie stellen eine Annexion brasilischer Landesteile durch Deutschland als eine naheliegende Möglichkeit hin. Solche Erörterungen in die Spalten einer Zeitung bringen, heißt eine ganz haltlose Bierbankpolitik in die Oeffentlichkeit tragen. Sachlich erscheinen die Auslassungen als völlig aus der Luft gegriffen. Dabei aber vermögen — und das ist der Kern der Sache — derartige unmaßgebliche Auseinandersetzungen unermeßlichen Schaden zu stiften.

Digitized by Google

Der Brasilier betrachtet so wie so die deutsche Politik mit Mißtrauen. Weite nativistische Kreise stehen dem Deutschtum und der deutschen Einwanderung feindlich gegenüber, zumal die Nordamerikaner die Furcht vor der „deutschen Gefahr" klüglich nähren. Auslassungen aber, wie die in Frage stehenden, sind nur dazu angetan, diese Furcht und mit ihr den Haß gegen den Allemão zu steigern. Solche Auslassungen können daher für die deutsche Siedelung in Brasilien gar nicht abzusehende Nachteile mit sich bringen.

Unter der deutschen Bevölkerung hat trotz des im allgemeinen vorhandenen Festhaltens am ererbten Volkstum Deutschland politisch wenig Sympathien. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß die Deutschen Südbrasiliens in früheren Zeiten beim Reich nicht den Rückhalt gefunden haben, den sie verlangen zu können glaubten. Es ist z. B. Tatsache, daß deutsche Kolonisten, die in der Revolutionszeit Einbußen erlitten haben, trotz Anrufens des deutschen Konsulates heute noch auf die Entschädigung warten, während die Italiener oft höheren Ersatz erhielten, als ihr Schaden betrug. Ueberdies hat man gerade in gebildeten deutsch-brasilischen Kreisen, und zwar auch in solchen, die keineswegs dem Renegatentum zuzurechnen sind, vor deutschem Assessorismus und Militarismus einen heillosen Respekt. Von einer politischen Zugehörigkeit zum Reich will man darum nichts wissen. „Wenn Deutschland Südbrasilien einstecken wollte, wir Deutschbrasilianer wären die ersten, die die Flinte in die Hand nähmen," diese Aeußerung und ähnliche habe ich mehr als einmal gehört.

Aber es besteht wie gesagt gar kein Grund, der deutschen Politik Annexionsabsichten zuzuschreiben. Südbrasiliens Bedeutung für Deutschland liegt nicht auf dem politischen, sondern auf dem wirtschaftlichen Gebiet. In Südbrasilien hat unser Handel ein wichtiges Absatzgebiet erobert. Eisen- und Metallwaren, Maschinen, Baumwoll- und Wollwaren, Leder-, Papier-, Ton- und Porzellanwaren, fertige Kleidungsstücke, Farben, Spielzeug und noch mancherlei andere Industrieerzeugnisse werden alljährlich in bedeutender Menge von Deutschland eingeführt. Eine wesentliche Gewähr aber für die Erhaltung und Weiterentwickelung dieses Handelsverkehrs liegt in dem Fortbestand des deutschen Volkstums in Südbrasilien und der dadurch bedingten natürlichen Fühlung weiter südbrasilischer Kaufmannskreise mit der deutschen Geschäftswelt. Auf diesem Boden wurzelt das materielle Interesse, welches das Reich an der Erhaltung des Deutschtums in den brasilischen Südstaaten nehmen muß.

Digitized by Google

Wirtschaftliche Verhältnisse der Kolonie Blumenau.

Die ursprüngliche Form der Bodenwirtschaft in den Urwaldkolonien Südbrasiliens ist ein ausgesprochener Raubbau. Der Wald wird durch Axt und Feuer vernichtet, der Boden eine Reihe von Jahren hindurch bebaut, bis seine Ertragsfähigkeit aufgebraucht ist. Dann bleibt das Grundstück eine Zeitlang als Brachland liegen, um hierauf von neuem in Kultur genommen zu werden, bis es wieder ausgesogen ist. In dieser Weise geht es fort. Hat sich der Boden genügend ausgeruht, so wird er bepflanzt, ist er durch die Bepflanzung ausgesogen, so überläßt man ihn sich selbst oder legt höchstens eine Viehweide darauf an.

In der Kolonie Blumenau hat die Landwirtschaft seit den letzten Jahrzehnten gewisse Fortschritte gemacht. Zunächst ist eine Reihe von Kolonisten an Stelle der früheren ausschließlichen Bestellung des Feldes mit der Hacke zum Gebrauch von Pflug und Egge übergegangen. Doch ist dieser nur auf nicht zu stark geneigtem Lande üblich. An steileren Hängen vermeidet man ihn, weil dort bei stärkerer Lockerung des Bodens die Gefahr besteht, daß die ganze Humusdecke, deren Tiefe nicht sehr bedeutend ist, durch Regengüsse zu Tal gespült wird.

Ein anderer Fortschritt der Blumenauer Wirtschaft ist der, daß der Kolonist seinen Boden nicht mehr durch Bepflanzen bis zum Eintritt zeitweiliger Ertragsunfähigkeit ausnutzt, vielmehr ihn schon vorher mit „Gramme", d. h. Weidegras, bepflanzt. Der so entstehende „Past" liefert ein ausgezeichnetes Viehfutter.

So wurde eine ausgiebige Milchwirtschaft und eine reichlichen Ertrag an Schmalz liefernde Schweinezucht möglich. Unter den Aus-

Digitized by Google

fuhrgegenständen der Kolonie Blumenau stehen die Produkte der Rindviehzucht an erster, die der Schweinezucht an zweiter Stelle.

Sehr bedeutend ist in der Kolonie der Anbau von Mais, Mandiok, Zuckerrohr und Tabak. Die Erträge des Tabakbaues nehmen dem Wert nach in der Blumenauer Ausfuhr die dritte, die des Zuckerrohrs, Zucker und Schnaps, die vierte Stelle ein. Dagegen ist es auf den ersten Blick auffallend, daß an Mais und Mandiok keine Ausfuhr, sondern sogar eine kleine Einfuhr besteht. Das rührt daher, daß außerordentliche Mengen dieser Früchte durch den Unterhalt der bedeutenden Viehbestände verschlungen werden.*)

Der Absatz der überschüssigen Erträge geht vorzugsweise nach dem Markte von Rio de Janeiro, doch auch nach São Paulo und nach dem westlichen Hochland, das namentlich Zucker und Schnaps aus Blumenau bezieht.

Die Landwirtschaft der Kolonie Blumenau wie überhaupt der südbrasilischen Ackerbaukolonien hat durchweg die Form kleinbäuerlichen Betriebes. Ein Feldbau größeren Maßstabes ist in den dortigen Verhältnissen überhaupt nicht möglich. Bei den verhältnismäßig hohen Lohnsätzen würden die Kosten ständig angestellter fremder Hilfskräfte durch den Mehrertrag des erweiterten Betriebes nicht oder nur eben noch gedeckt werden. Ueberdies sind solche Hilfskräfte schwer erhältlich, weil die niedrigen Landpreise die Begründung eines kleinbäuerlichen Daseins leicht machen, und jedermann lieber selbständig als in fremdem Dienst arbeitet. So ist der Kolonist auf sich selbst und seine — in den meisten Fällen allerdings kinderreiche — Familie angewiesen. Eigentlich reich sind daher von den Blumenauer Kolonisten wenige geworden. Aber viele erfreuen sich beträchtlichen Gutes und die meisten auskömmlicher Verhältnisse.

Die Lage könnte freilich noch besser sein, ruhten nicht mancherlei Mißstände auf den wirtschaftlichen Verhältnissen der Kolonie.

Da ist zunächst die schwere Last hoher Zölle und Steuern, namentlich Verbrauchssteuern, die von den Bürgern der brasilischen Staaten erhoben werden.

Dazu kommt für die Kolonisten der Druck, den die Produktenpreise durch einen vielstufigen Zwischenhandel erleiden. Aufkäufer

*) Eine interessante Ausführung über „Die Entwickelung der Landwirtschaft in Blumenau" von Richard Hinsch findet sich im „Urwaldsboten, Kalender für die Deutschen in Südbrasilien", S. 90 ff.

Digitized by Google

der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ist der ländliche Vendist. Aus seinen Händen gehen die Kolonie-Erträge regelmäßig zunächst an ein Geschäftshaus des Stadtplatzes Blumenau. Auch die dortigen Kaufleute setzen zum größten Teil die Waren nicht unmittelbar nach den großen Märkten ab, sondern veräußern sie an eine Firma der Hafenstadt Itajahy. Erst von da gelangen die Produkte nach Rio de Janeiro oder São Paulo. Dort wird der Verkauf durch Kommissionäre vermittelt. Größere Firmen beaufsichtigen das Verhalten dieser Kommissionäre durch Vertreter oder durch Reisen des Geschäftsinhabers. Kleinere sind dazu nicht in der Lage und werden infolgedessen häufig durch die Kommissionäre übervorteilt, ein Umstand, der natürlich wieder dazu angetan ist, auf die dem Kolonisten zufließenden Preise ungünstig einzuwirken.

Der Kolonistenstand könnte den Uebeln des Zwischenhandels durch genossenschaftliche Vereinigungen begegnen. Leider ist zur Bildung derartiger Vereinigungen in Santa Catharina noch wenig Neigung wahrzunehmen; im Gegensatz zu dem Nachbarland Rio Grande, wo sich in jüngster Zeit unter der deutschen Bauernschaft der genossenschaftliche Gedanke mächtig Bahn bricht. —

Das nämliche Geschäftshaus, das dem Bauer die Erträge seines Landes abkauft, deckt auch dessen gesamten Bedarf an Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens. Der Vendist ist zu gleicher Zeit Exporteur und Krämer. Die Folge dieses Zustandes bildet ein ausgebreiteter Tauschhandel zwischen Bauer und Geschäftsmann, bei dem die Bestimmung der dem einen oder andern Teil geschuldeten Leistungen nach Geldsummen nur den nominellen Maßstab der Werte bildet. Dieses Tauschgeschäft, der „Trock", ist ein Hauptkennzeichen des Santa Catharinenser Wirtschaftslebens. Der Vendist strebt grundsätzlich darauf hin, dem Kolonisten anstatt Geldes Waren in Zahlung zu geben und so jedesmal einen doppelten Handel zu machen. Das bare Geld, das ihm selber der Ausfuhrhandel einbringt, verwendet er zur Ergänzung seines Warenbestandes oder er legt es als Ersparnis zurück. Diese Geschäftspraxis der Kolonie-Kaufleute ist allgemein. Daher können sich die Bauern gegen das Tauschsystem auch kaum auflehnen. So kommt es, daß dem Kolonisten bei bisweilen ausgedehntem Besitztum und beträchtlichem Wohlstand doch nur selten größere bare Summen zu Gebot stehen. Damit aber fehlt seinen Verhältnissen ein wertvoller sichernder Faktor. Wirft einmal die Wirtschaft ungünstiger Zeiten halber schlechte Erträge ab, dann wird er leicht genötigt sein, Schulden zu machen, die sich durch die landes-

Digitized by Google

üblichen ungeheuren Zinsen von 12 vom Hundert bedenklich mehren. Mit den wachsenden Schulden tritt die Abhängigkeit vom Vendisten ein, die dieser meisterlich auszunutzen weiß. Oft vermag sich der Kolonist nicht aus der Verschuldung zu befreien; zunehmender Rückgang und schließlicher Zusammenbruch seiner Wirtschaft ist die Folge. Die Abhängigkeit vom Vendisten spielt überhaupt im Kolonistenleben eine höchst verderbliche Rolle. Viele Ansiedler waren nicht imstande, sich aus den Fesseln der Schulden herauszuarbeiten, deren Eingehung durch die Begründung und das ertragloſe Anfangsstadium des Koloniebetriebes notwendig wurden und sind darum elend zugrunde gegangen. Schon Kärger schildert in seinen „Brasilianischen Wirtschaftsbildern" diese Uebelstände. In der Blumenau benachbarten Kolonie Brusque haben sie im Verein mit einem auf die Niederhaltung der Produktenpreise gerichteten Zusammengehen der Vendisten geradezu einen vollständigen Niederbruch des Kolonistenstandes zur Folge gehabt.

Die örtliche Lage der Kolonie Blumenau ist günstig. Der Itajahy-Strom bildet eine für den Absatz der Kolonie überaus wertvolle Verkehrsstraße nach dem Hafenort Itajahy. Von dort gehen die Ausfuhrgüter weiter nach São Paulo und Rio de Janeiro. Bis auf die jüngste Zeit geschah die Beförderung ausschließlich durch die Dampfer des „Lloyd Brazileiro". Seine Preise waren sehr hoch bemessen. Hieran trägt zum großen Teil der geringe Handelsverkehr der Santa Catharinenser Hafenorte die Schuld, der lediglich durch den Küstenstrich des Landes gespeist wird. Der Handel des westlichen Hochlandes, das mit der Küste nur ganz ungenügende Verbindungen hat, geht zum weit überwiegenden Teile über Porto Alegre und Curityba. So liefern die Häfen von Santa Catharina den Schiffen, die sie anlaufen, nur verhältnismäßig wenig Fracht. Um so höhere Frachtsätze sind nötig, um die Kosten des Anlaufens der Häfen auszugleichen.

Selbst bei Berücksichtigung dieses Umstandes aber erscheinen die von dem „Lloyd Brazileiro" erhobenen Preise für die Güterbeförderung außerordentlich hoch. Dazu kommt, daß die Gesellschaft unglaublich unzuverlässig und unpünktlich arbeitet, so daß bisweilen die ihr anvertrauten Güter verderben, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichen. Daher ist es für das südbrasilische Wirtschaftsleben von großer Bedeutung, daß in jüngster Zeit dem „Lloyd Brazileiro" durch eine neu gegründete Gesellschaft, die „Companhia de Navegação Cruzeiro do Sul", eine Konkurrenz erwachsen ist.

Digitized by Google

Dieser Gesellschaft gehören, außer einer Reihe angesehener in Brasilien angesessener Firmen, auch die Hamburg-Amerika-Linie und die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft an.

Ein weiterer Vorteil wird den Absatzverhältnissen von Blumenau durch den in Aussicht genommenen Bau einer Bahn zwischen Blumenau und Rio Negro zuteil werden. Der Plan, auf den ich noch zurückkommen werde, darf als ziemlich gesichert betrachtet werden.

Digitized by Google

Die Kolonie Hansa.

Nach Hammonia. — Die Tätigkeit der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft. — Kolonistenleben. — Wirtschaftliche Verhältnisse und Aussichten; Eisenbahnpläne. — Nichtwirtschaftliche Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt. — Eine Wanderung im Koloniegebiet. — Ein Jagdausflug auf dem Rio Hercilio.

Der Ritt von São Bento nach Blumenau hatte mich, wie erzählt, bereits durch einen der Bezirke geführt, die die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft besiedelt. Ein anderer liegt im Gebiet des Rio Hercilio, der den nördlichen Quellfluß des Itajahy bildet und bei den Deutschen kurzweg „Nordarm" heißt. Nach dem Fluß trägt der Bezirk den Namen „Hercilio". Sein Verkehrsmittelpunkt, der Stadtplatz Hammonia, ist von Blumenau 75 Kilometer entfernt.

Diesen Teil der Kolonie Hansa besuchte ich von Blumenau aus. Dem Inspektor des Bezirkes, der in Blumenau wohnt, hatte ich vorher meinen Besuch gemacht. Herr Abry war so liebenswürdig, mir für die Reise seine Mule, ein vorzügliches, ausdauerndes Tier, zur Verfügung zu stellen. Mein Gaul hatte nämlich, schon als ich ihn kaufte, einen kleinen Druckschaden. Er war von keiner Bedeutung und unter der Pflege, die ich ihm hatte zuteil werden lassen, schnell gut geworden. Gleichwohl wollte ich dem Pferd längere Schonung gönnen, da meine fernere Reise bedeutende Anstrengungen bringen sollte. So nahm ich den freundlichen Vorschlag des Herrn Abry, mein Tier für die nächste Zeit seiner Obhut zu überlassen, gern und dankbar an und holte den Gaul erst bei einer späteren Gelegenheit wieder ab. Mein größeres Gepäck sandte ich durch die gütige Vermittelung des deutschen Konsuls in Itajahy an das Generalkonsulat in Porto Alegre.

Am 18. Juni machte ich mich auf den Weg. Er führte zunächst nach Indayal zurück, dann weiter dem Lauf des Itajahy entgegen

Digitized by Google

landeinwärts. Bald lag die Ortschaft Warnow hinter mir. In der Ferne stiegen die Porphyrfelsen des „Bugerkopfes“ empor. „Buger“ ist die Bezeichnung für die wilden Indianer des südbrasilischen Urwaldes. In der Gestalt des Berges kann man bei einiger Inanspruchnahme der Phantasie die Umrisse eines menschlichen Kopfes, wenn man will, eines Indianerkopfes, erkennen. Daher der Name.

Zu beiden Seiten des Weges liegen freundliche Ansiedelungen. Ihre Weideplätze sind mit Hecken eingefriedigt, aus denen die gelben Früchte wilder Zitronen schimmern. Zur Seite der Straße sieht man häufig das charakteristische Pflanzenbild der Bahube. Die Bahube ist ein hochgewachsener, dünnstämmiger Baum mit großen sternförmigen Blättern. Dieses Sternenblatt sitzt auf dem in seinem letzten Teil scharf nach oben gekrümmten Zweige wie auf der balancierenden Hand eines ausgestreckten Armes. Der Baum sucht das Licht auf. Man trifft ihn an Wegen, Flußufern, auf gerodetem Land. Im dunkeln dichten Wald gedeiht er nicht.

Da und dort ist bei den Ansiedelungen die schlanke, flachkronige Pinheire angepflanzt. Wild wächst der Baum in diesen Gegenden nicht. Seine Heimat ist das Hochland, das sich drüben im Westen, jenseits der blauen Gipfel breitet. Hier im Küstenlande dagegen herrscht die Palme. Von ihr treten vor allem zwei Arten auf, die Palmite und die Coqueire. Die minder häufig vorkommende Coqueire ist die schönere von beiden. Ihr Stamm ist kräftiger, die Krone dichter, die Blattstengel sind stärker gebogen, wodurch die Krone in höherem Grade den Ausdruck der Rundung erhält als bei der Palmite, deren Stengel sich in der Form mehr der geraden Linie nähern. Außer diesen beiden Palmen kommen vor allem die Stachelpalmite, die wunderschöne Zwergpalmite und eine niedrig wachsende Art vor, die die deutschen Kolonisten als „Dachblattpalme“ bezeichnen, weil sie die Blätter zum Decken von Hüttendächern verwenden.

In einer Vende am Wege kehrte ich ein. Kaum war ich dort, so hielt ein Leiterwagen vor der Tür, ein paar festlich gekleidete Burschen und Mädchen entstiegen ihm und kamen in die Schankstube. Es war ein Hochzeitspaar mit Begleitung. Der Bräutigam ließ Bier auffahren. Bald war unter den Männern ein flinkes Zechen im Gange, und die Mädchen nippten am Glase. Mit der Gesellschaft war ein Musikant, der holte seine Geige aus dem schwarzen Kasten und spielte auf. Draußen knallten ein paar Ra-

Digitized by Google

keten. Raketen dürfen nach brasilischem Brauch bei keiner festlichen Gelegenheit fehlen, und die Deutschen haben diesen Brauch mit Begeisterung aufgenommen. Die Flaschen waren schnell geleert. Alles kletterte wieder auf den Wagen und mit Hallo und Peitschenknall ging's davon — der nächsten Vende zu. Die Gesellschaft fuhr nach Jndayal. Dort sollte das Brautpaar getraut werden. Das ist ein Stück Volksleben, in dem sich die unentwickelten Zustände des Landes kundgeben. Gerade wie mancher Koloniebewohner Tagereisen machen muß, um seine Steuern zu bezahlen oder vor dem Richter zu erscheinen, so muß er auch Tagereisen machen, um in den Stand der Ehe zu treten. Die Fahrt zur Trauung pflegen die Kolonisten zu einer Feier für sich zu gestalten, einer Vorfeier der eigentlichen Hochzeitsfeier, die hinterher in größerem Kreise und auch hier unter der südlichen Sonne mit guter deutscher Bauerngründlichkeit gefeiert wird.

Im Laufe des Nachmittags kam ich nach der Ortschaft Bugerbach, die an einem Fluß gleichen Namens gelegen ist. In der Hosangschen Brauerei fand ich freundliche Aufnahme, gutes Bier und Herberge für die Nacht.

Am folgenden Morgen durchritt ich den Bugerbach. Bald stieg zu meiner Rechten der waldfreie Hang des Morro Pelado auf. Dort brausen die grünen Wasser des Jtajahy weißschäumend aus dunkler Felsenge hervor, während die Straße den Berg in weitem Bogen umzieht. Nachher setzte ich auf einer Fähre über den Fluß. Am jenseitigen Ufer klimmt die Straße in langen Windungen durch herrlichen Wald zur Höhe der Wasserscheide zwischen Cocho und Taquara hinan. Dort tat sich mir ein weiter, freier Blick auf ferne blaue Berge auf. Dann ging's auf der andern Seite hinab, dem Tal des Rio Hercilio zu. Der Weg ist steil und bildet nicht gerade einen günstigen Zugang zur Kolonie.

Jch war seit dem Verlassen der Fähre am Jtajahy etwa zwei Stunden geritten, da tauchte im Waldgrün ein großes Balkengerüst auf, das wie das gespenstische Gerippe eines Gotteshauses aussah. Es war die im Bau begriffene Kirche der Hansa-Siedelung. Gleich darauf sah ich in einer grünen Lichtung am Ufer des Hercilio-Flusses den langgestreckten Einwandererschuppen und die andern paar Holzhäuser des Stadtplatzes Hammonia vor mir liegen. Wer sich unter einem solchen „Stadtplatz" einer neuen Siedelung etwas wie eine Stadt nach unsern Begriffen vorstellen wollte, der würde eine gründliche Enttäuschung erleben, wenn er, den Taquaras-

Digitized by Google

Abstieg herniederkommend, den Verkehrsmittelpunkt der Siedelung am Nordarm des Itajahy erblickte. Diese „Stadtplätze" sind keine Städte oder Dörfer, sondern sie sollen es dereinst werden, wenn einmal größere Ausbreitung und gesteigerter wirtschaftlicher Fortschritt der Kolonie erhöhte Lebensbedürfnisse hervorgerufen und damit die Grundlage für das Aufblühen von Handel und Gewerbe geschaffen haben. Um diese Entwickelung zu ermöglichen, wird an dem zum Verkehrstreffpunkt ausersehenen Platz der Grund und Boden von vornherein bedeutend teurer verkauft, als das übrige Kolonieland.

In dem Gasthaus des Herrn Lüderwald stieg ich ab. Ich quartierte mich dort für längere Zeit ein. Das Gasthaus weist das nämliche einfache Gepräge auf wie die südbrasilischen Kolonieherbergen überhaupt, ist aber sehr sauber und sehr ordentlich gehalten. Die Verpflegung war so gut, wie sie in den einfachen Verhältnissen nur sein kann, und dabei billig — ich bezahlte für den Tag 1700 Reis oder etwa 1,70 Mark.

In Hammonia machte ich die Bekanntschaft des damaligen Koloniedirektors, Herrn Doerck, der sich seit einiger Zeit in dienstlicher Angelegenheit hier aufhielt. Herr Doerck lebt seit langer Zeit im Lande und gilt für einen ausgezeichneten Kenner der Verhältnisse. Ich hatte Gelegenheit, ihn und noch öfter den Verwalter des Distrikts Hercilio, den trefflichen alten Herrn Wehmut, auf ihren Wegen durch die Kolonie zu begleiten. Diesen Ritten und Gängen verdanke ich einen ziemlich genauen Einblick in den Kolonisationsbetrieb, überhaupt eine Fülle interessanter Eindrücke, Belehrungen und Anregungen.

Die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft m. b. H. wurde am 30. März 1897 gegründet. Sie ist in eine dem Hamburger Kolonisationsverein von 1849 durch Vertrag vom 28. Mai 1895 zugewiesene Landkonzession über 650 000 Hektar Grund und Boden eingetreten und hat außerdem 5000 Hektar unbesiedeltes Land von dem Kolonisationsverein und 2225 Hektar Privatland angekauft. Somit hat ihr Gebiet den ungeheuren Flächeninhalt von 657 225 Hektar.*) In Besiedelung genommen sind die Bezirke Itapocú, Pirahy, São Bento und Hercilio. Die ersteren drei Bezirke liegen der alten Kolonie Dona Francisca, der letztere liegt der

*) Diese und die folgenden statistischen Angaben mache ich auf Grund von Material, das mir der Direktor der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft, Herr A. W. Sellin, gütigst zur Verfügung gestellt hat.

Digitized by Google

alten Kolonie Blumenau benachbart. Der Bezirk Pirahy ist seit mehreren Jahren fertig besiedelt. Auch die Besiedelung des umfangreichen Bezirkes Itapocú durch Neueinwanderer wurde im Jahre 1903 für abgeschlossen erklärt. Nur Angehörige der schon ansässigen Kolonisten finden dort noch Aufnahme. Im übrigen werden alle neu eintreffenden Ansiedler nach dem Bezirk Hercilio geleitet, der daher jetzt das Hauptgebiet der fortschreitenden Kolonisation darstellt. Seine Besiedelung ist im Jahre 1900 in Angriff genommen worden.

Die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft hatte am 31. Dezember 1904 1044 Grundstücke, darunter 60 auf den Stadtplätzen gelegene, verkauft. Die Einwohnerschaft der Kolonie zählte zum gleichen Zeitpunkt 2902 Köpfe, von denen im Bezirk Itapocú 1069, im Bezirk Hercilio 1198, im Bezirk Pirahy 186, im Bezirk São Bento 449 ansässig waren.

Der weitaus überwiegende Teil der Bevölkerung ist aus dem Deutschen Reich zugewandert. Es werden jedoch auch Bewohner der alten deutschen Kolonien herangezogen, von denen die aus Europa kommenden Ansiedler die landesübliche Art der Bodenwirtschaft lernen können. Auch Oesterreicher, Deutschrussen und Angehörige fremder Völker wandern in die Hansa ein.

Das zur Besiedelung bestimmte Land läßt die Gesellschaft durch von ihr angestellte Ingenieure zunächst im ganzen vermessen und teilt es sodann in Lose ein. Der durchschnittliche Flächeninhalt dieser Lose beträgt 25 Hektar oder 100 Morgen und ist in der Regel so umgrenzt, daß die Front 250, die Tiefe 1000 Meter beträgt. Die Grenzen werden freigeschlagen und durch Pfähle vermarkt, die Ländereien zunächst durch sogenannte „Pikaden", d. h. notdürftige Fußsteige, zugänglich gemacht, um später, nach erfolgter Besiedelung, durch Straßen erschlossen zu werden.

Der Preis eines Kolonieloses von 100 Morgen beträgt je nach dem Werte des Bodens 1100, 900 oder 700 Milreis. An den Stadtplätzen ist das Land, wie schon gesagt, bedeutend teurer. Bei Barzahlung werden 10 Prozent Nachlaß gewährt. In den seltensten Fällen jedoch kann der Käufer den Preis bar erlegen. Auch zu einer Anzahlung ist er nicht verpflichtet, und erst nach dem Ablauf von zwei Jahren muß er für die geschuldete Summe Zinsen zahlen. Erscheint der für die Folgezeit bedungene Zinsfuß von 6 Prozent auf den ersten Blick hoch bemessen, so muß man bedenken, daß in Brasilien jede Forderung ungleich höhere Zinsen trägt als bei uns,

Digitized by Google

daß beispielsweise in Joinville und Blumenau eine durchaus sichere Kapitalanlage zu 8 Prozent möglich ist.

Hand in Hand mit der Besiedelung des Landes geht dessen Erschließung durch Straßen, Brücken und Fähren. Sie ist einer der wichtigsten Zweige der Kolonisationstätigkeit und für die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie wie überhaupt den kulturellen Fortschritt des ganzen Landes von außerordentlicher Bedeutung. Ihren Umfang veranschaulicht die Mitteilung, daß die Gesellschaft beispielsweise im Jahre 1904 für Straßenbauten 94 632 Milreis ausgegeben hat.

Die Straßenanlagen sind nach ihrem wirtschaftlichen Wert für die Kolonie durch ihre Eigenschaft als naturgemäße Voraussetzung für den Absatz der Erzeugnisse, die Einfuhr der Bedürfnisse nicht erschöpft. Noch eine andere außerordentlich wichtige Bedeutung wohnt ihnen inne. Die meisten der Einwanderer, die sich in der Hansa niederlassen, sind ganz arm. Mancher ist sozusagen ohne einen Pfennig in der Tasche angekommen, und wenn seit neuerer Zeit die Annahme für die Kolonie vom Nachweis des Besitzes von 100 Mark abhängig gemacht ist, so bedeutet das natürlich auch keine Summe, deren Vorhandensein das baldige Auftreten von Geldmangel ausschlösse. Das Mittel, dem Kolonisten baren Verdienst zuzuführen, bieten nun die Wegebauarbeiten. Diese werden, soweit als angängig, an die Ansiedler im Akkord vergeben. Für den laufenden Meter auf ebenem Boden hergestellten Weges von 4 Meter Breite zahlt die Gesellschaft einen Lohn von 800 Reis, für die nämliche Strecke in bergigem Gelände einen Milreis, und wo bedeutendere Abstechungen der Böschung notwendig sind, entsprechend mehr. Jeder Kolonist hat das Vorrecht auf die Ausführung der Wegestrecke, die das Gebiet seiner Ansiedelung durchschneidet oder begrenzt. Wo schwierigere Aufgaben, wie Aufmauerungen oder Sprengungen, zu bewältigen sind, werden neben Kolonisten gelernte Wegearbeiter herangezogen und die Arbeiten unter Leitung eines Vorarbeiters gegen Tagelohn ausgeführt. Im übrigen sorgt jeder Kolonist selbständig für die Herstellung der ihm zugewiesenen Wegestrecke.

So zweckmäßig dieses System für die Unterhaltung der Kolonisten in der Anfangszeit ist, so hat es doch auch seine Nachteile. Einmal leidet darunter der Wert der entstehenden Wege, da es nicht jedem gegeben ist, die ihm zufallende Strecke ohne fortwährende Beaufsichtigung planmäßig durchzuführen und unnütze Erhebungen,

Digitized by Google

Senkungen, Bogen zu vermeiden. Ferner aber kommt es vor, daß der eine oder andere, der womöglich schon seinen Vorschuß in der Tasche hat, die Gegenleistung an Arbeit über Gebühr verzögert und so die Gesamtheit derer schädigt, deren Verkehr auf die betreffende Wegestrecke angewiesen ist.

Ich sagte eben: „der womöglich schon seinen Vorschuß in der Tasche hat". Die Gesellschaft gibt nämlich, um dem dringendsten Geldbedürfnis der Kolonisten abzuhelfen, auf die Wegearbeiten Vorschüsse, und zwar, wie ich mich persönlich zu überzeugen Gelegenheit hatte, in sehr entgegenkommender Weise, bei besonderer Bedürftigkeit z. B. selbst dann, wenn ein früherer Vorschuß noch nicht abgearbeitet ist. Auch anderweitige Vorschüsse werden zum Zwecke der wirtschaftlichen Förderung der Kolonisten gezahlt, so für die Einrichtung von ruralindustriellen Anlagen, die Anschaffung von Kühen usw.

Die Tätigkeit der Gesellschaft erstreckt sich auch auf eine Wohlfahrtspflege nichtwirtschaftlicher Natur, auf die Errichtung von Schulen, die Sorge für Gottesdienst und Krankenpflege. Ende 1904 bestanden im Gebiet der Kolonie neun Unterrichtsanstalten. Die Gesellschaft hat den Schulgemeinden Vorschüsse für den Bau der Schulhäuser gemacht und Ländereien überwiesen. Zu den Lehrergehältern zahlt sie einen beträchtlichen jährlichen Beitrag, während der Rest von den Eltern der Schüler aufgebracht werden muß. Die Sprache des Unterrichts ist die deutsche, doch ist Unterweisung im Portugiesischen (als Fremdsprache) Vorschrift für die Schulen. Die Seelsorge wird im Distrikt Itapocú durch Geistliche benachbarter Gemeinden versehen, der Distrikt Hercilio hat einen daselbst ansässigen evangelischen Pfarrer. Auch die Kirchengemeinden werden von der Gesellschaft unterstützt. Was die Krankenpflege angeht, so gab die Gesellschaft im Jahre 1904 für ärztliche Gehälter, Beschaffung von Heilmitteln, Behandlung armer Kranker 4927 Milreis aus.

Man sieht, die Tätigkeit der Kolonisations-Gesellschaft ist außerordentlich ausgedehnt und vielseitig. Der Art, wie sie ihren verantwortungsvollen Aufgaben nachkommt, gebührt alle Anerkennung. Die Gesellschaft genießt denn auch das wohlverdiente Vertrauen all d e r Kolonisten, die über die Gabe gerechten und verständigen Urteils verfügen, wenngleich es natürlich dieses und jenes — mit Recht oder Unrecht — auszusetzen gibt. Leider ist aber auch die Zahl derer in der Hansa recht groß, denen es k e i n e r recht machen

Digitized by Google

Vorläufige Hütte eines Anſiedlers.

Anweſen in der Kolonie Hanſa.

Digitized by Google

kann. Großkapitalistische Unternehmungen begegnen eben in den unteren Klassen, die sie berühren, immer Mißtrauen. Dabei haben auch die Spekulationen derer, die nicht alle werden, einen freien Tummelplatz. Habe ich doch die abenteuerliche Ansicht aussprechen hören, der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft sei es ganz recht, wenn die Kolonisten wegliefen, — wenn nur ordentlich Wald geschlagen werde. Sie beabsichtige mit der ganzen Kolonisation überhaupt nichts weiter, als daß der Boden entholzt werde. Nachher wolle sie dann Viehzucht oder Tabakbau im großen treiben. Verehrter Leser, wenn Sie mißtrauisch den Kopf schütteln, dann gehen Sie bitte nach jeder beliebigen deutschen Kolonie in Südamerika oder fragen Sie Leute, die dort gewesen sind, und Sie werden erfahren, daß jedes Siedelungsunternehmen von dergleichen ein Lied singen kann. Der Kolonisator, der es allen seinen Kolonisten zu Dank machte und nicht bisweilen den unglaublichsten Anfeindungen begegnete, müßte noch geboren werden.

Ich weilte noch nicht lange in Hammonia, als daselbst ein Trupp neuer Einwanderer ankam. Alsbald entwickelte sich im und um den Aufnahmeschuppen ein geschäftiges Treiben. Kisten, Koffer und Säcke werden von den Wagen geladen. Dieses und jenes Stück wird geöffnet, um ihm den nächsten Bedarf zu entnehmen und mit seinem Inhalt die nur mit breiten Holzpritschen versehenen Aufenthaltsräume wohnlich zu machen. Manch kräftiger Fluch ertönt, denn nicht jeder, an dessen Porzellan oder Glas sich traurige Folgeerscheinungen brasilischer Wegeverhältnisse zeigen, tröstet sich mit den Worten: Scherben bringen Glück. Mittlerweile sind auf den Kochplätzen vor dem Hauptgebäude Feuer angezündet worden, die Frauen haben aus der nahen Venda Fleisch, Bataten, Maisbrot gebracht, und schon dampft da und dort die Mahlzeit. Im Wirtshause ist heute reges Leben. Auch die schon ansässigen Kolonisten gehen dort zahlreicher denn sonst ein und aus; gibt es doch von den „Neuen" vielleicht Interessantes aus der Heimat zu hören; möglicherweise läßt sich auch ein vorteilhafter Kauf machen; eine Decke, ein Kleidungs- oder Geschirrstück erhandeln, denn die Einwanderer bringen manches mit, was hier in der Wildnis gar nicht und drunten in Blumenau wegen der hohen Frachtgelder und Zölle nur um schweres Geld zu haben ist.

In den nächsten Tagen sieht man die Neuankömmlinge die Kolonie durchstreifen, um sich ihre Landstücke auszusuchen. Zwar steht vertragsmäßig deren Auswahl der Gesellschaft zu, doch trägt diese

Digitized by Google

natürlich den Wünschen des einzelnen, soweit es möglich, Rechnung, und tatsächlich ist die Sachlage durchweg die, daß sich jeder sein Land selbst wählt.

Manch einer freilich macht, wenn er in den Urwald kommt, ein gar langes Gesicht, und manches, manches Mal vernimmt man die Worte: „So hab' ich mir's nicht vorgestellt." Ich habe im Zusammenhang damit auch häufig die Behauptung gehört, im Prospekt der Gesellschaft stehe vieles anders, als es sich in Wirklichkeit verhalte. Der Vorwurf ist durchaus ungerecht, sein Auftauchen jedoch tief in der menschlichen Natur begründet. Der Wunsch ist der Vater des Gedankens. Wer mit Auswanderungsplänen umgeht, der möchte gern in dem Lande, das er sich zum Ziel ausersehen hat, alles so schön und angenehm wie möglich finden. Diesem Wunsche entspringt eine Neigung des Heimatmüden, sich von der neuen Welt, nach der er hinüberstrebt, ein möglichst glänzendes Bild auszumalen, und dieser Neigung wiederum die weitere Folge, daß er aus den Schilderungen der Verhältnisse, die ihn erwarten, das, was ihm gefällt, gierig in sich aufnimmt, das Gegenteilige aber entweder ganz übersieht oder bei der im Vorstellungsleben vor sich gehenden Verarbeitung des Gelesenen oder Gehörten zurückdrängt. So mag denn mancher, wenn er von der Fruchtbarkeit des brasilischen Bodens, von der Mannigfaltigkeit der Früchte mit den fremdartig klingenden Namen, von der Herrlichkeit der Landschaft, dem Wildreichtum der Wälder liest, sich eine Art von Schlaraffenland ausmalen, darinnen Bananen-, Melonen-, Ameixasbäume den entzückten Fremdling mit ihren köstlichen Früchten zu überschütten drohen, gebratene Tukane und Jagutingos in der Luft umherfliegen und Ströme köstlich düftenden Zuckerrohrbranntweins durch palmenbestandene Täler ziehen. Sieht er dann statt dessen die kümmerlichen Palmitenhäuser seiner Vorläufer, die undurchdringlich scheinenden Waldbestände, die seine Axt lichten soll, muß er womöglich, wenn starke Regengüsse gefallen sind — und die Einheimischen halten die bevorstehende Ankunft neuer Einwanderer für ein fast untrügliches Anzeichen von Regenwetter —, muß er dann aufgeweichte Lehmpfade durchwaten und macht er sich erst klar, daß er auf unabsehbare Zeit nicht mehr in einer behaglich eingerichteten Wirtsstube hinter einem Seidel deutschen Bieres sitzen wird —, dann heißt es: „So hab' ich mir's nicht vorgestellt. Das steht im Prospekt ganz anders." Bei manchem setzt sich die Enttäuschung in Verzweiflung um. Hat er noch Geld in der Tasche, so entläuft

Digitized by Google

er dem unwirtlichen Urwalde, so schnell er kann. Höchstens, daß er, wenn ihm der Himmel die Gabe verliehen hat, seine Gedanken durch die Feder fließen zu lassen, noch in Eile der deutschen Presse einen Artikel übergibt, der alt und jung davor warnt, sich zur Auswanderung nach Südbrasilien verleiten zu lassen.

Und doch läßt es die Leitung der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft selber an der dringlichsten Verwarnung vor unüberlegter Auswanderung nicht fehlen. Auch ermahnt der Prospekt jeden, die Mühen und Entbehrungen, die ihn erwarten, nicht leicht zu nehmen und zu bedenken, daß der Kolonist keine Aussicht auf Reichtum hat, sondern bei angestrengtester Arbeit nur zu bescheidenem Wohlstand kommen kann. In diesem Zusammenhang heißt es dann ausdrücklich: „Wer mit weitergehenden Wünschen nach der „Hansa" und überhaupt nach Südbrasilien auswandert, hat sich auf schlimme Enttäuschungen gefaßt zu machen. Wer überhaupt in der Heimat sein Auskommen hat, wandere nicht aus, denn kein Mensch kann eine Gewähr dafür übernehmen, daß es ihm in der Ferne just so glücken wird, wie so manchen, die vor ihm hinübergegangen sind."*)

Man muß eins bedenken. Wie ich schon einmal erwähnte, fließt der Zuzug bäuerlicher deutscher Einwanderer nach Südbrasilien nur noch äußerst spärlich. Unsere Landleute, die einen Wechsel ihrer Lebensverhältnisse suchen, gehen nicht mehr nach Amerika, sondern in die Städte, die Fabriken. Die heutigentags über See auswandern, sind zum größten Teil Fabrikarbeiter, städtische Handwerker, Kleinkaufleute, auch Angehörige höherer Klassen, die aus irgendwelchem Grunde eine Veränderung ihres Daseins suchen. Es ist klar, daß diese Leute kein Kolonistenmaterial gleichen Wertes darstellen wie jene harten Tagelöhner, jene Fronbauern aus Pommern und Mecklenburg, mit denen einst Dr. Blumenau sein Siedelungswerk betrieb.

Nur schwer finden sich solche ehemaligen Stadtbewohner damit ab, all die kleinen Annehmlichkeiten und Vergnügungen zu missen, die ihnen daheim zum Leben gehörten. Auch der harten Arbeit, wie sie der Urwald verlangt, sind die meisten nicht gewohnt, und schwarze Bohnen, Mandiok und Trockenfleisch wollen manchem Gaumen nicht munden. Dazu kommt noch der Umstand, daß Leute, die jede Woche oder jeden Monat ihren Lohn oder ihr Gehalt in Empfang zu nehmen pflegten, hier auf geraume Zeit hinaus keinen oder nur geringen baren Ertrag ihrer Arbeit sehen und dadurch entmutigt werden.

*) Seite 32 des Prospektes.

Digitized by Google

So kommt es, daß nicht weniger als 50 vom Hundert der in der Kolonie eingetroffenen Auswanderer wieder von dannen gezogen sind, die einen, weil sie schon der erste Eindruck von der Niederlassung abschreckte, die andern, nachdem sie des Urwaldlebens überdrüssig geworden waren. Mit dem Fortschritt der Kolonie hat die Urwaldflucht einigermaßen nachgelassen. Immerhin sind auch im Jahre 1903 noch 277 Personen aus dem Bezirk Hercilio abgewandert, während der für diesen Bezirk bestimmte Zuzug sich auf 643 Personen belief. Die Mehrzahl der Abtrünnigen besteht natürlich aus einzelstehenden Männern, deren Entschließungsfreiheit nicht durch die Rücksicht auf Weib und Kind gehemmt ist.

Ueberlassen wir sie ihrem Schicksal und beobachten wir das Leben und die Arbeit dessen, der den Kampf mit der Wildnis durchficht. Hart genug ist dieser Kampf, der Großstädter in Urwaldbauern wandelt.

Die erste Sorge des Urwald-Ansiedlers ist die für ein eigenes Obdach. Während des Hausbaues muß ihm, wenn seine Kolonie nicht in der Nähe des Einwandererschuppens liegt, ein sogenannter Rancho Unterkunft bieten, eine Hütte notdürftigster Art, die im wesentlichen aus einem auf Holzpfählen ruhenden und auf der einen Seite bis zum Erdboden niederreichenden Dache besteht. Das Wohnhaus wird aus dem Holz der Palmite gefügt und mit den Blättern der als „Dachblattpalme" bezeichneten Palmenart gedeckt; diese Blätter werden mit Cipó-Ranken an den Dachlatten befestigt. Der Fußboden wird durch Stampfen der Erde hergestellt, die Fenster bestehen aus einfachen Oeffnungen der Wand. An Einrichtung findet man in diesen Palmitenhütten meist nichts als die Betten, den Tisch, eine Bank, ein paar Stühle und etliche die Schränke ersetzende Kisten. Die Küche besteht gewöhnlich aus einem besonderen kleinen Schuppen mit steinernem Herd. Daß das Wohnen in solcher Behausung keine ungemischte Freude bedeutet, läßt sich denken. Feuchtigkeit und Insekten dringen ein, der Platz ist enge, die Bequemlichkeit daher nicht übergroß. Und doch würde ich die Palmitenbude zehnmal dem Dasein vorziehen, das Tausende von Bewohnern unserer Großstädte in dumpfigen, menschenüberfüllten Stuben, in engen, dunkeln Kellerlöchern, in zugigen Dachkammern führen. Auch kommt ja die Zeit, wo der Ansiedler die Palmitenhütte durch ein festgefügtes Bretterhaus mit Schindeldach ersetzt. Und später tritt wohl einmal an die Stelle des Bretterhauses ein freundlicher Backsteinbau, wie wir sie drunten in der alten Kolonie allenthalben sehen.

Digitized by Google

Die Urbarmachung des Bodens geht folgendermaßen vor sich. Zunächst wird das Unterholz des freizulegenden Landes mit dem Waldmesser, dem Facão, oder der Foiça, einem an langem Stiele sitzenden Sichelmesser, abgehauen. Dann fallen die stärkeren Bäume unter der Axt oder der Säge. Ihre Aeste werden vom Stamm entfernt und bilden mit dem niedergelegten Unterholz zusammen eine den ganzen Rodungsraum, die „Rossa", bedeckende dichte Schicht. Das niedergehauene Holz bleibt sechs Wochen, je nach der Witterung wohl auch länger liegen, dann wird es bei regenfreier Witterung angezündet. Dichtere Massen, die nach dem Brand noch vorhanden sind, werden von neuem in Flammen gesetzt, bis nur noch die Stümpfe und größere Stämme und Aeste, die das Feuer nicht zu vernichten vermag, übrig bleiben. Nunmehr geht der Siedler an das „Räumen" der Rodung, d. h. er beseitigt die Holzteile, die ihm beim Pflanzen allzusehr im Wege sind. Das andere bleibt, wie es ist, und modert allmählich dahin, so daß später das bebaute Feld auf ein Auge, das des Anblicks peinlich sauber gehaltenen Pfluglandes gewohnt ist, einen höchst verwahrlosten Eindruck macht. Gleich nach dem Räumen der Rossa wird der Boden bepflanzt.

Die Rossa wird in den alten Kolonien gewöhnlich sechs oder sieben Jahre lang bebaut, dann bleibt sie ebenso lange brach liegen. Auf dem unbepflanzten Boden entwickelt sich eine Vegetation, die man als Capoeire bezeichnet. Die Flora der Capoeire ist ganz anders beschaffen als die des Urwaldes. Pflanzen, die dort nur spärlich gedeihen, weil sie dem übrigen Waldwuchs an Kraft im Kampf ums Dasein nachstehen oder weil sie zu ihrer Entwickelung nicht das nötige Licht finden, schießen hier üppig empor. Manche behaupten sogar, daß einzelne der in der Capoeire vorkommenden Pflanzengattungen anderwärts überhaupt nicht auftreten. Die Erscheinung wäre gewiß merkwürdig genug. Welches ihre Gründe sein sollen, darüber ist man im Zweifel.

Auch die Capoeire vernichtet der Kolonist durch Stahl und Feuer, und wiederum wird gepflanzt und geerntet.

Der neue Siedler baut auf dem fruchtbaren Lehmboden seiner Urwald-Rossa in erster Linie das, was er zu seinem eigenen Unterhalt braucht: Mais, Kürbisse, schwarze Bohnen, ferner Knollengewächse wie Bataten, Mandioka, Mangariten, Aipim, Taja. Daneben bestehen in der Siedelung am Hercilio bereits umfangreiche Pflanzungen von Canna, d. h. Zuckerrohr, das Zucker und Schnaps liefert, vorläufig aber nur als Viehfutter Verwendung fand. Ferner wird

Digitized by Google

Tabak, Reis, Kaffee gepflanzt, außerdem eine Reihe von Garten- und Gewürzpflanzen, wie namentlich „Pimente", d. h. Jamaïca-Pfeffer. Auch mit dem Anbau von Baumwolle hat man begonnen, doch ist diese Kultur vorläufig noch als Versuch anzusehen. Ein beträchtlicher Teil der entwaldeten Ländereien dient heute schon als Weide und ernährt namentlich Rindvieh und Schweine. Der Rindvieh- und Schweinezucht wird in der wirtschaftlichen Zukunft der Siedelung jedenfalls die erste Stelle zufallen, die dieser Erwerbszweig ja auch in der Kolonie Blumenau einnimmt. Auch der Tabakbau wird voraussichtlich ebenso wie dort eine große Rolle spielen.

Eine arge Plage für den Landbau sind die überaus zahlreichen Ameisen, namentlich die sogenannten Schlepper. Man bekämpft sie durch kochendes Wasser und Schwefel.

Was die Frage des Absatzes angeht, so ist diese Frage noch nicht brennend geworden. Infolge des stetigen Zuzuges neuer Einwanderer braucht die Siedelung mehr als sie hervorbringt. So werden überschüssige Erträge leicht verwertet.

Mit gesteigerter Produktion und nachlassendem Wachstum der Kolonie aber muß sich dieser Zustand ändern. Zur Verwertung ihres künftigen Ueberertrages wird die Siedelung in der Hauptsache ebenso wie die Kolonie Blumenau auf die Märkte von Rio de Janeiro und São Paulo angewiesen sein. Für den Absatz dorthin werden im wesentlichen nur Butter, Schmalz, Speck und Tabak in Frage kommen, während andere Produkte wie Zucker, Schnaps, Mandiok usw. einen im Verhältnis zum Mengeteil zu geringen Wert besitzen, um den Preis der Beförderung nach jenen Märkten ertragen zu können.

Der von der Siedelung am Hercilio nach Rio de Janeiro und São Paulo gehende Absatz muß seinen Weg über Blumenau nehmen. Bei der beträchtlichen Entfernung und der Mangelhaftigkeit der Straßenverbindung zwischen dieser Stadt und dem Hansabezirk ist es nun von der äußersten Wichtigkeit, ja vielleicht geradezu entscheidend für die Fortentwickelung der Kolonie, daß das Zustandekommen einer Schienenverbindung nach Blumenau gesichert sein dürfte. Es soll eine Bahn gebaut werden, die von Blumenau nach Hammonia und von dort ans linke Ufer des Rio Negro an die Stelle gegenüber der Stadt Rio Negro führt; außerdem eine Zweiglinie, die, von dem geeignetsten Punkte der Hauptlinie ausgehend, die von Curityhanos nach Rio Negro führende Straße trifft. Die

Digitized by Google

Konzession zu diesem Bahnbau ist im Oktober des Jahres 1904 dem Herrn Oberingenieur v. Skinner verliehen worden, mit der Berechtigung, sie einer von ihm zu gründenden Gesellschaft zu übertragen. Die erforderlichen Geldmittel werden, so viel mir bekannt, ganz oder vorzugsweise von deutschen Kapitalisten aufgebracht. Die Bahn soll mit Elektrizität betrieben werden. Die Vorarbeiten sind bereits im Gange. Auch die Verbindung mit dem Hochlande, die der Plan in Aussicht stellt, ist für die Kolonie von Wichtigkeit, da das Hochland einem Teil des Kolonieertrages, namentlich an Zucker, Schnaps und Mandiokmehl, Aufnahme bieten dürfte und seinerseits die Kolonie mit gewissen Produkten, z. B. Roggenmehl, billiger versehen könnte, als dies die Blumenauer Geschäftsleute vermögen.

Der Bezirk Itapocú wird durch die projektierte „transbrasilische Bahn" ebenfalls eine Schienenverbindung nach der Küste erhalten. Sie wird über São Bento führen und den Bezirk Itapocú schneiden.

Hat für eine noch in der Entwickelung begriffene Siedelung die Frage des Absatzes ihre Bedeutung erst in der Zukunft, so ist dagegen eine wichtige Tagesfrage gerade für den neuen Ansiedler —, der noch nicht genug erntet, um seinen eigenen Bedarf zu decken —, der Stand der Lebensmittelpreise. In dieser Beziehung waren die Kolonisten der Siedelung am Hercilio lange Zeit schlecht gestellt. So kostete dort im Juli 1903 ein Sack*) Mais 7 $ 500 gegen 6 $ 000 in Blumenau, ein Quart**) Farin in einer Venda 0 $ 700, in einer andern sogar 0 $ 900 gegen 0 $ 500, ein Kilogramm Zucker 0 $ 500 und 0 $ 600 gegen 0 $ 300 bis 0 $ 400, ein Quart Bohnen 2 $ 200 gegen 1 $ 500. Diese Preise erscheinen, mit denen von Blumenau verglichen, auch dann als unverhältnismäßig hoch, wenn man die Gefahr von Verlusten an solchen Schuldnern in Rechnung zieht, die wirtschaftlich nicht vorwärts kommen oder die Kolonie verlassen. Der Kolonist konnte sich gegen diese Uebervorteilung nicht wehren. Die wenigen Venden lagen weithin über die Siedelung zerstreut. Die Ansiedler hatten größtenteils schon zum nächsten Geschäftshaus einen sehr weiten Weg, den sie heimwärts mit den eingekauften Waren auf der Schulter zurücklegen mußten; denn Wagen oder Lasttiere besaßen ja nur wenige, und namentlich die Neuangekommenen nicht,

*) Ein Sack brasilischen Maßes hält, wenn es sich um Mehl handelt, 52, sonst 60 kg.

**) Gleich 15 kg.

Digitized by Google

die ja gerade im größten Umfang ihre Lebensmittel vom Händler beziehen mußten. So waren die allermeisten Kolonisten auf ein einziges Geschäftshaus angewiesen und mußten dort bezahlen — oder gegen hohe Zinsen schuldig bleiben —, was eben von ihnen verlangt wurde. Außerdem war der Käufer oft gezwungen, minderwertige Waren anzunehmen. Weigerte er sich dessen, so sagte ihm der Vendist womöglich mit der größten Kaltblütigkeit: „Seien Sie froh, daß Sie überhaupt was kriegen."

Die Klage über diese Zustände war noch, als ich mich in Hammonia aufhielt, allgemein. Die Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft hat sich nun seither ein großes Verdienst um die Kolonisten dadurch erworben, daß sie eigene Verkaufsstellen errichtet hat, die den Leuten günstige Einkaufsgelegenheit bieten. Diese sehr wichtige Neuerung beugt auch einer Gefahr vor, von der ich schon an früherer Stelle gesprochen habe, der Gefahr nämlich, daß der Kolonist infolge von Verschuldung in Abhängigkeit vom Geschäftsmann gerät, die womöglich seinen wirtschaftlichen Untergang herbeiführt. Verschuldung ist für unbemittelte Leute, wie es die Hansa-Kolonisten zum größten Teil sind, kaum zu vermeiden. Verschwindend wenige von ihnen vermögen durch Wegearbeit und Förderung ihrer Bodenwirtschaft so viel zu erwerben, daß sie schon in der ersten Zeit ihren ganzen Lebensunterhalt bestreiten können. Nur den gewandtesten und zähesten Arbeitern wird dies gelingen, und bei solchen, die eine Familie zu ernähren haben, dürfte der Fall überhaupt ausgeschlossen sein. Der Kolonist muß sich also in der Anfangszeit Kredit geben lassen. Daß ihm hinter dieser Notwendigkeit nicht mehr die beängstigende Aussicht droht, zum Schuldknecht des Geschäftsmannes zu werden, bedeutet eine wesentliche Förderung des Wirtschaftslebens am Hercilio.

Um auf die nicht-wirtschaftlichen Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt zu kommen, so besitzt der Bezirk Hercilio zur Zeit fünf Schulen, eine am Stadtplatz Hammonia, eine im Tal des Sellin-Flusses, eine im Rafaëltal, eine am Stadtplatz Neu-Bremen und eine am Stadtplatz Neu-Zürich. Zur Zeit meines Aufenthaltes in der Kolonie bestand erst eine von diesen Schulen, die am Stadtplatz Hammonia. Den Unterricht erteilt dort Herr Dr. Aldinger. Er ist zugleich der protestantische Geistliche der Kolonie; übrigens ein vorzüglicher Prediger, wie ich Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen. Auf die Anregung von Dr. Aldinger war vor kurzem ein Kirchen- und Schulverein entstanden. Diesem wurde

Digitized by Google

von der Gesellschaft ein Stück Grund und Boden als Kirchen- und Schulland zugewiesen. Dort errichtete der Verein eine Kirche, die zugleich als Schule dienen sollte. Das Gebäude stand im Gerüst bereits bei meinem Eintreffen in Hammonia fertig.

Auch in anderer Hinsicht ist für die öffentliche Wohlfahrt gesorgt. Die Gesellschaft hat in Hammonia ein Krankenzimmer eingerichtet und außerdem einen Arzt vertraglich angestellt.

Damit es den Kolonisten in ihren Mußestunden nicht ganz an geistiger Unterhaltung fehle, besteht am Stadtplatz eine ziemlich umfangreiche Bücherei, um deren Zustandekommen sich Dr. Aldinger ein großes Verdienst erworben hat. Die Bücher sind der Kolonie von Deutschland aus geschenkt. Seit Oktober 1904 besitzt die Hercilio-Siedelung auch eine eigene kleine Zeitung, den „Hansaboten". Er wird von Dr. Aldinger herausgegeben und erscheint in zwanglosen Zwischenräumen. Gedruckt wird das Blatt in der Druckerei des „Urwaldsboten" in Blumenau.

Dr. Aldinger ist deutscher Theologe und früherer Lehrer an der Kolonialschule zu Witzenhausen. Er hat hier am Hercilio eine Kolonialschule „Palmenhof" gegründet, die, als Urwaldsiedelung größeren Maßstabes gedacht, die praktische Einführung junger Leute in den Ansiedler-Beruf zur Aufgabe hat, sich indessen bei meinem Aufenthalt in Hammonia keines starken Besuches erfreute.

Die Verwaltung der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft hat in neuerer Zeit eine Umgestaltung erfahren, indem ihr Mittelpunkt von Joinville nach Hammonia verlegt worden ist. Damit verbindet sich der große Vorteil einer engeren Fühlung zwischen der Kolonieleitung und allen praktischen Fragen der Siedelungsarbeit.

Trotz der mannigfaltigen Schwierigkeiten, die sich der Tätigkeit der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft entgegengestellt haben, ist die Siedelung am Hercilio rüstig vorwärts geschritten. Vor nicht langer Zeit noch war hier nichts als einsame Wildnis, die höchstens hier und dort eine Jagdpikade durchzog. Da erklang im Jahre 1900 am Hercilio zum erstenmal die Axt des deutschen Ansiedlers. Heute bestehen in den Tälern des Hercilio, des Cocho, Taquaras, Sellin, Rafaël, Indios über 350 Ansiedelungen. Wo der Indios mit dem Hercilio zusammenfließt, am Stadtplatz Neu-Bremen, bietet ein neues Einwandererhaus Unterkunft für die, welche sich dort im Westen der Kolonie niederlassen wollen. Die Ufer der Wasserläufe sind durch Brücken, Fähren oder Kano-

Digitized by Google

Verkehr verbunden, und ein ausgedehntes Netz von fahrbaren Wegen und Fußsteigen gestattet dem Wanderer, weithin den Urwald zu durchstreifen.

Bitte, verehrter Leser, begleiten Sie mich auf einem solchen Streifzuge.

Mit wundersamer Pracht umfängt uns der subtropische Wald. Da reckt die schlanke Palmite den zierlichen Blätterstrauß gen Himmel, da ragen starkstämmige Zedern, Tajuben, Figueiren, Canellen und wie sie alle heißen, die stolzen Riesen der Wildnis. Dazwischen wuchert ein Wirrsal von hochgeschossenem Holz, vielgestaltigem Grün. Wildes Rankenwerk schlingt sich darein. Gleich festgespannten dicken Seilen legt es sich da und dort um einen der Waldriesen und würgt ihn zu Tode; „Matapau", „Baummörder" nennt man die tückischen Schlingen. Am Boden grünt mannigfaltiges Gewächs, ein mächtiges, breitgeformtes Blattwerk zumal, das Cadeblatt, und hier und dort stattliches Farnkraut. Jetzt erhebt zu unserer Linken und Rechten undurchdringlich dichtes Taquara-Rohr die mächtigen grünen Stengel. Sein Auftreten deutet, von dem „Taquara mansa" abgesehen, ebenso wie das der wilden Bananen, auf fruchtbaren Boden. Ein Stück Wegs weiter, und das Bild hat sich geändert. Es ist lichter geworden im Walde. Farnbäume überwiegen allen andern Pflanzenwuchs. Ihr zierliches Blattwerk bietet, namentlich wo der Baum in so großen Mengen auftritt, einen prachtvollen Anblick. Und doch wird er noch übertroffen von dem Bild, das sich uns bald darauf eröffnet, einem Waldbestand, den statt des Farns verschiedene Palmenarten, Palmiten, Zwergpalmiten, Dachblattpalmen, mit den wunderbaren, federzarten Wipfeln beherrschen.

Hundertfältiges Leben ist im Walde. Hundertfältige Stimmen werden laut, vom krächzenden Schrei des Tukans, dem schallenden Hämmern der Spechte, gellendem Papageienruf bis zum Schwirren und Zirpen winziger Kolibris, die schillernden Nachtfaltern gleich um duftende Blüten gaukeln. Sie bieten einen wunderbar lieblichen Anblick, diese bunten Wesen, die zum Teil nicht größer als eine Hummel und dabei an Gestalt und Färbung — wie Buffon sich ausdrückt — das Meisterstück der Natur sind. — Schon fesselt etwas Neues unsern Blick. Ueber den Pfad bewegt sich ein langer Zug von Ameisen. In geordneten Kolonnen ziehen sie dahin. Zur Seite haben die Führer Aufstellung genommen und packen den Flügelmann einer jeden Abteilung an. Sie scheinen durch das Tastwerk ihrer Fühler ihm einen Befehl zu geben oder eine Meldung ent-

Digitized by Google

gegenzunehmen. Jede der vorüberziehenden Ameisen schleppt ein kleines Blattstück mit sich. Die Stückchen sind an den Rändern welk, sie haben wohl einem alten Bau angehört, den das Volk jetzt verläßt, um eine neue Heimat zu gründen. Ich hebe eins der Tiere samt dem Blättchen, das es trägt, in die Höhe. Wie ich es wieder niedersetze, läßt es seine Last liegen und eilt weiter. Ich lege ihm das Blättchen in den Weg und ziehe die Hand schnell zurück. Das Tier setzt seinen Weg in der Richtung auf das Laubstück fort; wie es aber daran kommt, biegt es aus und läuft, jedenfalls von irgendeiner abergläubischen Vorstellung geplagt, voll Entsetzen davon.

Da raschelt etwas zur Seite des Pfades. Eine armlange Jararaque wird sichtbar, eine der gefährlichsten unter den Giftschlangen, die hier im Santa Catharinenser Wald dem Ansiedler bisweilen verhängnisvoll werden. Schnell mit dem Waldmesser einen langen derben Zweig abgehauen und entblättert — ein paar kräftige Hiebe über den grauen Rücken, und der Giftzahn tut keinem mehr weh. —

Dann und wann schiebt sich eine Kolonie in den Urwald ein. An diesen Stellen ist der Wald gelichtet, und bisweilen öffnet sich über die Lichtung hinweg ein freier Blick auf die Fluten des Rio Hercilio. Sie brausen bald weißschäumend über die Felsgefälle des Flußbettes und um myrtenüberwachsene Klippen, bald wieder ziehen sie friedlich ihres Weges, ein blinkender Spiegel der waldbedeckten Ufer, der busch- und palmenbestandenen Inseln. Ueber den Fluß hinüber schweift das Auge zu den blauen Höhen der Serra do Mirador, des „wunderlichen Gebirges". Ihre Höhen bieten alle den gleichen Anblick. Sie steigen auf der einen Seite steil an und verlieren sich in einem langgestreckten Kamm. Daher kommt die Bezeichnung des Gebirges als des „wunderlichen", weil der Wanderer sich immer wieder dem gleichen Berge gegenüber zu sehen glaubt.

Eben führt unser Weg an eine der Kolonien heran. Inmitten sprossender grüner Pflanzungen, verkohlter, schwarzer Waldtrümmer, frisch geschlagener Rodung grüßt das grüne Dach der Palmitenhütte. Ueber die Waldlichtung hinweg zieht gerade ein Flug Papageien mit gellendem Gekreisch. Sie fliegen hoch, hoch über uns; sonst würde sich ein Schuß verlohnen, denn Papageiensuppe ist nicht zu verachten. Doch da erklingt der Ruf eines Tukans. Er kommt drüben her von dem halbverbrannten kahlen Baum am Rande der Rossa. Ein paar leise Schritte, dann sind wir in Schußweite. Ein Knall, und der Vogel stürzt schwer herab ins Gestrüpp. Doch

Digitized by Google

er ist gleich gefunden, und wir können den Gesellen in Augenschein nehmen. Eigenartig genug sieht er aus, der Pfefferfresser: kohlschwarz gefiederter Leib, weißer Hals, ein mächtiger gelber Schnabel mit schwarzer Spitze und roter Kante — ein wahres Ungetüm von einem Schnabel, mehr als halb so lang wie der ganze Rumpf des Vogels und von gewaltiger Breite. Wir nehmen den Tukan mit; er wird einen guten Braten geben.

Unterwegs begegnen uns Kolonisten, einige zu Pferd, die meisten zu Fuß. Dem Auge des Europäers bieten diese Gestalten einen abenteuerlichen Anblick. Hemd, Hose und breitkrempiger Hut bilden bei der Arbeit in der Rossa und bei Gängen durch den Wald die ganze Bekleidung des Ansiedlers; im Ledergurt steckt das lange Waldmesser, aus der Tasche oder dem Gürtel hervor schaut der Revolver. Bei längeren Gängen fehlt selten die Flinte, denn oftmals gibt es etwas zu schießen, einen Tukan oder einen Jacutingo, vielleicht auch ein Waldhuhn, ein Wildschwein oder eines jener kaninchenhaft flinken Nagetiere, die man Paca nennt und deren Wildbret als das beste des südbrasilischen Urwaldes gilt.

Allmählich treffen wir immer weniger Menschen und menschliche Niederlassungen mehr an. Jetzt verlassen wir das Gebiet der Kolonie und biegen in eine verlassene schmale Pikade. Tiefe Einsamkeit ist um uns her. Ein dämmerhaftes Licht webt über der tausendfältigen grünen Herrlichkeit. Es ist wie der Zauber eines fremdartigen Märchens. Doch wie er uns mehr und mehr umstrickt, da wirkt er schier unheimlich, der Urwaldmärchenzauber, und das Herz sehnt sich aus seinem Bann hinaus zu Tannen, Buchen und Eichen, zu Amsel- und Finkenschlag, hinaus auf freie luftige Gipfel, in den Sonnenschein der Heimat, der hier nur tropfenweise durch's Duster sickert wie ein scheuer Gruß aus einer lichteren Welt.

Still ist's um uns her geworden. Kein Laut regt sich mehr, kein Hämmern der Spechte, kein heiserer Tukanenschrei. Da plötzlich erklingt aus den Wipfeln ein dumpfes Gegröhle, das sich, wie wir näher kommen, zu ohrenbetäubendem Lärm steigert. Es sind Brüllaffen, die irgendwo in der Nähe ihr Konzert halten. Wir bekommen sie nicht zu Gesicht. Dafür haben wir eine Weile später das Glück, in den Wipfeln eine andere Affenschar zu gewahren, Makakos, flinke kleine Gesellen, die sich mit possierlichen Sprüngen und Gebärden im Geäste tummeln.

Noch mancherlei andere Bewohner hat der Wald. Auch wildes Raubzeug ist darunter. Das schlimmste davon sind nicht die Pumas

Digitized by Google

und Jaguare, die sich dann und wann in die Nähe der Kolonien wagen und dem Bauer ein Stück Vieh rauben. Weit verderblicher sind die wilden Indianer, die „Buger". Die Gefahr, die von ihrer Seite den Ansiedlern droht, ist nicht zu unterschätzen. Im Jahre 1902 noch kam im Bezirk Hercilio ein Zusammenstoß vor, bei dem ein im Walde arbeitender junger Mann getötet, ein anderer schwer verwundet wurde. Die in dem Urwald von Santa Catharina heimischen Indianer gehören zum Stamme der Botokuden. Ob diesem freilich alle vorgekommenen Ueberfälle zur Last zu legen sind, ist nicht ausgemacht. Viele behaupten, und, wie ich glaube, mit Recht, ein großer Teil der Gewalttaten sei durch Coroados verübt, die im Munizip Palmas ansässig gemacht worden sind, dann und wann jedoch weite Jagd- und Fischzüge unternehmen. In früheren Zeiten durchstreiften Trupps von Bugerjägern dauernd das Blumenauer Grenzgebiet, um die Ansiedelungen zu schützen. Auch jetzt werden noch bisweilen, namentlich von Brasiliern, Jagden auf die Buger veranstaltet. Ueber das Ergebnis verlautet gewöhnlich so gut wie nichts. Denn die Frage ist nicht entschieden, ob die nicht in Notwehr geschehende Tötung eines Indianers als strafbarer Mord zu betrachten oder ob das Verhältnis zwischen weißer und roter Rasse als dauernder Kriegszustand aufzufassen ist, als Vernichtungskampf, dessen rücksichtslose Durchführung bis auf's Messer für den weißen Mann ein Gebot der Selbsterhaltung bedeutet. —

Wir sind lange umhergestreift. Jetzt nähern wir uns wieder dem Stadtplatz. Es ist spät geworden mittlerweile. Das Lärmen der Ochsenfrösche, das eben noch aus dem Tal heraufdrang, ist verstummt. Aus nächtigem Dunkel leuchtet vom andern Ufer des Flusses das rote Feuer einer brennenden Rossa durch die Waldlichtung her. Ueber den Wipfeln aber steht der Vollmond. Schimmernd erglänzt sein Licht auf den Wassern des Rio Hercilio, und schwarz und scharf umrissen erscheint in bläulich-silbernem Grunde das Spiegelbild der waldbedeckten Ufer.

Jetzt blinken uns die Lichter von Hammonia entgegen. Bald können wir im Urwald-Gasthaus bei einem Glase Hofangschen Bieres von der Wanderung rasten.

* * *

Digitized by Google

Ich machte von Hammonia aus auch einmal einen längeren Jagdausflug. Als Begleiter nahm ich zwei waldkundige Brasilier mit, zwei Brüder mit Namen Lourentino Manoel und Manoel Lourentino de Santos. Ein anderer Brasilier und ein deutscher Kolonistensohn schlossen sich an. Wir hatten drei Jagdhunde mit, die den beiden de Santos gehörten.

Verehrter Leser, ich muß es mir leider versagen, Sie mit wahren oder erfundenen aufregenden Weidmannsgeschichten zu ergötzen. Ich will, um Ihnen eine Enttäuschung zu ersparen, von vornherein bemerken, daß der Jagdausflug buchstäblich ins Wasser fiel. Er sollte den Tapiren — „Anten" sagt man dort — am oberen Hercilio gelten. Da jedoch Hochwasser eintrat, so mußten wir umkehren, bevor wir das Antenrevier erreichten. Vielleicht begleiten Sie mich aber doch auf dem Ausflug. Er bot auch so des Interessanten genug.

Dazu gehörte schon das der Siedelung weit vorgeschobene Waldlager des Ingenieurs Spießen, der im Dienste der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft die Ländereien vermaß. Wir trafen am zweiten Tage mit unsern beiden Kanos dort ein. Das Lager bestand aus einem mächtigen blätterbedeckten Rancho, der vollständig von einer langen aus Gezweig hergestellten Pritsche ausgefüllt war. Sie diente dem Ingenieur und seiner aus etwa einem Dutzend Leuten bestehenden Arbeiterschar zum Nachtlager. Das Leben des Landmessers spielt sich — ähnlich wie das eines jeden Landmessers im brasilischen Urwald — etwa folgendermaßen ab. Frühmorgens rückt der Ingenieur mit der Arbeiterschar, der „Turma", aus. Vorher wird ein tüchtiges Frühstück aus Kaffee, schwarzen Bohnen, Farin, Speck, Xarque eingenommen. Dann geht es an die Arbeit. In den Urwald werden Richtwege gelegt, mit deren Hilfe der Landmesser seine Ortsbestimmungen vornimmt. Nachmittags rückt die Schar wieder ein. Mittlerweile hat der Koch die Hauptmahlzeit bereitet. Sie setzt sich aus den nämlichen Bestandteilen zusammen wie das Frühstück; vielleicht hat auch einer der Leute im Walde einen Vogel oder ein sonstiges Stück Wild erlegt — das bringt dann eine willkommene Abwechslung in den Speisezettel. Wochen um Wochen vergehen in dieser Weise zwischen Arbeit, Schlaf und schwarzen Bohnen. Nur selten und nur auf kurze Zeit kehrt der Landmesser einmal nach Hammonia oder, wenn's hoch kommt, nach Blumenau zurück. Für einen gebildeten Mann muß das trotz aller Reize des Urwaldlebens auf die Dauer ein erdrückend einförmiges

Digitized by Google

Leben sein, ohne alle Nachrichten aus der Welt, fern jeder Zivilisation, ohne jede geistige Anregung, ohne jeden andern Verkehr als den mit den einfachen Arbeitern. Ich selber habe bisweilen einen gewissen Hang zur Einsamkeit empfunden, aber immer und ewig — das Los möchte ich mir nicht wünschen.

Herr Spießen nahm uns sehr liebenswürdig auf und war so freundlich, mir an Stelle eines unserer kleinen Kanos ein größeres Boot zur Verfügung zu stellen, in dem die Vorräte und Insassen bequemeren Platz fanden. Wir blieben in dem Rancho über Nacht.

Am folgenden Tage setzten wir unsern Weg flußaufwärts fort. Bald fuhren wir durch eine von zwei Inseln gebildete Pforte, und ein eigenartiger Anblick tat sich uns auf. Mächtige, zum Teil buschbedeckte, zum Teil nackte Felsblöcke ragen aus der Flut empor. Die weißen Steine sind von breiten schwarzen Rändern gesäumt, die von vorhergegangenem höherem Wasserstand herrühren. Sie werfen ein der Wirklichkeit an Schärfe gleiches Spiegelbild in die Flut, sodaß das Ganze ungeheuren regelmäßigen Figuren gleichsieht. Es ist ein anmutiges Wildnisidyll. Tauchte ein rotbraunes indianisches Nixlein aus der Flut, ich würde mich nicht wundern. Weiter geht die Fahrt flußaufwärts. Plötzlich fällt aus dem hinteren Kano ein Schuß, und ich höre einen dumpfen Aufschlag. Das Boot legt an, einer der beiden Leute steigt aus und bringt aus dem Dickicht einen schwarzen Vogel hervor. Es ist ein Jacu-assu, eine Art Fasan.

Den Flußlauf unterbrechen da und dort Stromschnellen. An solchen Stellen mußten die Ruderer ins Wasser steigen und das Kano ziehen. Sehr schlimm waren die Schnellen nicht, so blieb ich selber im Boot sitzen und ließ mich vorwärts schaffen. Gegen Abend gingen wir an einer kleinen Insel an Land. Nahe dem Ufer stand noch das Aeste-Gerüst eines alten Jäger-Ranchos, aber das Dach war eingefallen.

Große Wolken haben sich mittlerweile am Himmel gebildet. Es beginnt zu regnen. Schnell sammeln wir in der Nähe Zweige der Dachblattpalme und Cadeblatt. Die Palmzweige werden mit dem Waldmesser auf der einen Seite der Blattfasern entkleidet, dann machen sich die Brasilier in Eile daran, das Dach zu decken: eine Lage Dachblatt, eine Lage Cadeblatt, dann wieder Dachblatt. Die Blätter werden an den die Dachlatten bildenden Zweigen mit Cipó-Ranken aufgereiht, die auch zum Festigen des baufällig gewordenen Gerüstes dienen. Unterdessen habe ich mit dem deutschen Kolonisten zusammen Brennholz gesammelt. Der Regen hat zum Glück nach-

Digitized by Google

gelassen. Bald flammt das Feuer empor. Die Bohnen brodeln im Topfe, und etwas seitlich brät an einem in den Boden festgesteckten Holzspieß unser Jacu.

In der Nacht klärte sich der Himmel auf, und es wurde für die Verhältnisse des Landes bitterkalt. War doch Juli, also die kälteste Zeit des Jahres. Wir hatten jeder bloß eine wollene Decke bei uns und froren rechtschaffen; die Einheimischen noch mehr als ich, wie mir schien, denn sie kauerten bis lange über Mitternacht hinaus den größten Teil der Zeit am Feuer. Gegen Morgen hörte ich in verdächtiger Nähe meiner Ohren das Wasser des Flusses gurgeln. Ich machte den neben mir liegenden Lourentino Manoel darauf aufmerksam. Er stand auf und ging ans Ufer. Wir könnten noch eine Stunde schlafen, erklärte er, aber dann müßten wir umkehren. Es trete Hochwasser ein, und an ein Ueberschreiten der oberhalb gelegenen starken Stromschnellen sei nicht zu denken.

So fuhren wir dann am Morgen flußabwärts. Es war ein herrlicher Tag. Im hellen Sonnenschein schimmerten die weiten Uferwälder. Bläuliche Schatten woben sich da und dort in das lichtüberflutete Grün, aus dem die weißen Stämme — ein eigenartiges Merkmal des brasilischen Waldes — hell hervorleuchteten. Gewaltiges Taquara-assu wölbt sich bis in die Flut hinab. Eine andere Rohrart strebt mit den schlanken Stengeln bis über die höchsten Wipfel empor. Anmutige Bahuben mit dem schönen vielzackigen Sternblatt säumen in reicher Anzahl den Uferrand.

Plötzlich werden die beiden Hunde in unserem Boot unruhig. Sie wittern mit hoher Nase nach der linken Seite des Flusses hinüber und streben aus dem Kano. Ich halte sie am Halsband fest, damit sie nicht durch Uebereifer die Jagd verderben. Geschwind treiben die Ruderer das Boot ans Ufer hin. Die Hunde springen an Land, und gleich darauf hört man sie laut kläffend im Dickicht flußabwärts jagen. Das Boot folgt ihrem Laut. Jetzt wird im Wasser ein gehörnter Rehkopf sichtbar, der dem andern Ufer zustrebt. Ich mache mich in kniender Stellung schußfertig. Noch ein paar Ruderschläge, das Boot schwankt stark. Ich lege an, ziele und ziehe ab. Die Kugel schlägt ins Wasser. Ueberschossen. Schnell eine andere Kugel in den Lauf. Schon hat der Bock das schützende Uferdickicht beinahe erreicht. Da knallt mein zweiter Schuß. Kopf und Brust des Tieres heben sich hoch aus dem Wasser. Das Tier erreicht eben noch das Ufer, dann bricht es zusammen und erhält bald darauf den Fangstoß mit dem Facão. Es ist ein guter

Digitized by Google

Landmeſſer im Urwald.

Digitized by Google

Bock, Spießer wie alle hiesigen Böcke. Die Kugel sitzt hochblatt. Wir schaffen die Beute ins Boot und kehren so doch wenigstens nicht mit leeren Händen heim. Denn die paar Vögel, die wir nebenbei erlegen, zählen für einen längeren Jagdausflug ja kaum mit.

Wir blieben wieder bei dem Landmesser Spießen über Nacht. Am Abend des folgenden Tages traf ich in Hammonia ein.

Digitized by Google

Ins Quellgebiet des Uruguay.

Regenzeit. — Aufbruch von Hammonia. — Tropenverkehr nach dem Hochlande. — Reisebegleiter. — Durch die Serra do Mar auf's Kampland und nach Lages.

„Regen, Regen und kein Ende," meldet mein Tagebuch aus dem Monat August. Juli und August sind in Santa Catharina die Zeit der längsten Regengüsse, wenn auch nicht eine so ausgeprägte eigentliche Regenzeit, wie sie in den tropischen Breiten herrscht. Und das Jahr 1903 war in Südbrasilien noch besonders naß. Ich weilte nun schon wochenlang — wenn auch mit einigen Unterbrechungen — am Nordarm und wartete nur auf günstige Witterung, um meine Reise fortzusetzen.

Mein nächstes Ziel war die Stadt Lages, die auf dem Hochlande westlich der Serra do Mar nahe der Südgrenze des Staates liegt. Bei diesem Wetter jedoch hatte es gar keinen Sinn, den Ritt zu beginnen. Der Verkehr mit dem Hochlande war überhaupt so gut wie völlig unterbrochen, und die paar Leute, die mit abgetriebenen Tieren nach Bugerbach hinunter kamen, wußten von dem Zustand des Weges Schauergeschichten zu erzählen.

Und das Regenwetter wollte und wollte nicht aufhören. Mochten sich am Abend die Witterungsanzeichen all meiner europäischen Erfahrung nach so günstig gestalten wie sie wollten, ich war sicher, beim Erwachen in ein rieselndes Grau zu blicken. Lockte mich aber einmal ein lachender, sonniger Morgen in den Wald, so langte ich gewiß wie aus dem Wasser gezogen wieder im Wirtshaus an. So unberechenbar demnach unsereinem das brasilische Wetter erscheint, so fabelhaft ist die Bestimmtheit, mit der die Einheimischen nach allerhand Anzeichen ihre Prognose stellen. Sie sagen auf Tage hinaus und fast auf die Stunde voraus, wann der Regen

Digitized by Google

aufhören und wieder beginnen, wann bedeckter Himmel und wann Sonnenschein sein wird.

Da diese Prognosen stets verkehrt sind, so ließ ich es mich wenig anfechten, daß man mir weitere wochenlange Regengüsse vorausſagte, als ich endlich an einem halbwegs klaren Nachmittag der Kolonie Hansa Lebewohl sagte und in der Richtung auf Bugerbach davontrabte. Jetzt hieß es, Begleiter für den kommenden Ritt finden. Denn das verhältnismäßig mühelose Reisen, wie es in den deutschen Kolonien möglich ist, hörte auf. Der Weg nach Lages führt durch die Wildnisse der Serra do Mar und durch menschenarmes Kampland. Man muß also ein Lasttier mit Zelt und Lebensmitteln mitführen. Auch ist das Reisen zu mehreren schon wegen der Bugergefahr zweckmäßig. Gewöhnlich schließt sich der einzelne Reisende für solche Ritte einer Tropa an. Ich habe diese Tropas — „Truppen" nennt sie der deutsche Kolonist — schon bei früherer Gelegenheit erwähnt. Sie entsprechen etwa den Karawanen des Orients. Zwischen dem Hochland von Lages und den angrenzenden Gebieten verkehren unzählige dieser Truppen. Sie bringen den Ertrag des Hochlandes, vor allem große Herden von Rindvieh, Pferden, Maultieren nach auswärts und holen den Warenbedarf jenes Kampgebietes heran. Die Beförderung der toten Güter geschieht durch Saumtiere. Hierzu dienen durchweg Mulen, seltener Pferde, da diese weniger Ausdauer besitzen. Die Ladung wird in zwei mächtige rindslederne Säcke oder Körbe von Taquara-Rohr gleichmäßig verteilt und auf einem mit zwei Aufhängepflöcken versehenen Tragebock, der „Kangalje", befestigt. Das Durchschnittsgewicht, das ein auf diese Weise bepackter Esel trägt, sind sechs Aroben, d. h. etwa neunzig Kilogramm. Jede Tropa ist mit Lebensmitteln — getrocknetem Fleisch, Speck, Bohnen, Reis, Farin, Kaffee, Zucker — versehen und führt ein Zelt mit sich. Während der Winterzeit schläft der Tropa-Verkehr ein. Erst mit Beginn der guten Jahreszeit, wenn die Wege trocknen und das Gras wieder kräftigeres Futter liefert, wird er wieder rege.

Ich hatte die Absicht, mich sobald als möglich einer Tropa anzuschließen, aber ich sollte es besser treffen. Als ich in der Hofangschen Brauerei in Bugerbach eintraf, teilte mir der Besitzer mit, in der Vende nebenan seien zwei Deutsche, die am nächsten Tage schon nach Lages wollten. Ich ging hinüber und machte die Bekanntschaft der beiden. Der eine, Bruno Heidrich, war der Sohn eines in Lages ansässigen Bierbrauers; er hatte von Blumenau

Digitized by Google

Waren geholt und befand sich jetzt auf der Heimreise. Der andere war ein Händler, Namens Ziemat, der auf dem Hochlande Pferde und Maultiere kaufen wollte. Heidrich hatte einen brasilischen Knecht und ein Lastтier mit, das außer den eingekauften Waren ein Zelt und Lebensmittel trug. Zwei Hunde begleiteten die Gesellschaft. Ich trat als Dritter in die Reisegesellschaft ein, wir besiegelten noch am selben Abend die neu geschlossene Bekanntschaft mit einem solennen Skat und haben nachher gute Reisekameradschaft gehalten.

Am folgenden Morgen — es war der 27. August — brachen meine Begleiter schon in aller Frühe auf, weil man schwer beladene Lastтiere nur Schritt gehen läßt. Ich machte mich erst viel später auf den Weg, nachdem ich zuvor noch meinem Pferd die Eisen hatte nachziehen lassen.

Ich ritt den am Tage vorher durchmessenen Weg wieder zurück bis zur Fährstelle, auf deren entgegengesetzter Seite die Straße nach Hammonia abgeht. Von dort folgte ich dem Hauptstraßenzuge, der, den Westarm des Itajahy begleitend, die Höhe des Subidaberges hinansteigt. Der Weg ist der beste, den ich in Santa Catharina gefunden habe. Der Grund hiervon liegt einmal in dem ziemlich geringen Wagenverkehr dieser wenig bewohnten Strecke, auf der andern Seite in der Kieshaltigkeit des Bodens; sie bewirkt, daß die Straße den Einflüssen der Witterung einen stärkeren Widerstand entgegensetzt, als die anderwärts auf reiner Lehmerde gebauten Wege, deren Zustand oftmals Fuhrmann, Reiter und Fußgänger in helle Verzweiflung bringt. In einer Unzahl langer Schleifen und kleinerer Krümmungen zieht die Subidastraße gleichmäßig aufwärts. Dann und wann führt eine stark gemauerte Brücke über einen der brausenden Bergbäche, die durch scharf eingeschnittene Felsschluchten in steilem, bisweilen senkrechtem Gefälle zu Tale eilen. Da und dort auch bietet sich eine weite Ausschau in lichte, sonnige Ferne oder jäh hinunter in die Wasser des Itajahy, die weißschäumend aus blau beschatteter Tiefe hervorleuchten. Auf der Höhe des Subidaberges angekommen, zieht die Straße im Wechsel von mäßigem Bergauf und Bergab weiter, um sich schließlich wieder der Talsohle zuzusenken. Kurz nach Mittag hatte ich meine Gefährten eingeholt und gegen Abend trafen wir gemeinsam an dem Anwesen von Heinrich Schröder ein. Dort blieben wir über Nacht.

Ziemlich zeitig fand am nächsten Morgen der Aufbruch statt. Die gute Straße, deren wir uns gestern erfreut hatten, hörte bald auf, und der Weg — eigentlich nichts als ein breiter Durchhau durch

Digitized by Google

den Urwald — begann in jene typisch-brasilische Gestalt überzugehen, deren man mit eigenen Augen ansichtig geworden sein muß, um sich einen Begriff von ihr zu machen. Gegenwärtig zumal befand sich der eben vergangenen langen Regenzeit halber der Zustand des Weges noch ein gut Stück unter seinem Durchschnittswert. Fast möchte ich an dem Unterfangen verzagen, ihn zu schildern. Bis über die Knie, oft bis an den Sattelgurt reicht dem Gaul der Schlamm. Schritt für Schritt, nur immer Schritt für Schritt geht es vorwärts. Bisweilen ist der Morast auf lange Strecken durch eine Art von Schwellen fester Erde unterbrochen, über welche die Tiere mit langen Schritten hinwegtreten. Jetzt plötzlich sinkt der Gaul mit der rechten Seite bis zum Bauchgurt in den Schlamm. Eine gewaltige Anspannung der Sehnen, ein Ruck — der Reiter glaubt sich befreit. Nein! Jetzt bricht die ganze Vorhand in eine „Pantane", eines der tückischen Sumpflöcher. Vielleicht bringt eine wiederholte Anstrengung das Tier frei. Vielleicht auch nicht. Verliert auch die Hinterhand in dem durchweichten Boden den Halt, so sitzt der Gaul fest. Namentlich bei den Lasteseln und -pferden kommt dies oft genug vor. Dann gilt es für die Tropeiros, das Tier mit den Lassos aus dem Sumpfe zu befreien, und oft dauert es stundenlang, bis die ganze Truppe eine derartige Wegestelle passiert hat. Auch kommt es wohl vor, daß ein müdes Tier überhaupt nicht mehr aus der Pantane herauskommt und elend verhungern muß. Wir selbst begegneten einer Truppe, die eben eines ihrer Tiere über und über mit Schlamm bedeckt und zu Tode erschöpft aus dem Sumpfe hervorbrachte. Wir saßen ab, schlugen am Waldrande eine Anzahl Zweige und bereiteten damit einen halbwegs festen Uebergang, an dem unsere Tiere samt und sonders ausbrachen, um sich mitten in den Morast hinein und merkwürdigerweise ohne unsern Beistand wieder heraus zu arbeiten. An andern Stellen ist der Weg von tiefen Längsfurchen durchzogen, vor deren Rändern der Reiter seine Füße schützen muß. Doch das will nicht viel bedeuten. Jetzt aber kommt eine Strecke, an der Menschenwitz der unvernünftigen Natur zu Hilfe gekommen ist. Ein Knüppeldamm. Was diesen hochtrabenden Namen führt, ist ein Gemisch von grundlosem Schlamm und kreuz und quer liegenden Holzscheitern, die den Gaul mit jeglicher Form komplizierter Beinbrüche bedrohen. Schon atmet der Reiter, der seine sämtlichen Pferde- und Menschenknochen heil über das Hindernis hinweggebracht hat, erleichtert auf. Da harrt seiner eine neue Probe: eine halbverfallene

Digitized by Google

Brücke, deren verdächtige Stellen er des überdeckenden Schlammes wegen nicht zu erkennen vermag. Und so geht es weiter: Pantanen, Knüppeldämme, Brückenruinen; Brückenruinen, Knüppeldämme, Pantanen. Gesellt sich zu alledem noch ein anhaltender Rieselregen, wie er uns am Nachmittag unseres zweiten Reisetages vom Himmel beschert ward, so könnte dabei ein Heiliger das Fluchen lernen.

Am frühen Vormittag hatten wir den Südarm des Itajahy unweit seiner Einmündung in den Westarm auf einer Fähre gequert, um die Mittagszeit überschritten wir auf einer ausnahmsweise guten Brücke den Trombudo und gegen Abend durchritten wir den Bragatingo. Nicht weit davon liegt eine der grasbewachsenen Lichtungen, wie sie da und dort in den Wald geschlagen sind, um den reisenden Truppen als Lagerplätze zu dienen. Hier schlugen wir, immer noch bei rieselndem Regen, unser Zelt auf. Es war eine der üblichen brasilischen Reise-„Baracken", d. h. es bestand aus zwei schräg zu stellenden Seitenwänden und einer Rückwand und wurde dementsprechend durch zwei senkrechte Stangen und eine Längsstange gestützt. Hierzu dienen Aeste oder dünne Stämme, die man gewöhnlich von früheren Lagern her am Platze vorfindet. Gespannt wird das Zelttuch in der Weise, daß man es mit einer Reihe am Saum befestigter Schlaufen in kleine, spitzwinklig in den Boden getriebene Pfähle einhakt.

Bald barg die wasserdichte Leinwand unser Sattelzeug und die Ladung des mitgeführten Lastesels. Dürres Holz war schnell gesammelt, das Feuer ging zum Glück trotz des Regens schnell an, und als wir aus dem trockenen Zeltinnern ins behagliche Lagerfeuer schauten und dem Brodeln des mit Speck und schwarzen Bohnen gefüllten Kochtopfes lauschten, waren die Mühsale des Tages aufgewogen. Unsere Tiere hatten wir, wie dies dort zu Lande allgemeiner Brauch, frei laufen lassen, damit sie sich ihr Futter suchten. Dem den Tieren etwa innewohnenden Bestreben, nach ihrem früheren Weideplatze zurückzukehren, läßt sich hier im dichten Walde leicht ein Hemmnis entgegensetzen, indem man den hinteren Wegausgang mit Baumstämmen und Aesten verrammelt. Zeitig streckten wir uns auf die Lager, die sich aus dem brasilischen Sattelzeug vortrefflich herstellen lassen. Die mächtige lederne Unterdecke, die Garonne, wird auf den Boden gebreitet und bildet einen vorzüglichen Schutz gegen die Feuchtigkeit der Erde. Dann kommen die weichen Teile der Sattelung, namentlich der Fellbeleg des Sattelrückens. Der niedere, nach unten gleichmäßig abschneidende Sattelbock dient

Digitized by Google

als Unterlage für den Kopf, der wollene Reitmantel, der Poncho, als Decke. Da ich selber kein brasilisches Sattelzeug hatte, so halfen mir meine Begleiter mit dem ihrigen zur Herstellung meines Lagers aus. Die Anschaffung eines deutsches Sattelzeuges statt eines der landesüblichen war ein Mißgriff gewesen, den ich bei nächster Gelegenheit gut machen mußte.

Mit dem Morgengrauen waren wir munter. Jetzt ist für den Reisenden die gefährlichste Zeit. Denn die Indianer des brasilischen Urwaldes führen ihre Ueberfälle meist mit beginnendem Tage aus. An die Opfer solcher Ueberfälle erinnert eine Anzahl von Kreuzen, die späterhin an unserm Wege oder unweit davon zu sehen sind. Offenen Angriff wagt der Buger selten oder nie. Denn vor der Feuerwaffe hat er eine heillose Furcht. Er weiß seinen Hinterhalt so geschickt zu wählen, daß der Bedrohte, dessen Aufmerksamkeit ohnehin schon durch den schlechten Weg in Anspruch genommen ist, die Gefahr meist nicht zu erkennen vermag und dem langen, gefiederten Pfeil wehrlos zum Opfer fällt. Infolge der Gefahr, die von den Indianern und übrigens auch von seiten mancherlei andern Gesindels droht, reist niemand unbewaffnet durchs Land. Der Tropeiro führt stets Säbel oder Waldmesser und Revolver am Gurt. Auch ist jede Truppe von wachsamen Hunden begleitet. Beginnen sie zu winseln und sich zu den Menschen zu drängen, so deutet dies darauf hin, daß Indianer in der Nähe sind. Die Spur der Botokuden erkennt man an der nach auswärts gerichteten großen Zehe. Diese Stellung soll daher rühren, daß die Wilden beim Spannen ihrer mächtigen Bogen zur Ausübung größerer Gewalt die große Zehe auf das untere Ende des Bogenholzes drücken.

Uebrigens hörten wir später in Lages von Tropeiros, die kurz nach uns dort eintrafen, sie hätten am Wege die Leiche eines Mannes gefunden, der offenbar von Indianern erschlagen worden sei. Der Ueberfall mußte demnach nicht weit hinter unserm Rücken geschehen sein. Ich fand die Meldung später in Riograndenser Zeitungen bestätigt, die sogar von mehreren zwischen Lages und Blumenau vorgekommenen Bugerüberfällen berichteten.

Der Knecht trieb die Tiere zu dem Zelte zusammen. Das war bald geschehen. Denn Pferde und Mulen halten sich, dem ihnen innewohnenden Herdentriebe folgend, beieinander, und dafür, daß sie leicht zu finden sind und sich keines von den Tieren in der Dunkelheit verläuft, sorgt die am Halse eines Leittieres, der „Ma-

Digitized by Google

drinha", angebrachte Glocke. Auch das Einfangen der Pferde und Mulen geht im allgemeinen mühelos von ſtatten. Denn die einmal gezähmten braſiliſchen Tiere ſind ſehr ruhiger Gemütsart. Sowie nur ein Lederriemen über ihren Hals fällt, bleiben ſie ſtehen. Es entſpringt dieſe Gewohnheit der unliebſamen Erinnerung an den Laſſo, die Lederſchlinge, mit der das Tier einſt in den Tagen ſeiner Wildheit eingefangen wurde.

Bereiten und Verzehren des Morgenfrühſtücks, Abbauen des Zeltes, Bepacken des Laſtеſels und Satteln, das alles war in einer guten Stunde erledigt, und wir ritten unſeres Weges weiter. Der Regen hatte über Nacht aufgehört. Zwiſchen den weißen Frühnebeln begann der blaue Himmel zu ſchimmern, und bald fiel durchs dunkle Gezweig lichter Morgenſonnenſchein und ſprühte ſeine goldenen Tropfen über eine Landſchaft voll wilder Pracht. Zu unſerer Seite gähnt die finſtere Schlucht des Timbé. Dichter Wald bedeckt ihre jähen Abſtürze und verbirgt unſerem Auge die Waſſer des drunten ſtrömenden Bergbaches, den nur ein dumpfes Brauſen, aus düſterer Tiefe heraufdringend, verrät. Der Pfad war in verhältnismäßig gutem Zuſtande, doch ſchmal, und da und dort wußte der eine meiner Reiſegefährten, der in Lages heimiſch iſt, Stellen zu zeigen, an denen Tiere in den Abgrund geſtürzt waren. Nachdem wir die Timbé-Schlucht durchritten hatten, führte unſer Weg in geringen Steigungen und Senkungen auf einem ſüdweſtwärts ziehenden Kamme weiter. Vor uns erſchien im Waldrahmen der ſtumpfe Kegel des Morro do Funil, des „Trichterberges", als erſtes Wahrzeichen der Serra Geral, deren Höhe wir am nächſten Tage erſteigen ſollten. Der Weg iſt jetzt wieder ſehr breit und ſein Zuſtand ebenſo elend wie auf der geſtern durchmeſſenen Strecke. Die Anſiedelungen ſind ſpärlich geworden und gehören meiſt Braſiliern, wie gewöhnlich ſchon auf den erſten Blick zu erkennen iſt.

Am Poſo Sincero hielten wir eine mehrſtündige Mittagsraſt. Kurz darauf durchritten wir den Bombas-Fluß und erreichten noch am frühen Nachmittag den Poſo Redondo, eine weite, ſonnige Lichtung, umgeben von ſanften Hügelzügen, auf denen ſchlanke Pinheiren die dunkeln, tellerförmigen Kronen erheben. Geſtern ſchon, bevor wir den Trombudo überſchritten, hatten uns die erſten dieſer braſiliſchen Fichten begrüßt und neben dem jetzt ſelteneren Auftreten der Palme den Uebergang des Pflanzenwuchſes der Küſte in den des Hochlandes verkündet. Inmitten des Poſo Redondo

Digitized by Google

liegen zwei stattliche deutsche Ansiedelungen, die von Knoblauch und Peters. Bei Knoblauch brachten wir die Nacht zu. Vor nicht gar langer Zeit hatten die Indianer dem Anwesen einen Besuch abgestattet und einige Stück Vieh geschlachtet und verzehrt. Noch jetzt steht in der Nähe des Hauses ein aus Taquara-Rohr gefügter Rancho, der von den Wilden bei jener Gelegenheit gebaut worden war.

Der folgende Tag brachte einen ziemlich anstrengenden Fußmarsch, zu dem wir uns mit Rücksicht auf unsere Tiere entschlossen; denn der Weg war schlechter als auf irgendeiner Strecke zuvor. Wir durchschritten fünfmal den gewundenen Lauf des Bombinhas, um darauf den steinigen Hang der Serra das Pedras hinanzuklimmen. Nachdem ihr Kamm überwunden war, begann der Anstieg zur Serra Geral, der vordersten Staffel in dem Abfall des westlichen Hochlandes zur Küste.

Näher und näher rückte der Höhenrand und der Gipfel des Morro do Funil heran. Lichter und lichter ward es um uns her, und freier, immer freier der Blick. Sie sind schön, die waldbedeckten Täler des Catharinenser Küstenlandes, märchenhaft schön. Aber je länger ich in dem Urwald weilte, um so mehr begannen seine unergründlichen Tiefen mit allen ihren Wundern gleich einem unheimlichen Zauber auf mir zu lasten, und ich sehnte mich ordentlich nach offenen Gefilden, nach einem Blick weithin übers Land. Jetzt kam es mir vor, als strebte ich aus dem Dunkel empor zu Licht und Freiheit. Schon grüßte in unserem Rücken der Subidaberg, schon stieg in sonniger Luft Gipfel an Gipfel empor. Jetzt war die Höhe erreicht, und wie wir uns umwandten, schweifte das Auge weit hinaus in blaue Ferne, hinüber zu den scharf umrissenen Gipfeln des Tajó und des Espigão, den vielgestaltigen Kuppen und Rücken von Dona Francisca und Paraná.

Und zu alledem kam, daß uns eine auf der Höhe der Serra liegende kleine Vende Gelegenheit gewährte, uns mit einer Flasche des edeln Zuckerrohrschnapses zu versehen. Denn der unserige, den wir in einem der landesüblichen mächtigen Kuhhörner mitgeführt hatten, war unterwegs verloren gegangen. Wir saßen wieder auf. Vor uns dehnte sich eine weite freie Mulde, von sanften bewaldeten Hügelzügen umrahmt. Mein Gaul sprang zu einem munteren Galopp an; das Landschaftsbild mochte in ihm heitere Erinnerungen an den sonnigen heimischen Kamp erwecken. Am

Digitized by Google

Fuße des Morro do Funil, der jetzt nur noch als Hügel erschien, schlugen wir unser Zelt auf, und bald stiegen bläuliche Rauchwolken zum dunkelnden Abendhimmel empor, an dem eben die ersten Sterne in rötlichem Glanz erblinkten.

Es wurde eine kalte Nacht. Als wir am Morgen aufstanden, lag über dem Lande ein weißer Reif, der erst den Strahlen der hell aufgehenden Morgensonne wich. Unser Weg gab bald seine bisherige vorwiegend westliche Richtung auf und wandte sich nunmehr nach Süden. Er führte durch eine Menge scharfgeschnittener, meist von kleinen Bächen durchströmter Schluchten. Mindestens zwanzig an der Zahl, folgten sie von morgens bis abends unaufhörlich aufeinander. Ihre Gefälle sind außerordentlich steil, so daß ich oftmals erstaunt war, ohne Hals- und Beinbruch auf der jenseitigen Höhe angelangt zu sein. Die Ruhe, mit der die brasilischen Tiere nahezu senkrechte Hänge hinunter und hinauf klettern, die Sicherheit, mit der sie in Querrichtung über geneigte glatte Felsplatten weggehen oder unebene, von tiefen Löchern durchsetzte Flußbette überschreiten, ist geradezu bewundernswert. Trotzdem wäre mein Gaul einmal bei einem Haar kopfüber gegangen; ohne sein Verschulden, denn die Erdscholle, an der er Halt suchte, gab unter dem Hufe nach. Durch einen geschickten Sprung halb zur Seite gewann das Tier wieder den Boden.

Nachmittags kamen wir an den Rio das Canoas, einen der beiden Quellflüsse des Uruguay. Von der andern Seite traf gerade eine Truppe mit jungen Mulen ein. Die Tiere ließen sich, ohne große Schwierigkeiten zu machen, ins Wasser treiben, das sie flott durchschwammen, um sich darauf am diesseitigen Ufer bei unsern Tieren zu sammeln. Wir überschritten den Fluß auf einer Drahtseilfähre.

Unser Weg führte teilweise über freies Grasland, den sogenannten „Kamp", vorwiegend aber noch durch Wald. Unter seinem Baumwuchs überwiegt die Pinheire. Sie bildet hier — anders als ich dies zwischen São Bento und Rio Negro gesehen hatte — vielfach allein den Baumbestand der Wälder. An Palmenarten findet sich die niedrige Butiá, neben der die hochstämmige Coqueire nur noch ganz vereinzelt auftritt. Ziemlich häufig kommt der Baumfarn mit dem auf dem Stamme aufsitzenden zierlichen Blätterstrauße vor. Auch dem Matebaum begegneten wir. In reicher Fülle gedeiht das Pitinga-Rohr, dessen schwanke, elegant gekrümmte Stengel

Digitized by Google

sich vielfach zu dichten, buschähnlichen Beständen zusammentun. Oftmals mußten wir mit dem Waldmesser den Weg von seinen überhängenden Ranken freischlagen.

Erst der Marsch des folgenden Tages führte uns ins freiere Kampland hinaus. Weite Ausblicke auf langgestreckte Hügelketten taten sich dem Auge auf. Ueber den Kamp zerstreut liegen Gutshäuser, umgeben von steinummauerten Höfen, die zum Eintreiben des Viehes dienen. Dieses schweift für gewöhnlich frei auf der Weide umher; allenthalben sehen wir Herden von Pferden, Maultieren, Rindern, Schweinen ihr Futter suchen. An die Gehöfte stoßen meist kleine Gärten mit Pflaumen-, Apfel-, Birn- und Pfirsichbäumen, deren zartfarbige Blüten ein wirkungsvolles Widerspiel zu dem düsteren Pinheiren-Hintergrunde bilden. Hier und dort zeichnet sich eine Reitersilhouette von der Landschaft ab. Sie bieten ein malerisches Bild, diese Kampreiter mit dem metallfunkelnden Sattel- und Zaumzeug, dem wehenden Umhang, der ganzen abenteuerlichen Tracht. Zu ihr gehört der breitkrempige Schlapphut, das über den Rockkragen niederfallende helle Halstuch, die Reitstiefel mit weitem glanzledernem Schaft, vor allem aber die Bombacha, die unmäßig umfangreiche Reithose. Als Mantel dient die schalartige, fransenbesetzte Palla, die meist in hellerem und dunklerem Braun gestreift ist, oder der Poncho, ein langer, rundgeschnittener wollener Umhang, der gewöhnlich auswendig von blauer Farbe und inwendig rot gefüttert ist. Palla und Poncho sind von einfachstem Zuschnitt. Sie werden in der Weise getragen, daß man den Kopf durch ein in der Mitte angebrachtes Loch hindurchsteckt. — Den Leib umschließt ein breiter lederner Gurt, der mit Taschen zur Aufbewahrung des Geldes versehen und außerdem dazu bestimmt ist, den Revolver oder die Reiterpistole und das lange Waldmesser, den Facão, zu tragen. Der Facão ist für die verschiedensten Verrichtungen in Wald und Kamp nötig. Er dient zum Roden des Landes und zur Arbeit in der Rossa, zum Aufhauen des Weges, wo dieser verwachsen ist, zur Beschaffung des Brennholzes für das Lager, zum Schlagen der Zeltstangen wie zum Bereiten und Einnehmen der Mahlzeit. Außerdem gibt er im Notfall eine tüchtige Waffe ab. — Die Ausrüstung vervollständigt ein Paar Anschnall-Sporen von oft unglaublicher Länge und ganz umständlicher prunkvoller Ausführung, eine Reitpeitsche mit langer doppelter Schnur. Um den hohen Hinterzwiesel des Sattels hängt der ledergeflochtene Lasso.

Digitized by Google

Der Sitz des brasilischen Reiters ist von dem unsern ganz verschieden, aber keineswegs ein Natursitz. Die Beine hängen locker nach vorn, die Fußspitzen sind geflissentlich nach unten und außen gerichtet. Die Zügel werden außer beim Galoppieren in schwierigem Gelände ganz locker gehalten. Die Faust steht über-senkrecht, d. h. so, daß ihre innere Seite leicht nach oben gewendet ist. —

An vielen Orten steigen Rauchwolken in die Luft. Denn es ist jetzt die Zeit des Kampbrennens, das alljährlich gegen Winters-ende vorgenommen wird. Man brennt umschichtig jeweils die eine Hälfte der Grasbestände nieder, während die andere als Weide für die nächste Zeit bleibt. —

Ein bekanntes Geräusch tönte plötzlich an mein Ohr — das Schwirren eines vor meinem Gaul aufgehenden Rebhuhns. Dieses Wild ist auf dem Kamp ziemlich häufig, liegt aber stets einzeln oder paarweise, niemals, wie bei uns, in Ketten; die jungen Hühner sollen gleich nach dem Verlassen des Eies von der Henne weglaufen. Einmal begegneten wir auch einem Rebhühnerjäger. Er ging dem Weidwerk zu Pferde nach. Gegenwärtig aber war er gerade abgesessen und folgte seinem Hund, einem Hühner-hund deutscher Rasse, der tief geduckt anzog. Daß das Tier dabei von seinem Herrn durch zarte Tritte mit dem gespornten Fuße ge-lenkt wurde, erschien mir fremdartig und verschieden von allem, was ich bis dahin an weidmännischen Gebräuchen hatte kennen lernen. Ob die eigentümliche Suche einen Erfolg erzielt hat, ver-mag ich nicht zu sagen, obgleich ich geraume Zeit auf ihr Ergebnis gewartet habe.

Wir hatten heute einen langen Ritt. Gegen 6 Uhr morgens waren wir aufgebrochen, unsere Mittagsrast hatten wir nach Mög-lichkeit abgekürzt. Doch es dunkelte bereits als wir den grauen Häuserhaufen der Stadt Lages von ferne erblickten. Die Dämmerung ist kurz in diesen Breiten. Schnell war die Nacht da, eine wunder-bar schöne Sternennacht. Rote Kampfeuer leuchteten fernher durchs Dunkel. Den langen Wellenlinien der Landschaft folgend, glichen sie riesenhaften glühenden Schlangen, die über den sternbesäten Himmel ziehen — ein Bild von phantastischer Pracht.

Die Herrlichkeit war vorüber, sobald wir Lages erreichten. Seine größtenteils einstöckigen Häuser mit dem stumpfgiebligen, niedrigen Dach, die geraden und verhältnismäßig breiten Straßen, dazu der Anblick der armseligen Talglichter, die man da und dort durch unverdeckte Fenster oder Fensterluken in den Stuben brennen

Digitized by Google

Brasilischer Reiter.

Digitized by Google

sah, das alles machte einen unglaublich öden Eindruck. Ich kam in eine ordentlich unbehagliche Stimmung. Sie wich erst, als uns im Gasthaus des Herrn Heidrich, des Vaters meines Reisegefährten, ein Kreis deutscher Landsleute aufnahm und ein kräftiges Abendessen nebst einem Trunk vorzüglichen Schwarzbiers aus Heidrichs Brauerei uns erquickte.

Digitized by Google

Das Hochland von Lages.

Eine weltentlegene Stadt. — Ursprünglichkeit der Lebensverhältnisse. — Viehzucht auf dem Kamp. — Der Kampreiter. — Zureiten wilder Pferde; Carreira. — Ackerbau. — Deutsche auf dem Hochlande von Lages. — Vorbereitung zur Weiterreise.

Am folgenden Morgen unternahm ich einen Gang durch Lages. Es ist eine kleine Stadt von etwa 3000 Einwohnern. Das Tageslicht enthüllte neue Schatten ihrer Straßenbilder: halbverfallene Hauswände, aus denen morsches Fachwerk hervorschaut, baufällige Treppenaufgänge, statt der Fenster häufig glaslose, nur durch Läden verschließbare Luken, armselige Kramläden, ein Theatergebäude, das mit seinen zerbröckelten Mauern und zerbrochenen Fenstern die traurigste Spezies von Musentempel darstellt, die mir je vorgekommen; dazu die jämmerlichen Straßen mit ihren Buckeln, Löchern und Pfützen. Kurzum, es ist ein trostloses graues Nest, dieses Lages. Ein paar zerlumpte Negerschöne, die sich zu diesem oder jenem Zwecke auf der Straße herumtreiben, tragen nicht zur Hebung des Bildes bei. Man trifft überhaupt ziemlich viele Schwarze hier in Lages. Auch als ich in das Markthaus eintrat, sah ich in der sonst fast leeren Halle ihrer etliche hocken, alte Kerle mit schmutzigen weißen Krausbärten, um sie her eine Schar ungekämmter Kinder, die mit ihnen um ein paar Orangen feilschten.

An industriellen Anlagen besitzt Lages nur eine, und diese gehört bezeichnenderweise einem Deutschen. Es ist die Brauerei des Herrn Heidrich.

Drunten im Küstenlande die deutschen Kolonieстädte mit den schmucken Häuschen, den farbenprächtigen Gärten, mit der strebsamen Bevölkerung, und hier auf dem Hochlande — Lages. Lages und Joinville, Lages und Blumenau, das sind Gegensätze wie Nacht und Tag.

Digitized by Google

Immerhin macht sich auch hier in der Kampstadt etwas von dem Geiste des Fortschrittes bemerkbar, der sich in ganz Brasilien zu regen beginnt. Da und dort sieht man barfüßige braune Gesellen — mit gottbegnadeter paciencia freilich — an der Ausbesserung einer Straße arbeiten, da und dort sind einigermaßen ansehnliche Gebäude im Entstehen begriffen oder bereits entstanden. Zu ihnen gehört das recht geschmackvoll aufgeführte Munizipalhaus und das Franziskanerkolleg São José. Seine Angehörigen, die zumeist aus Deutschen bestehen, halten eine höhere Schulanstalt. Auch eine Ordensniederlassung der Schwestern „Zur heiligen Vorsehung" befaßt sich mit Schulunterricht. Die beiden geistlichen Korporationen erwerben sich dadurch ein großes Verdienst um die Einwohnerschaft, denn es ist im übrigen mit dem Schulwesen im Munizip sehr schlecht bestellt, noch schlechter als drunten in den deutschen Kolonien. —

„Die Königin der Serra" und „ein romantisch schönes Städtebild" wird in einem Aufsatz von Georg Knoll in Campos Novos die Stadt Lages genannt.*) Ich habe sie vorhin ein trostloses graues Nest geheißen. Ich spotte nicht über den stolzen Ausdruck des Herrn Knoll, zumal ich seine Abhandlung über „die Hochlande von Lages" sehr interessant und, soweit ich es beurteilen kann, sehr treffend und objektiv finde. In dem Gegensatz der Anschauungen tritt aber so recht die Relativität aller menschlichen Begriffe von Größe und Erhabenheit zutage. Wer sein Leben oder lange Jahre seines Lebens zwischen Lages, Curitybanos, Campos Novos, São Joaquim verbracht hat, dem mag Lages im Vergleich zu den andern Kampnestern etwas von königlicher Herrlichkeit weisen. Wird nicht der wilde Indianer in der jämmerlichsten Caboclohütte und der Caboclo in einem Kolonistenbretterhaus einen Palast sehen? Und ist es nicht denkbar, daß künftige Geschlechter für den Glanz eines heutigen Berlin, Paris, Buenos Aires nichts als ein mitleidiges Lächeln haben werden? Darum braucht auch ein gebildeter Mann der alten Welt den Mut nicht zu verlieren, wenn ihn sein Schicksal nach Lages verschlägt. Die Gewohnheit tut Wunder in der Welt des Empfindens und Denkens. Nur — ich möchte der Mann nicht sein.

Auch die Verkehrsverhältnisse von Lages liegen im argen. Kein Schienenstrang, kein schiffbarer Fluß verbindet den Santa Catharinenser Südwesten mit der Außenwelt. Nicht einmal eine fahrbare Straße dringt ins Innere dieses Hochlandes. Nur notdürftige Last-

*) „Die Hochlande von Lages", im „Kalender für die Deutschen in Brasilien" 1904. (São Leopoldo, W. Rotermunds Buchhandlung), S. 75.

Digitized by Google

tierwege durchbrechen den Urwald, und die Pfade, die den Kamp durchziehen, hat der Huf getreten. Brücken finden sich kaum irgendwo. Sind starke Regengüsse niedergegangen, so kann es vorkommen, daß der Reisende tage-, ja wochenlang an einem Fluß liegen bleiben und mit mehr oder minder viel Geduld — paciencia auf gut brasilisch — warten muß, bis das Wasser abgelaufen ist. Den gesamten Güterverkehr mit der Küste vermitteln Tropas. Auf dem Kamp selber dient zur Beförderung von Lasten auf kurze Strecken eine plumpe Karre mit zwei massiven, also nicht in Speichen gegliederten Rädern. Dieses Gefährt wird von einem oder zwei Paar Ochsen gezogen, die zu zweien unter einem schweren, über den Nacken gelegten Holzjoch gehen. Der Führer der Karre lenkt das Gespann mit einem Stab, der an der Spitze mit einer Art Spornrad versehen ist. Gerade so fuhren die Vorfahren der Lageaner, die von dem Hochlande Besitz ergriffen, und gerade so mögen ihre iberischen Ahnen auf der Pyrenäenhalbinsel gefahren haben.

Wie ein grober Anachronismus muten inmitten solcher Verkehrszustände die Telegraphenstangen an, die auf den Strecken von Lages nach Desterro und nach Blumenau aus dem grünen Kamp aufragen. Der Telegraph, der anderwärts Hunderte oder Tausende von Jahren hinter der Landstraße drein kamen, ist ihr hier vorausgeeilt. Von der Küste drunten, an die das Leben der großen Welt brandet, jagt der elektrische Funke durch die Urwaldheimat des Botokuden hinauf ins Reich der iberischen Ochsenkarre als Vorbote einer neuen Zeit.

Eine Fahrstraße von der Landeshauptstadt Desterro nach Lages ist zur Zeit im Bau. Aber während deren westlicher Teil zwischen Theresopolis und Lages mit großen Kosten gefördert wird, ist der östliche zwischen Theresopolis und Desterro schon wieder fast unbrauchbar geworden, da es an den nötigen Unterhaltungsarbeiten fehlt. Es besteht auch ein Plan zu einer Eisenbahn, die Lages mit Desterro und nach Westen hin mit dem Uruguay verbinden soll. Ob er zur Ausführung kommen wird, das steht nach allen Erfahrungen, die man bis jetzt in Santa Catharina mit Bahnplänen gemacht hat, auf einem andern Blatt.

Das Hochland beginnt die neue Zeit herbeizuwünschen, die draußen über die Welt hinschreitet. Es sehnt sich nach dem Pfiff der Lokomotive, den eine seiner Zeitungen einmal als »o mais bello dos hymnos«, das allerschönste Lied gepriesen hat. Aber noch ist sie nicht da, die neue Zeit. — Bitte, verehrter Leser, ver-

Digitized by Google

suchen Sie einmal, sich in die Kulturzustände des Lages von heute hineinzudenken. Lages ist kein Hirtendorf, es ist nach den Merkmalen seines geistigen und gesellschaftlichen Lebens eine wirkliche Stadt, wenn auch freilich eine dürftig entwickelte. Es bestehen drei Zeitungen in Lages, es gibt Theaterspiel, Klubs, eine Freimaurerloge, es gibt gebildete Menschen, gibt vornehme Welt in dem einsamen Serra-Nest. Demnach hat die Einwohnerschaft Bedürfnisse, die verfeinerten Ansprüchen ans Leben entsprechen. Aber alles, was sie an Dingen braucht, die die einfachen Produktionsverhältnisse des Hochlandes nicht hervorbringen, von Tinte und Papier bis zu Pianinos und Druckmaschinen wird von Maultieren herangeschleppt. Die Preise aller Einfuhrgegenstände sind dementsprechend hoch. Zahlt man doch für eine Schachtel Streichhölzer nicht weniger als 300 Reis oder 30 Pfennig.

Der Lageaner Abgeordnete, der zum Parlament reist, der junge Mann, der in der Hauptstadt in ein Geschäft eintreten oder in Porto Alegre die Universität beziehen will, der Kaufmann, den Geschäfte nach einem der großen Handelsplätze rufen, kurz jeder, der aus der kleinen Welt des Hochlandes hinausstrebt in die große Welt draußen, muß in den Sattel steigen und tagelang durch Steppe und Wald reiten, mag er ein Knabe sein oder ein Greis, gesund oder krank. Hat ein Familienvater beschlossen, an einem andern Ort sein Heim zu begründen, so setzt er Weib und Kind auf Rosse- oder Maultiers-Rücken, packt seine ganze bewegliche Habe auf den Saumsattel, und in langem Zuge geht's der neuen Heimat entgegen. Gerade so mögen die Menschen zu Abrahams Zeiten gewandert sein. — Sechs Tage lang waren wir von Bugerbach bis Lages geritten. Bei uns legt man die gleiche Entfernung im D-Zug zwischen dem ersten und zweiten Frühstück zurück. Wer aus solchen Verhältnissen auf jenes Hochland kommt, den berührt es eigentümlich genug, wenn etwa ein junger Mann, der trefflich über Sokrates und Cicero zu sprechen weiß, plötzlich äußert: „Ich möchte doch auch einmal eine Eisenbahn sehen." Dabei hat der nämliche Mann wahrscheinlich noch nicht einmal einen Bauernwagen zu Gesicht bekommen. —

Das Hochland von Lages, d. h. das Stromgebiet des Uruguay bis zur Einmündung des Rio de Peixe, ist ein weites Hügelland. Seinen Boden bedecken ausgedehnte Grasflächen. Sie sind zum Teil natürlichen Ursprunges, zum Teil durch Einäscherungen des Urwaldes entstanden, durch die man das Land nach und nach

Digitized by Google

der Besiedelung erschlossen hat. Da und dort wird der Kamp von mehr oder minder umfangreichen Waldbeständen unterbrochen, unter deren Baumwuchs die Pinheire vorherrscht. Zahlreiche Flüsse und Bäche mit wunderbar klarem Wasser durchziehen das Land. Der Boden des Hochlandes ist vielfach mit Felsen und Geröllfeldern durchsetzt; auch die Wasserläufe haben steinigen Grund.

Die Bevölkerung ist schwach und weit zerstreut. Sie mag etwa 40 000 Köpfe zählen, die sich auf ein Gebiet, größer als Elsaß-Lothringen, verteilen. Dieses ganze Gebiet zählt nur vier Städte, und von ihnen ist Lages noch die bedeutendste. Dazu kommen einige wenige ganz kümmerliche Dörfer. Die Masse des Volkes lebt in weltentlegener Einöde, in Lebensverhältnissen, die sich über den Urzustand der Menschheit nicht allzuhoch erheben.

Viel schlechtes Gesindel treibt auf dem Hochlande sein Wesen. Gewalttaten kommen häufig vor. Doch stehen die Dinge freilich nicht ganz so schlimm, wie sie drunten in der Kolonie gewöhnlich geschildert werden. Müßte doch diesen Schilderungen nach der Kamp das wahre Mörderland sein. Außerordentlich groß aber ist auf dem Hochlande die Sittenlosigkeit in Hinsicht auf gewisse unnatürliche Laster. Ihre außerordentliche Verbreitung in so urwüchsigen Verhältnissen deutet auf eine Entartung des Volkes hin, ebenso wie ein anderer Umstand, über den mir ein deutscher Arzt in Lages, Herr Dr. Bleyer, sehr interessante Beobachtungen mitgeteilt hat: nämlich das auf dem Hochlande überaus häufige Auftreten krankhafter Veranlagung zum Verbrechen.

Der Haupterwerbszweig des Kampvolkes ist die Viehzucht. Im großen wird sie auf den sogenannten Fazendas betrieben, die oft ein Gebiet von vielen Quadratmeilen mit Tausenden von Rindern und Pferden umfassen. Dem Fazendeiro untergeordnet sind Posteiros und Aggregados. Der Posteiro hat einen Teil des Gutes für seinen Herrn zu verwalten. Der Aggregado ist ein Prekarist, der für die Erlaubnis, auf dem Gebiete der Fazenda zu hausen, dem Besitzer bei der Kamparbeit an die Hand geht. Dazu kommen noch die Peões, die Unechte, deren der Fazendeiro zum Betriebe seiner Wirtschaft bedarf.

Die Viehzucht, wie sie auf dem südbrasilischen Kamp betrieben wird, ist rein extensiver Natur. Das Vieh findet sein Futter auf der Kampweide, zu deren Besserung nur das in Zeiträumen wiederkehrende Brennen dient. Eine irgendwie nennenswerte Zufuhr von anderem Futter findet nicht statt, nur daß man den zum eigenen

Digitized by Google

Gebrauch bestimmten Reitpferden etwas Mais verabreicht. Die Arbeiten des Viehzüchters beschränken sich im wesentlichen auf das Brennen des Kampes, die Ueberwachung der Herden, die Versorgung des Viehes mit Salz, die Absonderung der zum Verkauf bestimmten und die Absonderung und Behandlung kranker Tiere, das Aufbrennen der Eigentumsmarken und die Schneidung der männlichen Tiere, soweit sie nicht zur Zucht dienen sollen.

Milchwirtschaft betreibt der Viehzüchter des Kamplandes nicht. Der Gebrauch der Butter ist fast unbekannt; ja es kommt vor, daß man an einem von Hunderten von Rindern umgebenen Gehöft vergebens um einen Becher Milch bittet, nicht weil die Leute ihn nicht geben wollten — denn gastfrei ist der Brasilier —, sondern einfach aus dem Grunde, weil sie aus Faulheit nicht zu melken pflegen. Alles Rindvieh ist zum Schlachten bestimmt. Zu diesem Zwecke wird es nach den großen Schlachthäusern, den Xarqueadas, gebracht, wie sie zum Beispiel bei Pelotas im Staate Rio Grande bestehen. Dort werden die Produkte der Viehzucht gewonnen, vor allem Dörrfleisch, sogenannte Xarque, sodann Häute, Haare, Talg, Fett, Knochen, Knochenasche, Knochenöl, Hörner, Klauen, Zungen.

In den Lebensverhältnissen, die diese urwüchsige Viehzucht schafft, wurzelt die Erscheinung des brasilischen Kampreiters, des Gaucho, wie man ihn im Nachbarland Rio Grande nennt. Dieser Kampreiter ist ein Meister im Umgang mit den halbwilden Herden, die er auf seinem kleinen sicheren Pferde verfolgt und in die Mangeire, den umzäunten Hof, jagt, oder zum Salzplatz zusammentreibt. Den Lasso, die zum Einfangen der Tiere dienende lange Lederschlinge, handhabt er zu Fuße wie im vollen Rosseslauf mit einer Gewandtheit, die bei manchem an Unfehlbarkeit grenzt. Nach seinem Belieben zielt ein gewandter Lassowerfer nach dem linken oder rechten Vorder- oder Hinterfuß oder nach dem Hals des flüchtigen Tieres, und nicht oft mißglückt der Wurf. Selten geht ein Stück Vieh verloren. Mag es sich meilenweit verlaufen, mag es sich im dichtesten Busch versteckt haben, der Hirt weiß seiner Spur zu folgen und es einzufangen.

Sehr interessant ist es zuzusehen, wie der Zureiter, der „Domador", wilder Pferde und Maultiere Herr wird. Ich hatte während meines Aufenthaltes in Lages Gelegenheit, diesem fesselnden Schauspiel beizuwohnen.

Ein halbes Dutzend drei- und vierjähriger Pferde ist in die Mangeire eingetrieben. Mit lautem Zuruf und den Lasso schwingend,

Digitized by Google

geht einer der Knechte auf sie zu. Im Augenblick toben die Tiere in wilder Flucht an der Einfassungsmauer hin rund um den Hof. Ein anderer Knecht macht sich bereit, den einen der Gäule, der geritten werden soll, einzufangen. Dort der Pancaré, der Braune, ist es. Zwei-, dreimal wirbelt der Bursche den Lasso um den Kopf, jetzt fliegt die Schlinge. Dicht über dem Boden schwebt sie hin, sie fängt das rechte Vorderbein des Tieres. Mit wuchtigem Aufschlag stürzt der Gaul vornüber. Als müsse er Hals und Bein brechen, so hat das ausgesehen. Einen Augenblick bleibt der Braune regungslos liegen. Dann beginnt er, wütend um sich zu schlagen. Aber schon hat ihm der andere Lassowerfer die Schlinge um die Hinterbeine geworfen und hält ihn so gefesselt. Der Domador hat einen tüchtigen Schluck aus der Kaschaßflasche getan. Jetzt springt er schnell herzu, streift mit flinkem Griff dem Gaul den Halfter über den Kopf und hält ihn an dem starken Halfterseil fest. Die Beine des Tieres werden freigegeben. Das Pferd springt auf und wird an einen Pfahl herangetrieben, an dem es der Domador geschwind festbindet. Wie toll zerrt der Gaul an dem Seil, krümmt er sich und bockt. Jetzt wird er ruhiger. Mit verdrehten Augen, die Beine im spitzen Winkel zum Boden, die Last seines Körpers rückwärts gelegt, hängt er an dem erbarmungslosen Strick. Der Domador hält schon den Sattel bereit. Dieser ist aus Holz gearbeitet, denn oft schleudern ihn die Tiere ab und treten wütend darauf; namentlich die Mulen haben diese Gewohnheit. Jetzt geht der Domador langsam auf den Gaul zu und legt ihm behutsam den Sattel auf den Rücken. Wie das Tier die Last fühlt, bockt es wild auf, der Sattel fliegt zur Erde, der Mann springt zurück. Wieder tobt der Gaul hin und her und reißt am Seil. Wie er einen Satz nach der rechten Seite macht, springt der Domador von links herbei, hebt den Sattel auf und ist im Augenblick wieder in Sicherheit. Noch eine Weile tobt das Pferd. Dann liegt es, wie vorher, an allen Gliedern zitternd, mit vollem Gewicht im Seil. Wieder nähert sich der Domador, legt den Sattel auf, zieht schnell den Gurt zu. Nun noch das Ledergebiß der Zureitetrense ins Maul. Der Gaul steht, wie er stand, ein Bild ohnmächtigen Trotzes. Der Domador nimmt schnell noch einen Schluck Kaschaß. Das hebt den Mut und gehört zum Handwerk. Mittlerweile ist das Pferd aus der Mangeire hinaus gebracht worden auf den freien Kamp. Zwei Mann halten es am Halfterstrick fest. Der Domador tritt in den Bügel, sitzt auf. Keine Bewegung. Jetzt geben die beiden den

Digitized by Google

Gaul frei. Ein anderer Mann galoppiert mit einem zugerittenen Pferde neben dem jungen Tier an. Das macht ein paar Galoppsätze mit, dann plötzlich geht es vorn und hinten hoch, ein paar wütende Bocksprünge folgen hintereinander. Der Domador arbeitet heftig mit der Reitpeitsche. Jetzt, wie das Pferd zu steigen beginnt, hebt er sich ein wenig im Sattel, da bricht der Gaul jählings die Bewegung ab, schlägt mit den Hinterhufen hoch in die Luft, stellt sich beinahe auf den Kopf. Der Domador fliegt, sich überschlagend, zur Erde. Der Gaul keilt noch ein-, zweimal aus, dann geht er in wilder Flucht über den Kamp. Der Berittene jagt hinter ihm her und fängt ihn von neuem mit dem Lasso. Der Domador sitzt wieder auf, und der Gaul geht jetzt ohne Widerstreben im langen Galopp neben dem zugerittenen Pferde her. Er wird ordentlich abgejagt; so wird er bald klein beigeben. Wie sich der Domador wieder den Zuschauern nähert, pariert er zum Schritt und beginnt zu lenken. Mit dem vollen Gewicht legt er sich auf der Seite, nach der das Pferd gehen soll, in die Zügel. Halb widerstrebend, halb ungeschickt folgt der müde Gaul den groben Hilfen, die dem Reiter bei einem feurigeren Tier schlecht bekommen würden. Die brasilischen Pferde sind aber von Natur sehr friedlich geartet. Ist nur einmal der erste Trotz und die Furcht des völliger Freiheit gewohnten Tieres vor dem Menschen gebrochen, so geht die Arbeit des Zureitens schnell vorwärts. In vierzehn Tagen ist sie oft schon beendet. — Ein beliebtes Spiel besonders gewandter Domadores besteht darin, daß zwei von ihnen zwei wilde Pferde um die Wette bändigen. Dabei muß jeder sein Tier ohne Hilfe einfangen, satteln und besteigen und es dann vorwärts bringen.

Die größte Lust des Kampvolkes aber ist die Carreira, ein Wettrennen, das auf einer einige hundert Meter langen geebneten Bahn von je zwei Pferden gelaufen wird. Die Tiere werden ohne Sattel auf Decke oder blankem Rücken geritten, oft von noch nicht halbwüchsigen Jungen. Die Besitzer machen jeder einen Einsatz, und den nicht unmittelbar Beteiligten gibt die Carreira Anlaß zu hitzigen Wetten. Während meines Aufenthaltes in Lages fand keine Carreira in der Umgegend statt. Erst viel später sollte sich mir Gelegenheit bieten, dieses bewegte Schauspiel zu sehen.

Dem Landbau ist das Kampvolk wenig zugetan. Die Feld- und Gartenwirtschaft tritt auf dem Hochlande von Lages gegenüber der Viehzucht ganz in den Hintergrund. Bei den Häusern

Digitized by Google

werden in beschränktem Umfang Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen gezogen. An Feldfrüchten bringt der Boden Mais, Bohnen, Kartoffeln, Buchweizen, Hafer, Gerste, Weizen, Roggen, Tabak hervor. In einigen geschützten Lagen gedeihen auch Zuckerrohr und Orange. Weizen und Roggen werden in bedeutendem Umfange eingeführt, ebenso Zucker, Branntwein und Mandiokmehl. Uebertrag und Ausfuhr ergibt nur der Bau von Tabak. Er wird auf dem Kamp durchweg zu „Fum" (fumo) verarbeitet. Diese — übrigens auch in den deutschen Kolonien bekannte — Verwertung des Tabaks geschieht in der Weise, daß man die Blätter in noch grünem Zustande zu langen Rollen wickelt und in solchem Zustande allmählich trocknen läßt. Die Fumrollen werden für den Verkauf an den Konsumenten zum Teil zu Zigaretten verarbeitet, zum Teil kommen sie so, wie sie sind, in den Handel. Von dem Fumrollenstück schabt sich der Raucher mit dem Messer einen Teil ab, zerkleinert diesen durch Reiben zwischen den Handflächen, wickelt dann den Tabak in ein Stück trockenes Maisblatt und die Zigarette oder, wie man in Brasilien sagt, die „Zigarre" ist fertig.

Mate wird auf dem Hochlande von Lages nur in geringem Umfang gewonnen, da der Matehandel im großen hier wegen der weiten und teuren Beförderungen wenig lohnend wäre.

Auch in diesem Teil von Santa Catharina fehlt es nicht an Deutschen. Man trifft sie unter den Fazendeiros sowohl wie unter den Inhabern der kleineren Güter und nicht minder unter den Gewerbetreibenden und Handwerkern der Städte. Lages selbst hat eine ganze Reihe deutscher Einwohner. Viele junge Deutsche nehmen auch auf irgendeiner Fazenda die Stelle eines Hauslehrers an, zumal das ein vorzügliches Mittel ist, Gewandtheit im Gebrauch des Portugiesischen zu erwerben. Wie dies nicht anders sein kann, findet sich unter den Deutschen des Kamplandes der eine und der andere, der, einsam unter fremdem Volke, seine Muttersprache verlernt hat, und unter ihren Nachkommen mancher, der sie überhaupt nicht kennt. Im großen ganzen aber bewirkt die Fühlung der auf dem Hochlande ansässigen Stammesgenossen untereinander wie der Verkehr mit den deutschen Siedelungen des Küstengebietes und der ab und zu eintreffende Nachschub, daß der Deutsche des Santa Catharinenser Südwestens seine Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande nicht vergißt und das gute Wort „Landsmann" auch hier noch seine Gültigkeit hat.

Digitized by Google

Das Hochland bietet gegenüber dem Küstenstriche dem Deutschen den Vorteil größerer klimatischer Verwandtschaft mit der Heimat, höheren Sauerstoffgehaltes der Luft und geringerer Wärme. Der letztere Umstand hat allerdings im Winter seine Nachteile. Bringt doch dann der Südwest aus den argentinischen Pampas bisweilen eine empfindliche Kälte mit sich, die den Aufenthalt in den leicht gebauten Häusern unbehaglich macht; denn Oefen kennt man in Brasilien nicht.

Ich weilte nahezu drei Wochen in Lages. Gelangweilt habe ich mich während dieser Zeit nicht einen Augenblick. Gab es doch so viel des neuen zu sehen und zu hören. Ich unternahm, vom herrlichsten Wetter begünstigt, weite Ritte über den Kamp, besuchte dieses und jenes Gut, ging oder vielmehr ritt auf die Hühnerjagd, machte auch einmal einen Ausflug nach dem weithin tosenden Wasserfall des Rio das Caveiras, der inmitten einer malerischen Hügellandschaft, von Pinheiren und Butiá-Palmen umrahmt, zu Tale stürzt. In Heidrichs Gasthaus fehlte es nicht an Unterhaltung. Das Haus ist der Treffpunkt der in Lages wohnenden Deutschen. Auch eine ganze Anzahl Herbergsgäste weilte dort, eine bunte Gesellschaft, wie man sie in der neuen Welt zu treffen gewohnt ist: außer mir und meinem Reisegefährten, dem Pferdehändler, ein deutscher Landmesser, ein wandernder Photograph und früherer Leutnant, ein Berliner Geschäftsmann, der sich in der Nähe von Lages ankaufen wollte, ein Geschäftsreisender aus dem Staat Rio Grande — ein „Musterreiter", wie man dort sagt — und noch etliche andere.

Mit dem Musterreiter, einem mit Land und Leuten gründlich vertrauten, liebenswürdigen und gebildeten Herrn, gedachte ich nach Porto Alegre zu reisen. Wir hatten mit Franço Mota, dem Führer einer Tropa, die für ein Lageaner Geschäftshaus in São Sebastião Salz holen sollte, eine Reisegenossenschaft vereinbart. Ein junger Pharmazeut aus Lages, ein Herr Candido Batalhá do Amáral, der in Porto Alegre eine Stellung annehmen wollte, hatte sich der Tropa ebenfalls angeschlossen. Leider wurde der Musterreiter nachträglich genötigt, seinen Aufenthalt in Lages zu verlängern, während ich an der Reisegelegenheit festhielt.

Ich verkaufte in Lages mein deutsches Sattelzeug und schaffte mir statt dessen ein brasilisches an, an dem man sein Nachtlager

Digitized by Google

gleich bei sich hat. Denn dessen sollte ich auf der kommenden Reise noch oft bedürfen. Meinem Pferde ließ ich bei einem deutschen Schmied in Lages neue Eisen auflegen. Er lieferte den besten Hufbeschlag, den der Gaul von Santa Catharina bis Paraguay bekommen hat.

So war ich denn wieder einmal reisefertig.

Digitized by Google

Mit der Tropa nach Rio Grande.

Franço Mota. — Tropeiroleben auf dem Kamp. — Eintritt ins Riograndenſer Koloniegebiet; Caxias und Feliz. — Ankunft in São Sebaſtião und Abſchied von meinen Begleitern.

Sonntag oder Montag in acht Tagen wolle er uns in Lages abholen, hatte Franço Mota verſprochen — »se Deus quizer« natürlich, ſo Gott wolle. Die Form dieſes Verſprechens ließ mich ohne weiteres ſchließen, daß Franço Mota jedenfalls am Sonntag nicht komme. Daß er Tags darauf eintreffe, war ſchon deswegen nicht anzunehmen, weil der Braſilier eine abergläubiſche Abneigung dagegen hat, eine Reiſe Montags oder Freitags anzutreten. Nur in ganz beſonders eiligen Fällen barbiert er den lieben Herrgott über den Löffel, indem er am Vorabend des Unglückstages noch ein paar Kilometer zurücklegt. Auch als ich am Dienstag, dem 22. September, in Heidrichs Gaſtſtube gemütlich beim Frühſtück ſaß, lag mir nichts ferner, als der Gedanke, Franço Mota könne irgendwo um die Wege ſein. Kannte ich doch die braſiliſche paciencia zur Genüge.

Da tat ſich plötzlich die Tür auf und Candido trat geſtiefelt und geſpornt ein. Franço Mota, berichtete er, ſei angekommen und erwarte uns nahe der Stadt in einem Gehöft. Von dort wollten wir zuſammen nach ſeinem Wohnort reiten. Ich ſattelte alſo gleich nach dem Eſſen meinen Gaul und ritt mit Candido zuſammen an die verabredete Stelle. Auf unſern Anruf kam der Tropeiro aus dem Hauſe und begrüßte uns. Es war ein kleiner ſchwarzbärtiger Mann, der ein wenig hinkte. Er machte ſchon in ſeinem Aeußern einen guten und zuverläſſigen Eindruck, in dem ich auch während der Reiſe nicht enttäuſcht werden ſollte. Franço — ich nenne meine Reiſebegleiter, wie der Braſilier tut, mit Vornamen —

Digitized by Google

holte seine weiße Mule herbei, die in der Nähe des Hauses weidete, sattelte geschwind und trabte mit uns davon.

Wir durchritten den Rio das Caveiras und kamen nach einer Weile an eine Hütte, in der ein »compadre«, ein Gevatter Franços hauste. Hier wollte uns der Tropeiro für die Nacht unterbringen. Wie wir an das Haus heranritten, sah ich im Vorhof ein paar Kinder schleunigst hinter einem Busch verschwinden, eine Erscheinung, die ich schon öfters beobachtet hatte. Das Auftauchen eines Fremden ist in diesen Einöden für die Kleinen jedesmal ein etwas unheimliches Ereignis. Auf den landesüblichen Anruf: »O de casa« erschien der Besitzer der Hütte, ein etwa vierzigjähriger Mann von verwittertem Aussehen, unter der Tür. »Entre«. Wir ritten in den Vorhof ein und wurden zum Absitzen aufgefordert und begrüßt, Franço als alter Bekannter durch die übliche halbe Umarmung, wir beiden andern mit kräftigem Händeschütteln. Der Hausherr forderte uns zum Eintreten in die Stube auf. Dort trafen wir seine Frau und einen sechzehn- oder siebzehnjährigen Sohn des Paares. Die Ausstattung des Raumes war so einfach wie nur denkbar. Zwei Bänke an der Wand und ein paar niedrige Schemel, das war alles. Wir wurden zum Niedersitzen aufgefordert, und Franço trug unsere Bitte um Aufnahme für die Nacht vor, die uns, wie selbstverständlich, mit der größten Freundlichkeit gewährt wurde. Nun gingen wir hinaus, sattelten ab, führten die Pferde in den Portreiro hinter der Hütte und bargen das Sattelzeug in der Stube unter den Bänken. Gleich darauf erschien die Frau des Hauses mit einigen Tassen und Bechern voll schwarzen, sehr süßen Kaffees. Das ist allgemeiner Brauch auf dem Hochlande von Santa Catharina. Der Kaffee wird zum Willkomm und zum Abschied, aber auch zwischendurch von Zeit zu Zeit gereicht. Er ist ein Ausdruck der Gastfreundschaft.

Abends wurde das Essen, da ein Tisch in der Wohnung fehlte, auf einer breiten Bank aufgetragen. Die Mahlzeit, an der übrigens die Frau des Hauses nicht teilnahm, war einfach, wie sie der Kampbewohner eben nichts anderes zu bieten hat; sie bestand aus Xarque, schwarzen Bohnen und Mandiokmehl. Aber das wenige wurde, das merkte man, mit Herzlichkeit gegeben. Nach dem Essen saßen wir noch eine Weile beisammen. Der Hausherr und sein Sohn drehten Zigaretten und reichten sie herum. Ich holte eine von Lages mitgebrachte Flasche Kaschaß aus der Satteltasche und ließ das Glas die Runde machen.

Digitized by Google

Es ist eine biedere und vornehme Gastlichkeit, die diese einfachen Hochländer dem unbekanntesten Fremdling entgegenbringen. Im Nebenzimmer standen die Betten unserer Gastfreunde. Die braven Leute taten es gar nicht anders, Candido und ich mußten darin schlafen, der Hausherr selber und seine Frau brachten die Nacht auf Satteldecken zu.

Leider kann sich die Reinlichkeit des Brasiliers mit seiner Gastfreiheit nicht messen. Flöhe und sonstiges Ungeziefer gibt es zur Genüge in den Hütten. Das mußte ich auch in dieser Nacht verspüren, obgleich ich über das gebrauchte Leintuch meines Bettes vorsorgend den Poncho gebreitet hatte.

Am folgenden Morgen verabschiedeten wir uns von unsern liebenswürdigen Gastgebern und ritten unseres Weges weiter. Die Landschaft trägt hier etwas vom Charakter der Voralpen. Die grünen Hügelhänge, unterbrochen von Geröllhalden und ragenden Felsen, die dunkeln Pinheirenwälder, die rauschenden, silberklaren Bäche rufen diesen Eindruck hervor. Er ist besonders lebhaft, wo sich junger Pinheirenwald erhebt, der unserm Fichtenforst so ähnlich sieht. Nur der Hintergrund der Schneehäupter fehlt, sonst könnte man sich ohne allzu große Anstrengung der Einbildungskraft in gewisse Teile Oberbayerns oder der Schweiz versetzt glauben. Der Kamp ist stellenweise mit Basora und Cargeja bedeckt, die Ginster und Heidekraut ersetzen. Graue Steinmauern durchziehen das Land. Sie dienen dazu, die Viehweiden voneinander zu trennen. An den Wegen sind diese Mauern durch Gatter querliegender Stangen unterbrochen, die der Reiter beiseite schiebt und hinter sich wieder schließt. (Nie habe ich gesehen, daß jemand das Schließen aus Bequemlichkeit unterlassen hätte.) Große Herden bedecken den Kamp. Da und dort liegen ein paar Stück Rindvieh auf dem Wege. Bei unserm Nahen stehen sie schwerfällig auf und trollen faul beiseite. Unter den im übrigen wenig ansehnlichen Tieren fällt eine Rasse durch ihre wahrhaft riesenmäßigen Hörner auf.

Von Zeit zu Zeit geht schwirrenden Fluges ein Rebhuhn vor uns auf. Auch eine Kiebitzart mit schöner schwarzer, grauer und weißer Zeichnung und zierlichem Schopfe, den sogenannten Quero-quero, trifft man häufig an. Die Vögel lassen den Reiter ohne Scheu dicht an sich herankommen, dann fliegen sie mit lautem Gekreisch davon, um sich ein kleines Stück weiter wieder niederzulassen. Da und dort hockt auf einer Mauer, einem Pfahl oder Ast ein satter schwarzer Aasgeier. Dann und wann zieht ein anderer

Digitized by Google

hungrig über unserm Haupt seine Kreise. Gellenden Rufes fliegt eine Papageienschar durch die Luft. Sie setzt sich, wie man deutlich unterscheiden kann, aus lauter einzelnen Paaren zusammen, die sich untereinander eng zusammenhalten. Noch mancherlei anderes Gevögel hat auf dem Kamp seine Heimat. An Weihern und Sümpfen zumal sieht man allerhand geflügelte Gestalten von teilweise ganz abenteuerlichem Aussehen, die wie lebendgewordene Bilder aus Brehms Tierleben anmuten. Wie sie alle heißen, weiß ich nicht mehr. Auch tun ja Namen nichts zur Sache.

Plötzlich streckt Franço den Arm aus. Ich gewahre in weiter Ferne die Gestalt eines äsenden Hirsches. Gegen den Wind kommen wir näher und näher heran. Jetzt hebt das Wild den Kopf, sichert zu uns herüber. Ich unterscheide ein Geweih, ähnlich dem eines Sechserbockes. Der Hirsch zieht abwechselnd äsend und sichernd weiter, um dann auf einmal in stürmender Flucht dem nahen Pinheirenwalde zuzueilen, dessen Schatten ihn alsbald unserm Auge entzieht.

Mittags machten wir wieder bei einem Freunde unseres Führers Rast. Gegen Abend trafen wir an dessen eigenem Hause in der Nähe des kleinen Dorfes Campo Bello ein. Hier stiegen wir ab. Nach dem Essen wurde Mate gereicht, aber nicht, wie man es in den deutschen Kolonien von Santa Catharina hält, in der Tasse, sondern als mate bombilha oder chimarão. Es ist dies eine in Südamerika überaus verbreitete Form der Matezubereitung, der ich später in Rio Grande tagtäglich begegnen sollte. Denn dort spielt der Chimarão etwa die nämliche Rolle wie in Santa Catharina der Kaffee. Der Chimarão ist ein starker bitterer Aufguß von Mateblättern und heißem Wasser. Er wird aus der Schale einer kleinen Kürbisart, der Cuya, mittels der Bomba, einer metallenen, häufig silbernen Röhre, genossen. Die Bomba ist am unteren Ende mit einem feinen Sieb versehen, welches das Eindringen der Mateblätter in die Röhre verhindert. Die Schale, die stets von neuem mit heißem Wasser aufgefüllt wird, macht im Kreise die Runde von Mund zu Mund. Das kommt ja unsereinem anfangs nicht sehr appetitlich vor. Aber das ist nun einmal nicht anders. Man würde die Leute schwer beleidigen, wollte man den Chimarão ausschlagen, und schließlich gewöhnt man sich daran wie an so manches andere.

An eins freilich habe ich mich während des ganzen Reiselebens nicht gewöhnen können: mich ohne eine Art krankhaften Widerwillens in unreine Betten zu legen. So dankte ich denn dies-

Digitized by Google

mal mit bescheidener Entschiedenheit für ein diesbezügliches Anerbieten Franços und überließ das Lager neidlos meinem Reisegefährten Candido, der es, wie mir schien, freudig annahm. Ich selber schlief auf einer Bank, auf die ich mein Sattelzeug breitete.

Franço blieb in seinem Anwesen, um die Tropa auszurüsten. Candido und ich setzten am folgenden Nachmittag unsern Weg fort. Mein Reisegefährte hatte mich aufgefordert, ihn zu einem Onkel zu begleiten, bei dem wir auf Franços Ankunft warten wollten. Ein Junge aus der Nachbarschaft begleitete uns dahin als „Vaqueano", d. h. landeskundiger Führer. Gegen Abend trafen wir an dem ziemlich ansehnlichen Hause von Candidos Onkel ein, der hier als Posteiro eines großen Fazendeiros schaltet. Ich wurde freundlich aufgenommen und verbrachte mit Candido zusammen die Nacht und den folgenden Tag auf dem Anwesen.

Am nächsten Vormittag hatte Franço versprochen, mit der Tropa zu kommen, se Deus quizer. Nachmittags erschien er wirklich. Der Mann muß unter seinesgleichen eine Art wandelndes Schulbeispiel von Pünktlichkeit sein, mit einem leichten Stich ins Pedantische.

Candido und ich waren bald reisefertig, nahmen Abschied und ritten mit Franço zusammen südwärts. Die Tropa war mittlerweile schon langsam vorangezogen. Nach einer Weile holten wir sie ein. Sie zählte gegen zwanzig Lastesel mit leeren rindsledernen Säcken, welche die Ladung aufnehmen sollten. Nur zwei Tiere waren bepackt, das eine mit dem Zelt, den Lebensmitteln, dem Koch- und Eßgeschirr und sonstigem Reisebedarf, das andere mit zwei Koffern, die Candido mit nach Porto Alegre nahm. Drei Knechte waren mit der Tropa, zwei Neger und ein Mulatte, außerdem ein etwa zehnjähriger Junge mit lustigem hellbraunem Gesicht. Der Mulatte, Lourenzo mit Namen, war ein abgerissener Bursche. Er ritt in Hemd und Hose, mit nackten und lange nicht gewaschenen Füßen. Die kleinen brasilischen Bügel hielt er, wie diese barfüßigen Reiter stets tun, mit der großen Zehe. Den schwarzen Krauskopf bedeckte ein verbogener schäbiger Strohhut. Ein paar dreiste schwarze Augen blickten unter der breiten Krempe hervor. Der ganze Kerl bot das rechte Bild des armen Peão, der so hie und da als Domador, Carreirenreiter oder Tropeiro ein Stück Geld verdient, die paar Groschen schnell durchbringt und im übrigen sonder Bedürfnisse, Sorgen und Stiefel in den Tag hineinlebt.

Bedeutend vornehmer schon als Lourenzo sahen die beiden Neger aus. Sie trugen Filzhüte, Reitstiefel mit den landesüblichen

Digitized by Google

Riesensporen daran und schreiend bunte Halstücher. Es waren zwei kräftige, untersetzt gebaute Gestalten mit dem bekannten äthiopischen Rassegesicht, übrigens gutmütige, dienstwillige Burschen. Der eine von den beiden erklärte, geläufig deutsch zu sprechen und pflegte zum Beweise seiner Behauptung mich von Zeit zu Zeit in einem gräulichen Deutsch zu fragen, wie viel Uhr es sei, oder zu versichern, wir hätten schönes Wetter. Ich tat ihm dann gewöhnlich den Gefallen, eine umständliche Antwort zu geben, von der er natürlich keine Silbe verstand. Er machte aber jedesmal ein verständnisvolles Gesicht und nickte mit dem Kopf, was auf seinen schwarzen Gefährten sichtlich ungeheuren Eindruck machte.

Der kleine Junge, der mit der Tropa zog, war der madrinheiro, d. h., er ritt das Leittier, die madrinha oder Gevatterin, wie es der Brasilier nennt. Als Madrinha dient eine Pferdestute. An diese Tiere haben die Mulen, die ja mütterlicherseits vom Pferde stammen, eine auffallende Anhänglichkeit. Das älteste, bockbeinigste Maultier folgt der Stute wie ein Kind der Mutter. Daher läßt man der Tropa eine Stute vorangehen und setzt einen kleinen Jungen darauf. Denn der Gaul ist gewöhnlich nicht leistungsfähig genug, eine schwerere Last zu tragen, und außerdem schickt es sich nach Ansicht des Brasiliers für einen Erwachsenen nicht, ein weibliches Tier zu reiten. Die Maultiere laufen der Stute nach. Hinterher kommen die Tropeiros, die durch Zurufe und gelegentliche Peitschenhiebe dafür sorgen, daß die Tropa beisammen bleibt.

Wir ritten nicht weit an diesem Tage. Die Nacht verbrachten wir in einem kleinen Anwesen unter einem Schuppen. Unsere Tiere kamen in einen nahen Portreiro. Solche Tropeiroherbergen finden sich da und dort im Lande. Sie gewähren gegen geringes Entgelt für die Tiere Unterkunft auf dem eingefriedigten Weideplatz und für die Tropeiros ein mehr oder minder wasserdichtes Obdach, aber nur dieses, nebst einer gelegentlichen ausgiebigen Dreingabe an Flöhen. Das Essen kocht die Reisegesellschaft aus eigenen Vorräten selber in dem offenen und ungedielten Schuppen ab.

Zeitig brachen wir am nächsten Morgen auf. Aus dem Bache dampften weiße Nebel, und über den Kamp hin glänzte der Tau, den eine sternklare Nacht in Tausenden und Tausenden von Perlen auf das lichtgrüne Gras gesprüht hatte. Dunkel ragten die fernen, bläulich umhauchten Waldhügelzüge in die bleiche Luft. Mattgoldener Frühsonnenschein grüßte vom wolkenlosen blauen Himmel hernieder das erwachende Land. Ein rechter Kampmorgen, ein

Digitized by Google

rechter Reisemorgen, an dem der Sinn in die weite, weite Welt steht. Und wir ritten hinein in die weite herrliche Welt. —

Kaum eine Landschaft vermag binnen weniger Stunden ihr Antlitz so sehr zu verändern wie der Kamp. Wenn die Sonne hoch am Himmel steht und heiß und unbarmherzig auf Roß und Reiter niederbrennt, wenn sich Licht und Schatten und Farbengegensätze unter der steilen Beleuchtung in ein gleichmäßig sonniges Grün auflösen, dann wirkt der Kamp eintönig, ermüdend. Und höher und höher stieg die Sonne. Drückende Hitze lagerte über dem trockenen Gras. Und wir ritten Stunde für Stunde und Meile für Meile. Unsere Schatten wurden stumpf und wurden wieder schlank. Mittagsrast macht der Tropeiro nicht. Das Ab- und Aufpacken der Saumtiere würde zu viel Zeit wegnehmen.

Immer im Schritt geht's vorwärts, denn eine stärkere Gangart verbietet die Rücksicht auf die bepackten Tiere. Solch ewiges Schrittreiten macht müde. Die Tropeiros lassen sich von Zeit zu Zeit in den einen Bügel hinabsinken, daß das andere Bein nur noch vom Knie ab über den Sattel hängt, oder setzen sich wohl auch einmal quer, um sich durch Veränderung der Körperlage eine erleichternde Abwechslung zu verschaffen — auf Kosten ihres Tieres natürlich.

Eben reiten wir in einen schmalen Waldstreifen ein, der den Lauf eines kleinen Baches kennzeichnet. Wie wir an seinem Rande anlangen, steigt Lourenzo vom Pferde, füllt die »guampa«, das Horn, das der Tropeiro am Sattel mit sich führt und bietet uns den Trunk. Wie das herrliche klare Wasser erfrischt! Weiter geht's, durch den Bach hindurch, aus dem Waldstreifen hinaus und wieder in den sonnigen freien Kamp.

Wir querten im Laufe des Tages eine ganze Anzahl von Wasserläufen, auch zwei größere, den Penteado und den Pelotinhas. All diese Bäche und Flüsse mußten wir durchreiten, denn Brücken fehlen in diesem Teile des Landes vollständig.

Einmal sprachen Candido, Franço und ich an einer Fazenda vor, deren Besitzer Candido kannte. Der Mann galt für sehr reich, und sein Haus war stattlich und geräumig. Aber drinnen, welche öde Nüchternheit! Zwei Tische, ein paar Bänke und eine Menge Stühle bilden die ganze Einrichtung. Kein Sofa, kein Schrank, kein Bücherschaft, kein Bild ist zu sehen. Die Wände sind weiß gestrichen und mit schmalen roten und blauen Streifen geziert. Auf einem der Tische lag ein großer Stoß Bücher. Demnach mag es den

Digitized by Google

Bewohnern des Hauses an geistigen Interessen nicht fehlen. Aber was nach unsern Begriffen ein „Heim" ist, davon haben sie, davon hat überhaupt der Brasilier keine Ahnung. Sieht es doch aufs Haar so wie hier auch bei den andern reichen Gutsherren des Landes aus.

Einfach wie die Stube des Fazendeiros ist auch seine Lebensweise. Schwarze Bohnen, Reis, Trockenfleisch und Mandiokmehl bilden auch für ihn die Hauptbestandteile der täglichen Nahrung. Hie und da, namentlich wenn es gilt, einen Gast zu ehren, gibt es Huhn mit Reis. Anderes frisches Fleisch kommt nur auf den Tisch, wenn gerade einmal auf dem Gut geschlachtet wird. Denn ein Metzger fände unter der dünn gesäten Bevölkerung des Kamplandes keinen Erwerb. —

Der Fazendeiro, ein schöner, stattlicher Mann mit starkem schwarzem Bart, begrüßte uns. Wenig später bot uns die Senhora, eine würdig und vornehm aussehende Dame, die Hand zum Kusse. Es wurde Kaffee gereicht und eine Weile geplaudert. Dann saßen wir wieder auf und trabten der Truppe nach.

Und weiter ritten wir Schritt für Schritt des Weges dahin. Es wurde nicht mehr viel geredet. Dann und wann nur erklang der eigentümlich dumpfe Zuruf, mit dem die Tropeiros die Tiere antrieben, den alten Macho, der sich immer auf den Boden legen und wälzen wollte, oder die weiße Mule, die fortwährend grasend zurückblieb. Auch die andern Tiere waren müde. Immer häufiger reckten sie die Hälse nach den lockenden Grasbüscheln, immer langsamer ging's voran.

Endlich gebot Franço Halt. An einem kleinen Bach sollte das Nachtlager aufgeschlagen werden. Wir sattelten ab, die Tropeiros nahmen von den Tieren die Säcke und die Packsättel herunter. Die Tiere machten, daß sie davon kamen, und begannen, sich zu wälzen und gierig zu grasen. Die rindsledernen Säcke wurden zu einem hohen Haufen geschichtet, darüber wurde das Zelt gespannt. Das alles verrichteten die Leute mit einer Geschwindigkeit, die von langer Uebung zeugte. Einer der Neger hatte Brennholz herbeigeschafft und ein Feuer angezündet. Darüber hingen an einem Stabe von hartem Holz zwei mächtige eiserne Töpfe, einer mit Wasser für den Kaffee und einer mit Bohnen. Zur Seite steckte ein Pfahl in der Erde, an dem ein großer Fetzen Xarque briet. Wir streckten uns auf unsern Satteldecken am Feuer aus und nahmen die Mahlzeit ein. Sie bestand aus Spießbraten und Mandiokmehl, das wir mit den Löffeln trocken aus dem Sack aßen. Dazu gab's

Digitized by Google

heißen schwarzen Kaffee, den uns Lourenzo aus einem der mitgeführten mächtigen Kuhhörner in die Guampe goß. Die Bohnen waren erst für den nächsten Morgen bestimmt, denn es war spät geworden, und die Bohnen brauchen lange Zeit zum Kochen. Nach dem Essen rauchten wir noch eine Zigarette, dann legten wir uns schlafen, Candido und ich im Innern des Zeltes, zu beiden Seiten der aufgeschichteten Säcke, die Tropeiros am Zelteingang beim Feuer. —

»Oh Lourenzo, 'stá dia«, „Lourenzo, 's ist Tag", hörte ich Franço Mota beim ersten Morgengrauen rufen. Lourenzo reckte sich verschlafen, stand auf, zündete das erloschene Feuer wieder an und ging an den Bach, um Wasser zu holen. Eine Weile später saßen wir beim Frühstück. Einem zarten Gemüt möchte ein solches Tropeiro-Frühstück vielleicht nicht recht munden. Mir persönlich vermag kein Mensch mehr mit Urwüchsigkeit der Sitten zu imponieren, seitdem ich gesehen habe, wie der brasilische Peão seine Morgenwäsche mit Hilfe des Trinkhorns erledigt, wie er mit den gewöhnlich gleichwohl schmutzigen Fingern in den Kochtopf faßt, wie er an der Tülle der Kaffeekanne saugt, um festzustellen, ob der Trank geraten, und mit dem Messer, mit dem er die Sandflöhe aus den Füßen pickt, auch die Xarque kleinschneidet, um sie den Bohnen zuzusetzen. Ich habe Gott sei Dank leidliche Nerven und fand mich ziemlich mühelos mit solchen Eigenheiten brasilischen Lagerlebens ab.

Die beiden Neger waren ausgegangen, um die Tiere herbeizutreiben. Bald ertönte die Glocke der Madrinha, und die Schar der Mulen und Pferde kam herbei. Es wurde aufgebockt und gesattelt, und wir ritten wieder in den Morgen hinein.

An diesem Tage erreichten wir den Hauptquellfluß des Uruguay, den Pelotas, an der Stelle, wo der Rio dos Touros in ihn einmündet. Der Pelotas bildet die Grenze zwischen den Staaten Santa Catharina und Rio Grande do Sul. Er fließt in einem tief eingeschnittenen Waldtal, zu dessen Sohle ein steiler, steiniger Pfad hinabführt. Wir setzten mit einer Fähre über den Fluß und waren auf Riograndenser Boden.

Auf steilem Wege klommen wir hier wieder bergan. Dann taten sich die freien Flächen der Campos da Vaccaria vor uns auf. Die Kamplandschaft hat allgemach ihren Charakter verändert. Die Hügel mit den Felshängen und Geröllhalden sind verschwunden. Das Land ist flacher und flacher geworden und weist nur geringe Baumbestände auf. Da und dort erhebt sich über den Horizont

Digitized by Google

eine langgestreckte blaue Höhenlinie mit den schattenrißartigen Bildern vereinzelter Pinheiren. Auf den gebrannten Campos wächst bereits üppiges frisches Grün. Doch steigen auch da und dort noch Rauchwolken auf, und wie die Nacht kommt, leuchten rote Flammen durch die dunkelnde Luft. In einem kleinen Wäldchen am Rio dos Guatis schlugen wir das Zelt auf, und wieder entwickelte sich das Lagerleben wie gestern.

Der folgende Tag brachte ein ander Bild. Wir wurden gegen Mittag von einem heftigen Gewitterregen überfallen und quartierten uns im Schuppen einer kleinen Venda ein. Zwischen Essen, Trinken, Schlafen und Rauchen verging der Nachmittag. Abends saßen wir in der Verkaufsstube beisammen. Ein Schnapsglas machte die Runde. Die beiden Neger, die dem Trank der Labe besonders tapfer zusprachen, gerieten in Verzückung und begannen zu toben wie vom bösen Geist getrieben und nannten's Freude, nannten's Gesang. Wie Wolfsgeheul klang dieses eintönige, an- und abschwellende Singen. Nie hätte ich zuvor geglaubt, daß menschliche Kehlen solcher Laute fähig seien.

Am nächsten Tage ging unser Weg die bewaldete Serra da Santa hinab. Aus ihrem Grün leuchtete eine Fülle gelber Farbe. Denn der Ipé stand in Blüte. Wir kamen ins Tal des Rio da Santa. Dort begegneten wir einem Tropeiro, der von der italienischen Siedelung Caxias her Orangen brachte. Die lang entbehrten Früchte schmeckten herrlich. Sie waren der erste Gruß der Riograndenser Kolonie.

Wir setzten mit der Fähre über den Fluß, stiegen dann den jenseitigen Kamm hinan und sahen auf dessen anderer Seite den Rio da Santa, der hier eine lange Schleife macht, wieder zu unsern Füßen. Nachher wandten wir uns in östlicher Richtung von seinem Laufe ab. Wir kamen über eine Hochfläche mit vielen sogenannten Banhaden, sumpfigen Weihern, die zahlreiche Enten von der Größe der Krickente belebten. Die Vögel waren ganz im Gegensatz zu unsern Wildenten gar nicht scheu, sondern blieben selbst, wenn einer mit der Pistole oder dem Revolver nach ihnen schoß, ruhig sitzen, woran sie, wie der Erfolg lehrte, sehr vernünftig taten. Unterwegs trafen wir auf ein totes Maultier, das offenbar den Mühen der Reise erlegen war. Ein paar schwarze Aasgeier hackten an dem bereits in Verwesung übergegangenen Fleische herum.

Gegen Abend ritten wir ins Tal des kleinen, reißenden Tomé hinab und blieben an dessen Ufer über Nacht.

Digitized by Google

Weiter führte unser Weg über die Campos de cima da Serra, die „Kämpe ob dem Gebirge", dem Gebirge nämlich, das den Wall des Hochlandes gegen das Tiefland von Rio Grande bildet. Seit langer Zeit sahen wir zum erstenmal wieder eine Ortschaft, das Dorf Santa Maria, ein aus etlichen elenden Bretterhäusern bestehendes Nest. Dort tranken wir in einer Venda eine Flasche ganz annehmbaren Bieres, das in Caxias gebraut war; ein zweiter Gruß des näher und näher rückenden Kolonielandes. —

Es gibt doch keine Regel ohne Ausnahme! Auch für die brasilische Gastfreiheit gilt dieser Satz. Das sollte ich an jenem Tage erfahren. Da wir, wie stets, keine Mittagsrast hielten, so sprachen Franço, Candido und ich an einer Fazenda vor, um uns eine Tasse Kaffee auszubitten. Die Besitzerin der Fazenda, eine weit und breit als steinreich bekannte Dame, erschien und erwiderte unsere Grüße mit einer stummen, würdevollen Neigung des Hauptes. Stumm setzte sie nachher den Kaffee nebst einigem Gebäck auf den Tisch und nahm in der andern Ecke der Stube auf einem Stuhle Platz. Kein Wort richtete sie an uns, der Besuch war ihr offenbar unangenehm. Es herrschte ein peinliches Schweigen, das nur Franço, gewissermaßen andeutungsweise, unterbrach, indem er wiederholt gedankenvoll auf den blankgescheuerten Boden spuckte, was mir etwa den nämlichen Sinn zu haben schien, wie wenn man bei uns, nur um etwas zu sprechen, sagt: „Ach ja!" oder „Ja, ja, so geht's!" Ich fühlte mich auch nicht bemüßigt, die für mich sehr belustigende Situation zu stören, obgleich meine gesellschaftliche Schulung wohl hingereicht hätte, eine feingewählte Bemerkung über das Wetter oder die prachtvolle Lage des Hauses aufzubringen. Das alles wäre ja am Ende nicht so merkwürdig gewesen. Sehr merkwürdig aber war, was sich zum Schlusse begab: daß Franço gemessenen Schrittes auf die Dame des Hauses zutrat und feierlich fragte, was wir schuldig seien und — daß die Senhora, die steinreiche Senhora, ohne die Ironie zu bemerken, die armseligste aller Antworten gab: „Nach Belieben." Das war das einzige, was sie zu uns sprach. Und der arme Tropeiro griff in den Ledergurt und überreichte der Gutsherrin, die über die Ländereien weit und breit gebietet, einen schmutzigen Schein über 500 Reis oder 50 Pfennig. Darauf entließ uns die Dame mit stummem, gnädigem Gruß.

Gegen Abend kamen wir in ein mit vielem Gebüsch bestandenes Gelände. Bei einem Bekannten Franços blieben wir über Nacht. Wieder wurde mir ein Bett angeboten, das ich wiederum mit Ent-

Digitized by Google

schiedenheit ablehnte. Ich schlug mein Lager in einem leeren Stall auf und wurde morgens durch ein fettes schwarzes Schwein geweckt, das an der Tür Einlaß begehrte.

Wir ritten an diesem Morgen noch ein Stück Weges über die Campos de cima da Serra, dann trafen wir auf eine abwärts führende Fahrstraße. Wir folgten ihr und erreichten eine kleine Häusergruppe. Eine kleine Venda, eine Schneidemühle, eine Schmiede, über deren Eingang ein deutscher Name steht, und noch etliche andere Holzbauten liegen nahe beieinander an einem rauschenden Wasser. Die Niederlassungen gehören der Kolonie Caxias an. Diese ist in den sechziger Jahren von der Riograndenser Provinzialregierung gegründet worden. Ihre Bevölkerung besteht vorwiegend aus Italienern, doch leben auch zahlreiche Deutsche in der Siedelung.

Tiefer und tiefer drangen wir ins Koloniegebiet ein. Laubenartige Weinspaliere, Felder mit jungem Weizen, weißblühende Obstgärten und saftig-grünes Weideland wechseln miteinander ab. Da und dort geht der Pflug über den Acker, neue Aussaat vorzubereiten. Bestände niederer Capoeire schieben sich zwischen die Pflanzungen und die braunen Felder. Von den Berghängen hernieder aber dunkeln ragende Pinheiren-Wälder.

Wie wir weiter ritten, öffneten sich nach Süden und Osten weite Ausblicke auf lange Berglinien, aus deren dunklem Blau sonnbestrahlte Felsen blendendweiß hervorleuchteten. Gegen Abend erreichten wir die Stadt Caxias, den Vorort der Kolonie. Sie trägt das Gepräge einer schnell vorwärts geschrittenen und noch zu keinem Abschluß gelangten Entwickelung. Die Mehrzahl der Häuser besteht aus Holz, nur im Zentrum, in der Gegend der Kirche und des geräumigen Kirchplatzes, überwiegt der Steinbau. Gleichwohl macht der Ort einen recht stattlichen Eindruck, namentlich auf das Auge dessen, der von Lages und den Einöden des Kamplandes kommt. Sah ich doch nicht nur modisch gekleidete Menschen in Caxias, sondern selbst Straßenlaternen, einen Anblick, den ich seit geraumer Zeit nicht mehr genossen hatte. Wir ritten ohne Aufenthalt durch Caxias hindurch und übernachteten etwa eine halbe Meile unterhalb im Schuppen einer Tropeiroherberge.

Am folgenden Tage erreichten wir die Kolonie Feliz und mit ihr das Gebiet der deutschen Siedelung im Staat Rio Grande do Sul. Ganz unversehens wurde mir unser Eintritt in dieses Gebiet kund, als ich vor einer Kolonie ein paar auffallend blonde Kinder spielen sah. Ich rief ihnen auf gut Glück einen deutschen „Guten Morgen"

Digitized by Google

zu und fragte den ältesten der Gesellschaft, einen etwa achtjährigen rotbackigen Bengel, ob er uns ein paar Orangen geben wolle. Der Kleine schaute mich einen Augenblick verständnislos an. Dann entgegnete er in der schönsten Pfälzer Mundart: „Ah, Ranschele wolle Se. Ei, ich kann e paar vum Baam erunner klobbe." —

Wir kamen an den Rio da Santa Catharina de Feliz und folgten seinem Lauf nach Südwesten. Es war ein herrliches Stück Land, das wir durchritten. Lachende Auen, bedeckt mit Weinspalier und weiten Matten, blühenden Gärten, grüner Pflanzung und dunkelbraunem Pflugacker; Hecken voll der buntesten Blumen, gaukelnde Falter, rauschende Wasser, weiße Häuser inmitten dunkler Haine, dazu stolze Berge im Schmucke grünen Urwaldes — das war das Bild, das mich beim Eintritt in die deutsche Siedelung von Rio Grande empfing. Ich bin kein Freund trivialer Redensarten, aber wenn in der weiten Welt eine Gegend den Namen eines paradiesischen Gartens verdient, dann ist es dieser Fleck Erde an den Ufern des Rio da Santa Catharina de Feliz.

Die Pinheire ist aus der Landschaft verschwunden, dafür ragen allenthalben schlanke Coqueiren. Viele davon sind freilich eines Teils ihrer herrlichen Krone beraubt, weil die Blätter dieser Palmenart hier zu Lande als Viehfutter verwendet werden. Die Palmite, jene im Santa Catharinenser Küstenlande so häufige Palme, kommt hier nicht vor.

Unterwegs begegnet uns eine große Anzahl Wagen, die von sechs Maultieren gezogen werden. Diese sind derart verteilt, daß ein Gespann von zwei Tieren hinten und zwei solche Gespanne vorn nebeneinander gehen. Der Wagenführer reitet das linke Tier des hinteren Gespannes. Wir durchritten die Ortschaften Palmeira und Kronenthal und kamen nach der Ortschaft Santa Catharina de Feliz. Dort sind die Ufer des Flusses durch eine neue steinerne Brücke verbunden, an der unmäßig hohe Wegegelder erhoben werden. Daher reitet der Tropeiro bei günstigem Wasserstande neben der Brücke durch den Fluß und freut sich über des Brückenwärters Kummer. So taten auch wir. Am jenseitigen Ufer quartierten wir uns bei einem Haus im Schuppen ein.

Nachts hatten wir ein Gewitter mit heftigen Regengüssen und Hagelschlag. Das Unwetter tat den Pflanzungen schweren Schaden. Unsere Straße versetzte es in jenen nichtswürdigen Zustand, den ich an brasilischen Wegen zur Genüge kannte. Zum Glück hatten wir nicht mehr weit zu reiten. Die Straße führt an der linken Seite

Digitized by Google

des Flusses entlang, der hier den Namen Rio Cahy trägt. Gegen Mittag sahen wir von einer Höhe herab den spitzen gelben Turm der katholischen Kirche von São Sebastião do Cahy vor uns aufragen. Wenig später war das freundliche Landstädtchen erreicht; es ist der Vorort der umliegenden Kolonie und hat wie diese überwiegend deutsche Bevölkerung.

Wir ritten in den Hof des Geschäftshauses von Felippe Ritter ein. Dort wollte Franço das Salz einhandeln, das die Tropa nach Lages bringen sollte. Bei dem Hause steht ein Schuppen, der zum Aufenthalt von Tropeiros bestimmt ist, die in dem Geschäft einkaufen. Eine andere Tropa hatte sich dort bereits eingerichtet. Wir teilten mit ihr das Lagerfeuer. Unsere Lasttiere waren zum Teil von der Reise arg mitgenommen. Einige hatten handgroße Druckstellen, von denen, wie die Kangalje abgenommen war, das Blut herablief. Und doch sollte am übernächsten Tage bereits die Rückreise mit schwerer Ladung angetreten werden. Hinterher bekamen die Tiere dann lange freie Zeit, während deren die Wunden heilen konnten.

Nachmittags kam Herr Felippe Ritter an unser Lagerfeuer. Als er mich als Landsmann erkannte, forderte er mich sofort in der freundlichsten Weise auf, mit seiner Familie zu Abend zu essen und stellte mir ein Fremdenzimmer zur Verfügung. So kam ich seit langer Zeit einmal wieder zu einem deutschen Mahl im Kreise einer liebenswürdigen deutschen Familie und zu einem ausgezeichneten und frisch überzogenen Bett. Herr Ritter vervollständigte sein Entgegenkommen dadurch, daß er für die Zeit meiner Reise nach Porto Alegre die Fürsorge für mein Pferd übernahm.

Am folgenden Morgen brachen Candido und Franço nach der weiter unterhalb am Cahy gelegenen Stadt São João de Monte Negro auf, wo Candido vor seiner Abreise nach Porto Alegre zu tun hatte. Ich bezahlte an Franço meinen Beitrag für die Reise, der 15 Milreis betrug, und sagte den beiden Lebewohl. Candido sollte ich bald darauf in der Landeshauptstadt wiedersehen. Von Franço Mota war es wohl ein Abschied für immer. Ich trennte mich von dem wackeren Tropeiro mit dem Bewußtsein, von einem Gentleman zu scheiden.

Eine Weile später sagte ich der freundlichen Familie Ritter „Auf Wiedersehen" und begab mich an Bord des kleinen Dampfers „Caçador", der mich den Cahy-Strom hinab nach Porto Alegre tragen sollte.

Digitized by Google

Deutsche Siedelung in Rio Grande do Sul.

Bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, will ich einen kurzen Ueberblick über die Kolonisationsgeschichte des Staates Rio Grande do Sul geben.

Das Land begann etwa um die gleiche Zeit wie Santa Catharina Ziel der deutschen Auswanderung zu werden. Im Jahre 1824 begründete der Kaiser Dom Pedro I. auf den Ländereien einer kaiserlichen Domäne an den Ufern des Rio dos Sinos die deutsche Kolonie São Leopoldo. Im Jahre 1826 wurden nahe der Küste zwei weitere Kolonien, Tres Forquilhas und Torres, angelegt, die indessen nur geringe Bedeutung erlangten. Die ersten Ansiedler für São Leopoldo warb ein Major von Schäffer aus Bremen, ein übelberüchtigter Abenteurer. Unter den Einwanderern, die er für Brasilien gewann, war, wie Tschudi berichtet,*) viel verworfenes Gesindel, z. B. eine Anzahl Sträflinge eines mecklenburgischen Zuchthauses. Diese Elemente waren ein großer Nachteil für die Kolonie. Noch andere Mißstände traten hinzu; zumal die Verzögerung und die Ungenauigkeit der Landvermessungen und die Willkürherrschaft des Inspektors der Kolonie, eines sitten- und gewissenlosen Menschen mit Namen José Thomas de Lima. Wiederholt kamen Ueberfälle durch die Indianer vor; bei einem dieser Ueberfälle, der 1831 in der Picada dos Dois Irmãos stattfand, wurden elf Menschen von den Wilden erschlagen. Erst seit dem Jahre 1852 hat die Beunruhigung der Kolonie durch die Buger aufgehört.

Die fortschreitende Besiedelung brasilischen Landes mit deutschen Ackerbauern rief die Mißgunst der einheimischen Grundbesitzer

*) Reisen durch Südamerika, Bd. IV, S. 19 ff.

Digitized by Google

wach, zumal da aus ihrer Mitte Ansprüche auf einen Teil des Kolonielandes behauptet wurden. Es entstand eine mächtige Bewegung wider die Heranziehung deutscher Einwanderer. Infolge dieser Bewegung sah sich Kaiser Pedro I. im Jahre 1830 genötigt, einen Gesetzesentwurf zu sanktionieren, der jegliche Ausgabe für fremde Kolonisation untersagte.

Im Jahre 1835 kam der große Riograndenser Aufruhr, den man als den „Farappenkrieg" bezeichnet. Die deutschen Ansiedler beteiligten sich an ihm auf beiden Seiten und bekämpften einander mit großer Erbitterung. Der Kampf, der bis 1845 dauerte, brachte der Entwickelung der Kolonie schweren Schaden: zählte sie doch am Schlusse des Aufruhrs um einige Einwohner weniger als zu Beginn.

Allen diesen widrigen Umständen zum Trotz aber arbeiteten sich die tüchtigen Elemente der Kolonie empor, und São Leopoldo entwickelte sich zu einer ausgedehnten und blühenden Siedelung. Ihrem Vorort São Leopoldo wurden im Jahr 1835 die Rechte einer Villa, d. h. einer Stadt unteren Ranges, zugesprochen. Im Jahr 1864 wurde er zur Cidade, d. h. einer Stadt höheren Ranges, erhoben.

Das fremdenfeindliche Gesetz des Jahres 1830 und der Farappenkrieg hatten in der deutschen Einwanderung einen vollständigen Stillstand hervorgebracht. Doch setzte nach Beendigung der Kämpfe der Zuzug aus Deutschland wieder ein.

Man konnte sich der Einsicht des kulturellen Wertes der deutschen Kolonisation trotz aller Gegenstrebungen nicht verschließen. So faßte denn im Jahre 1848 der Provinzialrat von Rio Grande den Beschluß, auf eigene Rechnung Kolonien anzulegen. Diesem Beschluß entsprang im folgenden Jahre die Begründung der Kolonie Santa Cruz am Rio Pardinho. Ihr folgte 1857 St. Angelo und Neu-Petropolis, 1859 Mont Alverne. Alle diese Siedelungen wurden mit Deutschen besetzt.

Ende der 60er Jahre nahm die Zentralregierung von neuem die Kolonisation auf, zu der man diesmal vorwiegend Italiener heranzog. Die im Jahre 1857 von privater Seite gegründete Kolonie Santa Maria da Soledade wurde durch den Staat übernommen, ferner eine Reihe neuer Siedelungen angelegt, wie Caxias, Dona Izabel, Conde d'Eu, Silveira Martins.

Im Jahre 1889 erfolgte der Sturz des Kaisertums. Kurz vor und nach dieser Zeit ist wiederum eine Anzahl von Kolonien durch

Digitized by Google

die Riograndenſer Regierung gegründet worden, ſo Triumpho (1888), Jaguary (1889), Guarany (1890), Jiuhy (1890), Marquez do Herval (1891). In dieſen Siedelungen ſind neben Braſiliern, Italienern, Polen, Ruſſen, Schweden auch die Deutſchen in bedeutender Anzahl vertreten. Man hat hier, wie ſchon bei der Anlage der vorher genannten kaiſerlichen Kolonien, den Grundſatz verfolgt, die verſchiedenen Volksſtämme durcheinander zu ſetzen, um dadurch dem nicht-braſiliſchen Element die Beibehaltung ſeiner Eigenart zu erſchweren und ihm die allgemeine Annahme der portugieſiſchen Sprache nahe zu legen.*)

Die Daſeinsbedingungen, die Rio Grande den deutſchen Einwanderern gewährt hat und noch gewährt, ſind, ebenſo wie in Santa Catharina, günſtig. Die Mehrzahl der Koloniſten iſt daher im Lande vorwärts gekommen.

Aber die Koloniſatoren haben vieles verfehlt. Schon der Schweizer Geſandte von Tſchudi hat auf Grund ſehr eingehender Beobachtungen und Erfahrungen in ſeinem 1868 erſchienenen Werke den Leitern der braſiliſchen Regierungskolonien geradezu die Fähigkeit zum Koloniſieren abgeſprochen.**)

Ganz unerhört aber müſſen die Mißſtände in den kaiſerlichen Kolonien zweiter Periode geweſen ſein. Es war beſtimmt, daß der Einwanderer auf Regierungskoſten im Ausſchiffungshafen verpflegt und nach der Kolonie befördert werde. Daſelbſt erhielt er Beköſtigung und Unterkunft, bis ihm ſein Koloniepla̧tz mit bereits aufgehauener Roſſa und fertiger Hütte ſowie Handwerkszeug, Sämereien und ein Geldgeſchenk von 50 Milreis übergeben war. Er hatte ferner das Recht, noch drei Monate lang im Tagelohn an den Koloniestraßen, die die Regierung bauen ließ, zu arbeiten. Der Preis der Kolonien, der mit 4 $ 200 bis 16 $ 800 für den Hektar berechnet wurde, ſollte in vier jährlichen Raten zahlbar ſein, von denen die erſte zwei Jahre nach der Beſitzergreifung fällig war. Alle Auslagen der Regierung aber, mit Ausnahme des Geldgeſchenkes, das übrigens ſpäter wegfiel, mußte der Koloniſt zurückerſtatten. Dabei waren, ſo führt Ihering in ſeinem Werk

*) Vgl. Ihering: Rio Grande do Sul. Weltpoſtverlag, Gera, Reuß. S. 215 ff. Grimm: Heimatkunde des Staates Rio Grande do Sul. Verlag von Stutzer u. Hermsdorf in Santa Cruz. Königswald: Rio Grande do Sul. In Kommiſſion bei Dietrich Reimer, Berlin.

**) Reiſen durch Südamerika. Bd. IV, S. 69.

Digitized by Google

„Rio Grande do Sul",*) dessen Darstellung ich hier folge, aus, oftmals beim Eintreffen des Ansiedlers auf der Kolonie die Vorbereitungen für seine Unterbringung nicht beendet, er mußte wochen-, ja monatelang bei unzureichender Verpflegung im Unterkunftshaus bleiben und verzehrte nicht nur das Geldgeschenk, sondern verkaufte endlich aus Not auch Gerät und Sämereien, so daß er sich schließlich bei Beginn der Arbeit bereits von einer unverhältnismäßigen Schuldenlast bedrängt sah. Eine häufig wechselnde Verwaltung durch unerfahrene Ingenieure, unregelmäßiges Eintreffen der von der Regierung für den Straßenbau geschuldeten Gelder, ungenügende Absatzgelegenheit der kaiserlichen Kolonien, das alles kam hinzu, um die wahre Lage des Kolonisten zu den glänzenden Verheißungen, die ihm die Ansiedelungsbedingungen zu bieten schienen, in den grellsten Gegensatz zu bringen.

Besser als in diesen kaiserlichen Kolonien lagen die Verhältnisse in den Kolonien der Riograndenser Regierung. Aber auch dort war vieles faul. Namentlich stiftete der unerhörte Schlendrian in der Vermessung der Ländereien, der sich wie ein roter Faden durch die ganze ältere brasilische Kolonisationsgeschichte hindurchzieht, außerordentliches Unheil. Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Fall, den Gerstäcker von Santa Cruz erzählt.**) Nachdem man die neu eingetroffenen Kolonisten endlos hatte warten lassen, vermaß man schließlich, um sie los zu werden, am Rio Pardinho ein Stück Land. Der Platz lag so tief, daß seine Ueberschwemmung durch den Strom vorauszusehen war. Obgleich einsichtige Männer das dem Präsidenten vorstellten, wurden den Einwanderern jene Ländereien zugewiesen. Das zu erwartende Unheil brach herein. Der Fluß trat aus seinen Ufern und zerstörte die Ansiedelungen. Mehrere ihrer Bewohner kamen in den Fluten um. Erst jetzt wurde den Ansiedlern anderes Land zugewiesen.

Zu all dem kam für die Kolonien der kaiserlichen wie der Riograndenser Regierung der Fehler eines Systems, demzufolge man die Siedelungen häufig fern von großen Verkehrsplätzen im tiefen Urwald anlegte. Hierdurch wurden lange Zugangswege nötig, welche die Regierung nicht unterhielt und die Kolonisten nicht unterhalten konnten. Oder: selbst dann nicht hätten unterhalten

*) Bibliothek „Uebers Meer" von Richard Lesser und Richard Oberländer. Weltpost-Verlag. Gera (Reuß); 1885. Bd. 11 u. 12, S. 225.

**) Achtzehn Monate in Südamerika. Bd. 3, S. 422.

Digitized by Google

können, wenn unter ihnen der nötige Gemeinsinn vorhanden gewesen wäre, an dem es freilich oft genug fehlte.

Ueberdies entbehrten die Kolonien ordentlicher Schulen, Kirchen, Aerzte, und für den protestantischen Teil der Einwanderer trat ein weiterer schwerer Uebelstand in der Rechtlosigkeit der protestantischen Ehen hinzu.

Neben der durch die Regierungsbehörden geleiteten Kolonisation ist seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine ausgedehnte Besiedelung Riograndenser Grund und Bodens durch Privatleute vor sich gegangen. Bald in der Form systematisch verwaltender Tätigkeit, bald in Gestalt bloßen Teilverkaufs ausgedehnter Ländereien, bald in gewissen Zwischenformen sich vollziehend, dauert diese Privatkolonisation noch heutigen Tages an. Ihr entsprangen in den Jahren 1850 bis 1860 vor allem die Kolonien Mundo Novo, Teutonia und São Lourenzo. Wichtige Privatkolonien der neueren Zeit sind Neu-Württemberg und Serro Azul; das eine ist von Dr. Herrmann Meyer in Leipzig, das andere vom Riograndenser Bauernverein angelegt.

Die Hauptmasse der Riograndenser Kolonien erstreckt sich durch die terrassenförmige Gebirgsumwallung des brasilischen Hochlandes, das hier in Rio Grande seinen südlichen Abfall hat. Ein zweiter Teil, worunter vor allem São Lourenzo, liegt in der Nähe der Lagoa dos Patos, ein dritter endlich im westlichen Teil des Hochlandes, in den Urwäldern des Uruguay-Gebietes. Hier sind die Siedelungen der neueren Zeit, Neu-Württemberg, Ijuhy, Serro Azul, Guarany, zu suchen.

Die Ausbreitung der deutschen Siedelung in Rio Grande ist zum guten Teil von innen heraus erfolgt. Die alte Kolonie São Leopoldo hat den jüngeren Siedelungen einen großen Teil ihrer Bevölkerung geliefert. Nach Tschudis Angabe*) soll Ende der sechziger Jahre die Zahl der Deutschen, die sich von São Leopoldo aus über die Provinz Rio Grande verbreitet hatte, 16 000—18 000 betragen haben. Auch die Hauptstadt Porto Alegre verdankt den Hauptteil ihrer deutschen Einwohnerschaft dem Zuzug aus São Leopoldo. Ebenso wie die Kolonie am Rio dos Sinos den nach ihr entstandenen Siedelungen, so gaben diese wieder den noch jüngeren einen Teil ihres Bevölkerungszuwachses ab, und so geht es heute noch fort.

*) A. a. O., S. 34.

Digitized by Google

Die Ueberwanderung von Deutschland nach Rio Grande ist nicht mehr sehr bedeutend, die Mehrung der eingesessenen Deutschen dagegen außerordentlich stark. Wen sein Weg einmal in jene Riograndenser Bauernhäuser führt, der gewinnt ein recht anschauliches Bild von der Ausdehnungsfähigkeit des südbrasilischen Deutschtums, wenn er sieht, welche Fälle blonden Nachwuchses sich da zur Mittagsstunde Ellbogen an Ellbogen um den schwerbesetzten Tisch schart. Für das Munizip Santa Cruz beispielsweise haben statistische Erhebungen einen Familienbestand von durchschnittlich sieben Personen festgestellt, und eine Nachkommenschaft von einem Dutzend Kinder oder mehr ist in den deutschbrasilischen Bauernfamilien durchaus keine Seltenheit.

Insgesamt mag sich die deutsche Einwohnerschaft von Rio Grande auf 200 000, d. h. etwa ein Sechstel der Gesamtbevölkerung, belaufen. Die Zahl der im Lande ansässigen Italiener beträgt etwa 150 000. Auch die Italiener haben blühende Siedelungen geschaffen, doch behaupten die deutschen Kolonien hinsichtlich ihres wirtschaftlichen Wertes die herrschende Stellung. Auch der hervorragendste Teil des Großhandels und der Industrie ruht in deutschen Händen, gerade wie in Santa Catharina auch, nur daß hier in Rio Grande Handel und Industrie ungleich entwickelter sind als dort.

Digitized by Google

Porto Alegre.

Eine unerquickliche Dampferfahrt. — Aus der Wildnis in eine Großstadt versetzt. — Spaziergang durch Porto Alegre. — Deutsches Leben; Michel und Miguel.

Um neun Uhr sollte der Dampfer von São Sebastião abgehen. Eine Art Reisefieber, das mir sonst fremd ist, hatte mich getrieben, bereits um viertel nach neun Uhr an Bord zu erscheinen. Ich mußte infolgedessen noch eine kleine Stunde warten, bis endlich das in rechtschaffenen Reisebeschreibungen herkömmliche Vibrieren durch den in diesem Falle etwas hinfälligen und schlecht gewaschenen Schiffskörper ging und der „Caçador" sich cahyabwärts in Bewegung setzte. Es wurde eine ziemlich unerquickliche Fahrt. Die Landschaften der Flußufer sind zwar nicht reizlos, doch eintönig. Aufs Verdeck brannten die Sonnenstrahlen heiß hernieder, und drunten in der Kajüte räkelten sich etliche brasilische Fahrgäste, der Röcke und Stiefel ledig, auf den schäbigen Sofas. Sie gaben ihr Lager auch während der Mahlzeit nicht auf, bei deren Auftragen es der gelbbraune Stewart für angezeigt hielt, über das Servierbrett hinwegzuspucken.

Nachmittags liefen wir in den Guahyba, jenes gewaltige Flußbecken ein, das durch den Zusammenfluß des Jacuhy, des Cahy, des Rio dos Sinos und des Gravatahy entsteht. Eine Weile später tauchten aus der gelblichen Flut die weißschimmernden Häuser von Porto Alegre und der ragende, doppelgetürmte Bau der Igreja da Nossa Senhora das Dores empor. Noch war das Bild verschwommen und hinter bewaldeten Inseln halb verborgen. Jetzt aber fängt Licht und Schatten an, schärfer hervorzutreten, die Linien der staffelförmig ansteigenden Stadt beginnen sich deutlicher und breiter zu entwickeln. Die Igreja Matriz und das städtische Krankenhaus, die Santa Casa da Misericordia, grüßen von der Höhe

Digitized by Google

hernieder; darunter ragt der Turm der deutschen protestantischen Kirche mit dem spitzen roten Giebel, während weiter links die Igreja da Conceição das Hauptstück des Bildes beschließt, das in einer Reihe von Fabrikschornsteinen noch einen Ausläufer hat. Ein sanft geschwungener Hügelzug mit dem kegelförmigen Gipfel des Morro Crystal gibt dem ganzen einen überaus wirksamen Hintergrund. — Wir liefen in den von kleineren Dampfern und Seglern belebten Hafen ein, das Schiff legte an, eine Schar schwarzer und gelber Lümmel drängte an Bord und begann, sich um das Gepäck der Reisenden zu balgen, und eine Viertelstunde später saß ich auf dem Balkon des Hotel Becker und schaute vergnüglich ins Straßentreiben hinab.

Porto Alegre! Ich kam mir vor wie der Köhlerknabe im Märchen, der sich aus seiner Waldwildnis in den Prunk eines Fürstenschlosses versetzt sieht. Jene Kampmorgen, funkelnd von Tau und Sonne, jene einsamen Lagerfeuer in schweigender Nacht, das ganze ursprüngliche Leben der Campanha mit ihren dunklen Fichtenwäldern, ihren endlosen Steppen, den dünngesäten Gehöften und Hütten, in denen der brasilische Viehzüchter sein anspruchsloses Dasein lebt — das alles lag eben erst hinter mir und war doch fast wie ein Traum verschwunden. An Stelle mittelalterlicher Zustände umgab mich mit einem Male das Treiben einer modernen Weltstadt. Ein weißes, netzumhangenes Bett wartete meiner anstatt des Lagers auf der Satteldecke und eine vorzügliche deutsche Kost anstatt des unabänderlichen Menüs: schwarze Bohnen, Farin, Carne secca. Das Hotel Becker gehört einem deutschen Besitzer und hat deutschen Zuschnitt. Auch von den Gästen hörte ich kaum andere als heimatliche Laute — ich konnte mich in den freundlichen Räumen des Gasthofes beinahe in eine deutsche Mittelstadt versetzt glauben. Uebrigens gilt der Gasthof nicht als der erste der Stadt. Diesen Ruf genießt vielmehr das Hotel Brazil, das ebenfalls einen deutschen Besitzer hat. Ich hatte Gelegenheit, auch in dieses Hotel einen Blick zu tun, und habe gefunden, daß sein Vorrang nur durch die Höhe der Rechnungen gerechtfertigt sein kann, bei der sich der Gast allerdings in ganz anderm Maße als Kavalier fühlen muß als bei den weit bürgerlicheren Preisen des Hotel Becker.

Noch am Abend meines Eintreffens in Porto Alegre traf ich im Gasthof einen Bekannten, den ich ohnehin sobald als möglich aufsuchen wollte. Es war Herr Dr. Schulz, ein deutscher Arzt, der seinerzeit mit mir auf der „Corrientes" herübergekommen und mein

Digitized by Google

Kabinengenosse gewesen war. Herr Dr. Schulz hatte sich in Porto Alegre niedergelassen und, wie ich zu meiner Freude erfuhr, während der wenigen Monate seines Dortseins bereits eine schöne Praxis erworben. Die Stadt kann mit dieser Vermehrung ihrer Aerzteschaft meiner Ueberzeugung nach wohl zufrieden sein, zumal, da nach dem Urteil Sachverständiger die medizinische Wissenschaft in Brasilien ebensowenig auf der Höhe der Zeit steht wie irgendein anderer Zweig geistiger oder materieller Kultur. — An Herrn Dr. Schulz hatte ich während der Zeit meines Aufenthaltes in Porto Alegre einen liebenswürdigen Gesellschafter und Begleiter. Ich fand durch ihn auch mit der Familie des Besitzers des Hotel Becker, Herrn Nickhorn, angenehmen Verkehr.

Am folgenden Vormittag machte ich dem deutschen Generalkonsul, Herrn Feindel, dem ich durch das Auswärtige Amt empfohlen war, meinen Besuch und hatte mit ihm eine für mich sehr interessante Unterhaltung über die Verhältnisse des Landes. Herr Generalkonsul Feindel hatte später auch die Güte, die Weiterbeförderung meines Gepäcks zu vermitteln. —

Nunmehr, verehrter Leser, möchte ich Sie bitten, mich auf einem Spaziergang durch die Stadt Porto Alegre zu begleiten. Unbesorgt! Es soll keine „Besichtigung" werden. Ich werde Sie nicht durch sämtliche Hauptstraßen, zu sämtlichen Plätzen und Anlagen, Denkmälern, Brunnen und öffentlichen Gebäuden, auf jeglichen höheren Kirchturm oder sonstigen Aussichtspunkt schleppen. Ich selbst bin viel zu sehr Genußmensch, um mir von „Sehenswürdigkeiten" meinen Stundenplan vorschreiben zu lassen. Ich „besichtige" grundsätzlich keine Stadt, ich pflege mich nur darin umherzutreiben und glaube dabei zum mindesten ebensogut auf meine Rechnung zu kommen, wie jene Vergnügungsreisenden, die in München binnen dreier Tage sämtliche Gemäldesammlungen und Bierkeller ablaufen, und hinterher wohl gar die Stirn besitzen, von den Herrlichkeiten der alten Pinakothek zu schwärmen oder Freunden und Anverwandten zu berichten, sie hätten sich im Hofbräuhaus köstlich amüsiert. —

Wir treten aus dem Hotel Becker hinaus auf die Rua dos Voluntarios da Patria. Das erste, was uns an dem Straßenbilde auffällt, sind die eigentümlichen Lastfuhrwerke, plumpe zweiräderige Karren, die meist ein hohes Planzelt überdacht. Sie sind stets mit einer Schere versehen, auch dann, wenn sie mehrspännig gefahren werden; in diesem Falle geht ein Tier innerhalb der Stangen und

Digitized by Google

auf einer oder auf beiden Seiten ein weiteres. Einen dieser Karren sehen wir eben quer über dem Gleise der Straßenbahn stehen. Der mit zwei Maultieren bespannte Bond kommt heran, er muß halten und der Führer ruft den schwarzen Karrenlenker an. Der war gerade darein vertieft, sich aus Fum und Maisblatt eine Zigarette zu drehen. Jetzt steckt er sie erst gemächlich an, klettert bedächtig von dem Gefährt herunter und führt es umständlich aus dem Wege, während der Bondführer schweigend und geduldig wartet. Das ist ein Zug echt brasilischen Lebens. Von dem Hasten unserer Großstädte ist in Porto Alegre nichts zu verspüren. Dem nervösen angelsächsischen »Time is money« steht das Losungswort »paciencia« als gerades brasilisches Widerspiel gegenüber.

In diesem Zuge liegt eine unverkennbare Verwandtschaft des brasilischen Lebens mit dem des europäischen Südens. Und doch, welcher Unterschied zwischen dem Treiben von Porto Alegre und den Straßenbildern einer spanischen oder portugiesischen Hafenstadt! Zu dem graziösen Behagen, das über jenen ausgegossen liegt, fehlt hier zum mindesten die Grazie. Die Senhoras in der bunten, malerischen Tracht, die dort dem Bilde das eigenartig-reizvolle Gepräge geben, sind verschwunden, und scheckig gekleidete Negerinnen und Halbnegerinnen vermögen sie nicht zu ersetzen. Eben treffen wir ein paar der schwarzen Schönheiten an. Sie tragen keine Kopfbedeckung, das dichte Kraushaar ist durch den Kamm in zwei Teile geteilt. Eine Frisur, die immerhin einen glücklichen weiblichen Instinkt verrät; denn der scharfe Scheitel ist das einzige, was die Plumpheit der grob geschnittenen Gesichter etwas zu mildern vermag. Andere tragen den Scheitel quer über den Kopf, und wieder andere vereinigen beide Formen der Haartracht zu einer höchst merkwürdigen Kreuzfrisur. Die alten Negerinnen aber — oder wenigstens die, welche aus ihren Jahren kein Hehl mehr machen —, ersparen sich viele Mühe, indem sie einfach ein Tuch turbanartig um den Kopf schlingen.

Jetzt treten wir um die Ecke der Rua das Andradas. Ein paar Soldaten in schmucker Uniform, aber ohne Seitengewehr, begegnen uns; sie grüßen eben recht zuvorkommend zu einem Vorgesetzten hinüber. Die Rua das Andradas ist die Hauptverkehrsstraße von Porto Alegre und von einem bunten Leben durchströmt. Neger und Negermischlinge aller Abstufungen, Lusobrasilier, Italiener und Deutsche fluten hier durcheinander. Hier und da begegnen wir auch orientalischen Gesichtszügen. Denn Porto Alegre

Digitized by Google

Porto Alegre.

Digitized by Google

besitzt eine ziemliche Anzahl syrischer Krämer, die sogar eine besondere, in arabischer Sprache geschriebene Zeitung ihr eigen nennen.

Porto Alegre ist eine schöne Stadt, keine Frage. Seine Straßen sind gerade und sauber, die Häuser von gefälliger Bauart, deren Merkmale das niedrige Dach mit stumpfwinkeligem Giebel und der auf dem obersten Stockwerk aufgesetzte Balkon bilden. An den Kaufläden fällt wie in allen brasilischen Städten die Mannigfaltigkeit der Warenbestände auf. Häufig findet sich die Aufschrift »miudezas«, d. h. Kleinigkeiten, welcher Begriff ein kunterbuntes Durcheinander kleiner Gegenstände, Taschenmesser, Wandkalender, Federhalter so gut wie Nippfiguren und Schlapp-Pantoffeln umfaßt.

Gebäude von besonderer Stattlichkeit besitzt Porto Alegre nicht viele. Am meisten fielen mir die Camara Municipal an der Praça Marechal Deodoro, die Markthalle, das Gesellschaftshaus des deutschen Klubs Germania und die Doreskirche auf. Letztere, die schon bei der Fahrt auf dem Guahyba von fernher als Wahrzeichen der Stadt herübergegrüßt hatte, besitzt einen gewaltigen Vorderbau von ganz eigenartigem, doch recht geschmackvollem Stil. Als Ganzes betrachtet aber ist das Bauwerk eine Art architektonischen Schwindels. Tritt man um die Ecke der Fassade herum, so sieht man einen Rückbau, der mit seinen kahlen Mauern und einer Flucht breiter, niedriger Fenster eher einem Fabrikgebäude als einem Kirchenschiff gleicht.

Auch an Werken der Bildhauerkunst ist Porto Alegre nicht reich, und irgend etwas Hervorragendes dieser Art besitzt die Stadt überhaupt nicht. Am ansehnlichsten ist noch ein Monumentalbrunnen auf der Praça Marechal Deodoro mit vier allegorischen Figuren, welche die Flüsse darstellen, die sich bei Porto Alegre zum Guahyba-Strom vereinigen. Sie schauen etwas befremdet drein, diese Flußgötter. Doch ist das namentlich den beiden weiblichen Gestalten nicht zu verdenken. Sieht man ihrem Körperbau doch an, daß sie im täglichen Leben, ebenso wie andere brasilische Damen auch, ein enges Korsett zu tragen pflegen. Die leichte Gewandung, in der sie sich hier dem Publikum zeigen müssen, mag ihnen darum ungewohnt und einigermaßen peinlich sein.

Porto Alegre besitzt mehrere Hochschulen: eine Kriegsschule, eine juristische und eine medizinische Fakultät. Die letztere schien sich zur Zeit in nicht ganz günstigen Vermögensverhältnissen zu befinden. Wenigstens hatte sie einen Aufruf an die öffentliche Wohltätigkeit für zweckmäßig gehalten. In chevalereske Form natür-

Digitized by Google

lich. Man hatte einen Bazar, eine sogenannte „Kermesse", veranstaltet, in der Damen der ersten Gesellschaft als Verkäuferinnen auftraten und dem Besucher beträchtliche Summen abzunehmen wußten. Tout comme chez nous, nur daß die schönen Hände hier statt blanken Goldes oder Silbers schmutzige, zerlumpte Papierlappen anfassen müssen. Mir war die Veranstaltung eine willkommene Gelegenheit, das vornehme Leben der Stadt kennen zu lernen. Der Stadtgarten, in dem die Kermesse während einer Reihe von Abenden stattfand, bot mit Lampions, Girlanden, Fahnen und bunten Verkaufszelten einen glänzenden Anblick. Das Ganze hatte ein etwas karnevalistisches Aussehen, das durch Konfetti und Papierschlangen vervollständigt wurde. Ein elegantes Durcheinander bewegte sich auf den Kieswegen des Parkes. Schmucke Uniformen zwischen dunklen Röcken neuesten Pariser Schnittes, dazu ein Flor von Damen, der, wandelnden Bildern einer französischen Modezeitung vergleichbar, einen höchst „schiken" Anblick bot — wenigstens nach gültiger Anschauung, die den Wespenleib noch immer zu den Merkmalen ihres Schönheitsideales zählt.

Schon nach dem ersten Betreten brasilischen Bodens — in Maceió — hatte ich in mein Tagebuch geschrieben: „Einem hübschen Frauenzimmer bin ich überhaupt nicht begegnet, kaum diesem oder jenem halbwegs passablen Mädchen." Auch in Porto Alegre habe ich den Eindruck gewonnen, daß Schönheit unter den Brasilierinnen ein noch viel weißerer Rabe ist als bei uns. Doch das sind Geschmacksachen. Ich will darum mit keinem Landsmann rechten, der in den Töchtern Brasiliens einen Ausbund weiblicher Schönheit und — nach gut deutscher Art — einen willkommenen Gegenstand abfälliger Vergleiche mit der alten Heimat erblickt. — Ein Feuerwerk bildete den Abschluß des Abend. Selbstverständlich; denn die Rakete muß in Brasilien jedes Fest verschönern, mag es sich nun um einen politischen Gedenktag, den Empfang einer hervorragenden Persönlichkeit, eine kirchliche oder beliebige andere Feier handeln. —

Porto Alegre hat eine verhältnismäßig vorgeschrittene Industrie. Gegenstände der Fabrikation sind Schiffe, Maschinen, Drahtstifte, Möbel, Glaswaren, Seife, Tuchstoffe und Hüte. Durch hohe Schutzzölle begünstigt, wirft die Porto Alegrenser Industrie gute Erträge ab und verspricht eine immer weitergehende Entwicklung.

Vor allem aber liegt die kommerzielle Bedeutung der Riograndenser Hauptstadt in ihrem Durchgangshandel. Porto Alegre

Digitized by Google

bildet den Treffpunkt der wichtigsten Verkehrswege zwischen dem Binnenlande von Rio Grande und der Küste. In geringer Entfernung von der Stadt vereinigen sich der Jacuhy, der Cahy, der Rio dos Sinos und der Gravatahy zu dem breiten Stromlauf des Guahyba, der auch als Lagôa de Viamão bezeichnet wird. Alle diese Flüsse werden durch Dampfschiffe befahren, die Porto Alegre mit Cachoeira, São Sebastião, Estrella, Taquara do Mundo Novo und Barra (am Guahyba) verbinden. Von der Station Margem am Jacuhy ab schließt sich an den Dampferweg eine Eisenbahnlinie, die zur Westgrenze des Staates führt. Ein weiterer Schienenstrang schließt São Leopoldo und Taquara an die Hauptstadt an. Mit der Küste ist diese verbunden durch die Schiffahrt auf der Lagôa dos Patos, einem ungeheuren Binnensee, der etwa 40 Kilometer südlich der Stadt den Guahyba aufnimmt und seinerseits bei dem Seehafen Rio Grande do Sul in den Atlantischen Ozean ausströmt. Der Einfluß dieser außergewöhnlich günstigen Lage hat Porto Alegre zur ersten Handelsstadt von Südbrasilien werden lassen. Ihr schickt die Campanha die Ausbeute der gewaltigen Viehherden, die jenes Grasland durchschweifen: getrocknetes Fleisch, Häute, Fett, Talg, Zungen, Hörner, Knochenasche; die Kolonien senden den reichen Ueberschuß ihres landwirtschaftlichen Ertrages: Berge goldroter Orangen schimmern in langen Kähnen am Staden des Hafens, in seinem Schuppen stauen sich Tausende und Tausende von Säcken mit Bohnen, Farinha, Kartoffeln. Daneben sehen wir ein buntfarbiges Volk von Lastträgern Kisten und Ballen mit den Stempeln deutscher, englischer, nordamerikanischer Firmen löschen und verladen.

Was Porto Alegre heute ist, das verdankt es seinem Handel. Was wiederum diesen Handel zu seiner heutigen Bedeutung entwickelt hat, ist zum besten Teile deutsche Arbeit. Ebenso wie in der Industrie von Porto Alegre, so stehen auch in seinem Großhandel deutsche Namen in der ersten Reihe. Ich will nur die großen Einfuhrhäuser von Preiß, Wiedemann & Cie. und von Bromberg & Cie. nennen, sowie die bedeutende Firma Fraeb, Nickele & Cie., die neben einer ausgedehnten Einfuhr, namentlich an Tuchwaren, eine umfangreiche Ausfuhr von Erzeugnissen des Landes betreibt.

Im ganzen macht die deutsche Bevölkerung von Porto Alegre etwa ein Viertel der Gesamteinwohnerschaft aus; sie besteht aus ungefähr 25 000 Köpfen, worunter allerdings nur etwa 600 Angehörige des Deutschen Reiches. Die Deutschen Porto Alegres

Digitized by Google

gehören, soweit sie nicht zu den Kreisen der Industrie und des Großhandels zählen, der Hauptsache nach dem guten Mittelstande an — im Gegensatz zu den ebenfalls sehr zahlreich vorhandenen Italienern, unter denen vorwiegend die arbeitende Klasse vertreten ist. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn sich inmitten der Hauptstadt von Rio Grande do Sul ein vielseitiges deutsches Leben entwickelt hat. Es bestehen nicht weniger als vier Schulen, die ihren Unterricht in deutscher Sprache erteilen. Die deutsche protestantische Gemeinde besitzt eine eigene Kirche; auch katholischer Gottesdienst findet in deutscher Sprache statt. Ferner erscheinen drei große deutsche Blätter: die „Deutsche Zeitung", „Koseritz' deutsche Zeitung" und das „Deutsche Volksblatt", letzteres von ultramontaner Richtung. Daß sich diese Zeitungen nicht stets im Einklang miteinander und mit der übrigen deutschen Presse von Rio Grande befinden, versteht sich von selbst. Doch ist anzuerkennen, daß ihre Fehde-Artikel niemals jenen plump-gehässigen Ton annehmen, den etliche Santa Catharinenser deutsche Blätter so meisterlich beherrschen. Allen dreien aber muß das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie durch ausgiebige Nachrichten über Vorgänge und Verhältnisse im Reich dazu beitragen, das Interesse für das Mutterland und das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Stamme in ihrem Leserkreise wachzuhalten.

Daß unter den Deutschen von Porto Alegre das übliche „rege Vereinsleben" nicht fehlt, bedarf bei dem deutschen Vereinstrieb keiner besonderen Versicherung. Im ganzen sind, wenn ich nicht irre, volle 36 Körperschaften gemeinnütziger, geselliger oder sportlicher Natur vorhanden. Große Verdienste hat sich ein im Jahre 1858 gegründeter „Deutscher Hilfsverein" erworben, der die Unterstützung in Not geratener Deutscher zur Aufgabe hat. Unter den geselligen Vereinigungen ist der hervorragendste der Klub „Germania", der eine große Anzahl der ersten deutschen Familien vereinigt. Er besitzt ein überaus stattliches eigenes Haus, um das ihn die Kasinogesellschaft mancher deutschen Mittelstadt beneiden könnte. Im Eingangsflur prangt ein Gipsnachguß der Germania des Niederwalddenkmals, und den prachtvollen Hauptsaal ziert eine Büste des Deutschen Kaisers.

Um aber die äußeren Angaben über das Deutschtum von Porto Alegre zu vervollständigen, muß ich vor allen Dingen ein Brustbild Bismarcks erwähnen, das in der Oeffentlichkeit, im Garten des deutschen Schützenhauses, aufgestellt ist. Ein erhebendes Ge-

Digitized by Google

fühl, hier über dem Weltmeer dem eisernen Kanzler ins Gesicht zu blicken und dabei der fernen Heimat zu gedenken und ihrer großen Tage!

So sehen wir denn im fernen Süden Amerikas ein Stück Deutschtum gar kraftvoll und herrlich gedeihen, einer knorrigen Eiche unter Palmen vergleichbar; ein starkes, tüchtiges Volkstum, deutsch bis ins Mark, seinem Vaterland Brasilien aber ergeben in deutscher Treue . . . In dieser Weise etwa würde ich meine Betrachtung einleiten, wenn ich es — manchen Schönrednern gleich — aus irgendwelchem Grunde für angezeigt hielte, meinen Leserkreis mittels blauen Dunstes in eine behaglich-patriotische Feststimmung zu versetzen. Will ich die Dinge aber schildern, wie sie sind, so muß ich mir dieses Vergnügen versagen.

Es ist eine unerfreuliche, aber leider auch unleugbare Tatsache, daß in Porto Alegre der deutsche Michel eine ganz bedenkliche Neigung zeigt, sich zum Miguel umzugestalten. Fällt es einem Engländer, der in Deutschland oder Frankreich seinen Wohnsitz nimmt, ein, seinen Vornamen John oder William in Johann oder Jean, Wilhelm oder Guillaume umzuändern? Er denkt nicht daran. Der Deutsche aber hat sich kaum auf brasilischem Boden niedergelassen, da ist auch schon aus dem Karl ein Carlos, aus dem Fritz ein Frederico geworden. Die Sache ist ja an sich nur eine Aeußerlichkeit. Doch ist sie überaus bezeichnend für den Hang des Deutschen, seine Eigenart aufzugeben. Natürlich will ich nicht sagen, daß unser Volk des nationalen Sinnes ganz und gar entbehre. Aber Bismarcks Wort, dem deutschen Blute fehle eine halbe Flasche Sekt, läßt sich auch auf unser Nationalbewußtsein anwenden. Es ist ein wenig schläfrig und will geweckt sein. Ja, im Festesjubel, beim Becherklang, da wacht es auf, da erinnert sich der Deutsche im fernen Lande der Zugehörigkeit zum teutonischen Stamme, da preist er in begeisterten Reden die alte Heimat, da klingt er an aufs Band der deutschen Treue, das ihn mit ihr verbinde. Am andern Morgen aber hängt sich Michel als Alltagsgewand wieder sein brasilisches Mäntelchen um. Er bietet seinem deutschen Nachbar keinen guten Tag, sondern einen bom dia und fängt mit ihm ein Gespräch an, das eine verzweifelte Aehnlichkeit hat mit den elsässer-französischen Diskursen, die die „Jugend" bisweilen bringt. Ja, noch eigentümlichere Blüten zeitigt dieses Brasilierdeutsch. „Die ‚Italia' ist der primeerste Vapor auf der ganzen Rio," hörte ich einmal jemand sagen, der dem Gedanken Ausdruck geben wollte,

Digitized by Google

die „Italia" sei der erste Dampfer auf dem Fluß. Derartigen sprachlichen Unarten ist am Ende keine allzu große Bedeutung beizumessen; sie sind in einem Kreise, der tagtäglich in zwei Zungen redet, zum mindesten erklärlich. Von weit höherer Bedeutung aber ist es, daß die portugiesische Sprache reiner Gestalt mehr und mehr in den Umgang der Deutschbrasilier untereinander eindringt. Das heranwachsende Geschlecht, das von früher Jugend an von einem Teil der Spielgenossen nur portugiesische Laute hört und zu deren Bevorzugung schon deswegen neigt, weil sie der Zunge bequemer sind, hat natürlich erst recht den Hang, die fremde Sprache ins häusliche Leben hineinzutragen. Und da diesem Hang von seiten der Eltern meist kein oder nur schwacher Widerstand entgegengesetzt wird, so ergibt sich eine fortschreitende Verbrasilierung ursprünglich deutscher Kreise. Ist es doch Tatsache, daß es in Porto Alegre inmitten vieler Tausender von Stammesgenossen eine Menge Leute deutscher Abkunft und deutschen Stammes gibt, die die deutsche Sprache nicht sprechen können — oder wollen.

„Ja, die wollen sich großtun," sagte ein gut deutsch gesonnener Bauersmann in der alten Kolonie São Leopoldo, mit dem ich über dieses Hinneigen der städtischen Deutschen zum Brasiliertum sprach. Ich glaube, besser läßt sich der Kern der Sache gar nicht kennzeichnen. Ihre Grundlage hat jene betrübende Erscheinung in einem traurigen Mangel an nationalem Stolz und dem unseligen Hang des Deutschen, alles Fremde höher zu stellen als die eigene Art. Hören wir doch nur einmal auf einem deutschen Tennisplatz zu, wie sich unsere Damen und Herren die — ach, oft so störrischen — Zungen an den tückischen Hindernissen angelsächsischer Laute zu brechen riskieren, obgleich ihnen für sämtliche Ausdrücke ein einwandfreier deutscher Ersatz zu Gebote steht. Eine winzige Kleinigkeit. Gewiß, aber es liegt ein tiefer Sinn in ihr für den, der alles sich zum Ganzen weben sieht. Denn sie offenbart den nämlichen Zug deutschen Wesens, der ehemals das Hofleben unserer Duodezfürsten zu einem geschmacklosen Abklatsch der Herrlichkeit Ludwigs XIV., Deutschlands vornehme Gesellschaft zu einer lächerlichen Nachahmerin französischer Allüren werden ließ; der heute noch den größten Teil unserer Frauenwelt allen vernünftigen Bestrebungen zum Trotz zur gedankenlosen Anbeterin Pariser Modetorheiten macht und in Porto Alegre die Erscheinungen eines João Müller, Henrique Schulze, Felippe Schmidt zeitigt.

Digitized by Google

Auch draußen in der Kolonie begegnet man gelegentlich dem Hang, mit brasilischem Wesen schön zu tun. Dort aber reden jene dürftigen Hütten der „Caboclos" inmitten schmucker deutscher Wohnhäuser denn doch eine zu beredte Sprache. Dort gewahrt der Bauersmann an den Erfolgen des eigenen Schaffens gar zu handgreiflich die Ueberlegenheit der deutschen Arbeit, um den Brasilier in Wahrheit höher zu achten als sich selbst. Hier in Porto Alegre liegt die Sache anders. Da sieht der Deutsche den Landeseinheimischen in hoher Lebensstellung, im feinen modischen Gewand. Hier verbirgt sich der kulturelle Minderwert hinter urbanen Umgangsformen und schönen Reden. Daß die einen wie die andern nicht ganz farbecht sind, das freilich entgeht dem etwas kurzsichtigen deutschen Auge.

Großtun will sich der deutsche Michel, und darum hört er auf, Deutscher zu sein. Worin ist der Grund dieses würdelosen Zuges deutscher Art zu suchen? Liegt es von Urbeginn im Wesen unseres Volkes? Der Hinblick auf den angelsächsischen Vetter scheint das Gegenteil zu lehren. Und versichern uns doch auch die Geschichtsschreiber, daß die Deutschen des Mittelalters ein hoffärtiges, selbstbewußtes Volk gewesen seien. Wie das Wesen eines Menschen durch seine Schicksale beeinflußt und gebildet wird, so der Charakter eines Volkes durch seine Geschichte. Die unserige hat uns ein trauriges Erbteil hinterlassen. Jahrhunderte unsäglicher Erniedrigung, die dem einzelnen jeden Gegenstand nationaler Begeisterung versagte, klägliche Zersplitterung des Landes, Demütigungen durch fremde Mächte; dazu das unerläßliche äußere Elend, das die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges über die Bevölkerung brachten, das wirkte zusammen, den Stolz des Volkes zu brechen, das ehedem die abendländische Welt zu Füßen seiner Krone sah.

Unser nationales Geschick hat eine gewaltige Wendung erfahren. Noch aber vermochte ihr Eindruck nicht die Wunden zu heilen, die vergangene Zeiten dem Geiste unseres Volkes geschlagen. Ob er dem ererbten Fluche und modernen kosmopolitischen Bestrebungen zum Trotz eine Wiedergeburt erleben wird, das liegt in der Zukunft. Wir stehen im Zeichen steigender Sterne. Mögen sie uns auch die Zuversicht schenken, es werde dereinst der deutsche Volksstolz in alter Herrlichkeit erstrahlen und ein geistiges Band weben, soweit die deutsche Zunge klingt.

Zurück zur Gegenwart. Das in Porto Alegre und den sonstigen brasilischen Handelsstädten eingesessene Deutschtum hat eine ständige Fühlung mit Stammesgenossen, die aus der Heimat aus-

Digitized by Google

wandern, um in der neuen Welt eine Lebensstellung zu begründen. Diese Leute kennen sich natürlich anfangs in den ungewohnten Verhältnissen nicht aus und fangen vieles am verkehrten Ende an. Der Alteingesessene sieht die Mißerfolge, kennt ihre Gründe, weiß dem Einwanderer zu raten oder sich zum mindesten über ihn lustig zu machen. In solchem Sinne ist er jenem also entschieden überlegen. Dieser Umstand scheint vielen der Leute arg zu Kopfe gestiegen zu sein. Als Folge hat sich eine ganz augenfällige Erscheinung ergeben, deren Wahrnahme mir von vielen Seiten bestätigt worden ist und die dem gebildeten Deutschen gewaltig auf die Nerven fällt. Ich meine die unleidliche Besserwisserei, die viele Deutschbrasilier gegenüber dem „Deutschländer", d. h. dem Ankömmling aus Deutschland an den Tag legen. Diese Besserwisserei ist um so verbreiteter, als die Bildung der im Lande geborenen Deutschen infolge des Fehlens höherer deutscher Unterrichtsanstalten durchschnittlich auf niedrigerer Stufe steht als die der entsprechenden Lebenskreise bei uns zu Hause. Ist doch die Gefahr der Selbstüberschätzung um so größer, je geringer die Entwickelung des Erkenntnisvermögens ist. Kenner der Verhältnisse gibt es unter den Deutschbrasiliern wie Sand am Meere. Man mag mit solchen Leuten sprechen, worüber man will, stets ist der andere besser unterrichtet. Denn er ist Kenner der jeweils einschlägigen Verhältnisse. Fragt man aber drei verschiedene Kenner der Verhältnisse nach irgend einem und demselben Gegenstand, so geben sie mit größter Wahrscheinlichkeit drei verschiedene Antworten, von denen wiederum mit größter Wahrscheinlichkeit keine richtig ist. Denn in Wirklichkeit ist es geradezu erstaunlich, wie wenig unterrichtet außerordentlich viele Deutschbrasilier über alles sind, was aus ihrem nächsten Berufs- und Lebenskreise hinausfällt. Wurde mir doch z. B. in Santa Catharina sogar von einem gebildeten deutschen Herrn versichert, um zu Lande nach dem Staat Rio Grande zu kommen, müsse ich schon eine Expedition ausrüsten; und das, obgleich in der guten Jahreszeit tagtäglich Tropas herüber und hinüber gehen. Dabei erstreckt sich das angemaßte Wissen des deutschbrasilischen Besserwissers nicht nur auf seine nächste und die weitere Umgebung und ganz Brasilien, sondern überhaupt auf sämtliche Gebiete des Lebens. Er scheint überzeugt zu sein, die brasilische Luft sei dem Gedeihen menschlicher Weisheit ungleich förderlicher als die des alten Europa. Ihm sind die Mängel der russischen Heeresverfassung so klar wie die der englischen Zollpolitik, und

Digitized by Google

Straßenbild aus Porto Alegre.

Digitized by Google

machte ihn das Schicksal unversehens zum Beherrscher der Türkei, seinen Reden nach müßte das Ottomanische Reich einer ungeahnt glänzenden Zukunft entgegengehen. Für Deutschland, die alte Stammesheimat, hat der Mann ein schmeichelhaftes Interesse übrig behalten. Doch finden ihre Zustände nur in geringem Maße seinen Beifall. Man könnte, wenn man seine Ausführungen hört, bisweilen baß darüber erstaunen, wie viel einem selbst von den Uebelständen der eigenen Heimat entgangen ist und wie sehr Sachkenntnis das Urteil trübt.

Bitte, verehrter Leser aus Porto Alegre, werfen Sie das Buch nicht mit einem portugiesischen Fluch in die Ecke, zumal da es möglicherweise nicht ihr Eigentum ist. Sie haben keine Veranlassung dazu. Es geht wohl aus meiner Darstellung hervor und ich betone, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, noch einmal, daß ich die Besserwisserei nicht schlechthin als einen Charakterzug des Deutsch-brasiliers hinstelle. Ich sage nur, daß der Typus des Neunmalgescheiten unter der deutschen Bevölkerung brasilischer Städte eine häufige, sogar sehr häufige Erscheinung ist. Die Tatsache ist nur menschlich; ich glaube, ihren Grund dargelegt zu haben.

Auch das, was ich über das Schöntun mit brasilischem Wesen gesagt habe, gilt natürlich nicht für jeden einzelnen unter den Deutschen Porto Alegres. Es besteht in der Stadt sogar ein nicht zu kleiner Kreis von Leuten, die ihre geistige Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke in der würdevollsten und selbstbewußtesten Art hochhalten, selbst wenn etwa der eine oder andere dem allgemeinen Brauche das Zugeständnis macht, sich mit Vornamen João oder Gustavo zu nennen. Die Gesinnung dieses Kreises findet seit langer Zeit eine nachdrückliche öffentliche Kundgabe in „Koseritz' deutscher Zeitung". Ihre mit der Ueberschrift „Vom Turm" gezeichneten Artikel sind geradezu berühmt geworden. Sie zeichnen sich gleichermaßen durch gewandte Schreibart wie durch freimütige Stellungnahme gegenüber dem deutschfeindlichen Brasiliertum aus. Gründer der Zeitung, der schon Tschudi in der ersten Zeit ihres Erscheinens seinen Beifall ausgesprochen hat,*) ist ein Herr C. v. Koseritz gewesen. Er war mit den Truppen ins Land gekommen, die vormals dem schleswig-holsteinischen Heere von 1848 angehört hatten und dann zur Unterstützung der brasilischen Streitmacht gegen den argentinischen Diktator Rosas geworben worden waren. Diese Truppen nahmen an Rosas' Besiegung einen hervorragenden An-

*) A. a. O., S. 12.

Digitized by Google

teil. In der Entscheidungsschlacht bei Monte de Caseros im Jahre 1852 hat ein Angriff der schleswig-holsteinischen Reiter dem gerühmten Gaucho die Ueberlegenheit der deutschen Waffen bewiesen und dem Kampf den Ausschlag gegeben. Nach Beendigung des Krieges ließ sich ein großer Teil der Schleswig-Holsteiner in Rio Grande nieder. Von den Offizieren haben viele — wie eben Herr von Koseritz — angesehene Stellungen erworben. Diese „Brummer", wie man die alten Soldaten nannte, haben etwas von den Ueberlieferungen deutscher Freiheitskämpfe mit ins Land gebracht und auf ihre Umgebung in solchem Sinne anregend gewirkt. Als lebendige Wirksamkeit ihres Geistes erscheinen heute noch die Bestrebungen der von Koseritz gegründeten Zeitung. —

Wie schon erwähnt, hatte ich bereits am Tage meiner Ankunft in Porto Alegre einen Bekannten getroffen. Andere Bekannte — ebenfalls von dem Hamburger Dampfer her — suchte ich am nächsten Sonntag auf, nämlich Herrn und Frau Bartenstein, die sich seit einiger Zeit auf einer Besitzung in der Nähe der Stadt niedergelassen hatten. In Begleitung eines in Porto Alegre ansässigen Herrn, den ich im Hotel Becker kennen gelernt hatte, machte ich mich frühmorgens auf. Unser Weg führte durch einen Stadtteil, der aus Villen und kleinen Gartengütern, sogenannten „Chacaras", besteht. Anmutige Häuser, Beete und Hecken von Rosen und Jasmin, ragende, schlanke Zypressen geben dieser Vorstadt ein überaus malerisches Aussehen. Das von Herrn Bartenstein vorläufig pachtweise übernommene Gut liegt unweit der Ortschaft Tristeza am Guahyba. Den Boden erklärte Herr Bartenstein nicht für sehr fruchtbar; er hat sich daher vorwiegend auf Schweine- und Geflügelzucht verlegt, für deren Produkte er bei der Nähe von Porto Alegre äußerst lohnenden Absatz hat. Das Wohnhaus war in vorzüglichem Zustand, in den es nicht ohne schwere Mühe gebracht worden war, wie mir die Besitzer versicherten und wie ich in Anbetracht brasilischer Zustände gerne glaube. — Wir verweilten mehrere Stunden bei der liebenswürdigen Familie und trafen nachmittags wieder in der Stadt ein.

Ich besuchte in Porto Alegre auch den damaligen Generalbevollmächtigten des Dr. Herrmann Meyerschen Kolonisationsunternehmens, Herrn Dr. Horst Hoffmann. Ihm verdanke ich eine Reihe außerordentlich genauer örtlicher und sonstiger Angaben über die nächste Wegestrecke meiner Reise, mit deren Hilfe ich meinen weiteren Plan feststellte und ausführte.

Digitized by Google

Ausflug in die Kolonie São Leopoldo.

Rückkehr nach São Sebastião. — Nach São Leopoldo. — Die Stadt São Leopoldo einst und jetzt. — Die Jesuiten in Rio Grande. — Nach Neu-Hamburg und ins Gebiet der bäuerlichen Siedelungen von São Leopoldo. — Die deutsche Sprache in Rio Grande. — Nach der Schwabenschneiz, der Baumschneiz und dem Teewald. — Nachtrast in der Vende; der Chimarão. — Am Teewald-Wasserfall. — Rückkehr nach der Baumschneiz; germanisierte Neger. — Heimische und fremde Gebräuche; der „Musterreiter". — Zum Wasserfall des Rio Feitoria und zurück nach Neu-Hamburg.

In der Frühe des 14. Oktober bestieg ich in Porto Alegre den Dampfer, um nach São Sebastião zurückzukehren. Bei strömendem Regen traf ich abends dort ein. Ich übernachtete wieder in dem Hause des Herrn Ritter, den ich leider krank antraf.

Meine weitere Reise sollte mich westwärts nach Santa Maria und von dort nach Cruz Alta und Neu-Württemberg führen. Zuvor jedoch wollte ich die älteste der deutschen Siedelungen, São Leopoldo, aufsuchen.

Gegen Mittag des folgenden Tages brach ich auf. Um mein Pferd wieder langsam an die Anstrengungen der Reise zu gewöhnen, ritt ich an diesem Tage nur etwa drei Stunden und übernachtete in der Vende der Witwe Jung, wo ich für mäßige Kost und Unterkunft schweres Geld bezahlte. Am nächsten Vormittag brachte mich ein zweistündiger Ritt teils durch Kolonieland, teils über Kamp nach der Stadt São Leopoldo am Rio dos Sinos. Der Ort bietet, von der mächtigen eisernen Brücke gesehen, welche die Ufer des Flusses verbindet, einen recht stattlichen Anblick. Er verdankt ihn den mächtigen Gebäulichkeiten des Jesuitenkollegs São José, an das sich das Franziskanerinnenkolleg da Conceição und die katholische Kirche anschließt.

Ich ritt in das Städtchen ein. „Wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich in Brasilien wäre, an der Stadt selber hätte ich es wahrlich

Digitized by Google

nicht gemerkt." So hat Gerstäcker vor vierzig und einigen Jahren über São Leopoldo geschrieben.*) Und heute? Der Eindruck, den ich von dem Ort empfangen habe, ließe sich mit ähnlichen Worten ungefähr in entgegengesetzten Sinne aussprechen. Ich war über den undeutschen Anstrich des ursprünglich deutschen São Leopoldo geradezu betroffen. Ringsumher portugiesische Ladenschilder, portugiesische Laute! Namentlich unter dem gegenwärtig heranwachsenden Geschlecht macht sich der Rückgang des Deutschtums in ganz außerordentlichem Maße geltend. Die Hinneigung der deutschen Jugend zum Brasiliertum scheint aber eine allen größeren Städten Brasiliens gemeinsame Erscheinung zu sein. Sie ist mir wie in Porto Alegre und São Leopoldo so auch anderwärts entgegengetreten; am ausgeprägtesten in Santa Maria. Der ganze Charakter des heranwachsenden Geschlechtes wird von der Veränderung ergriffen. Selbst jene eigentümliche Frühreife, die einen so wenig ansprechenden Zug brasilischer Art bildet, macht sich bei den Kindern deutscher Eltern geltend und wird zweifellos nicht allein durch die in diesen Breiten schneller vorwärts gehende körperliche Entwickelung erklärt.

Ich machte in São Leopoldo eine lange Mittagsrast und benutzte die Gelegenheit, mir das Innere des Jesuitenkollegs zeigen zu lassen, wozu sich die Patres auf meine Bitte in liebenswürdiger Weise bereit fanden. Die Einrichtung der Gebäulichkeiten ist musterhaft. Sie enthalten luftige Schul-, Arbeits- und Schlafstuben und geräumige Höfe und zeichnen sich durch eine in Brasilien doppelt wohltuende peinliche Sauberkeit aus. Die Anstalt umfaßt eine Vorschule und ein Gymnasium. Die Fürsorge und Ueberwachung erstreckt sich für die internierten Zöglinge nicht nur auf die Stunden des Unterrichts und der privaten Arbeit, sondern auch auf die ganze Erholungszeit samt den stets nur gemeinsam unternommenen Spaziergängen. Die von den Jesuiten ausgeübte Lehrtätigkeit enthält ohne Frage ein bedeutsames Stück Kulturarbeit. Nur wirkt diese Kulturarbeit leider geradezu widerdeutsch. Denn die Patres, obgleich fast durchweg Deutsche, erteilen den Unterricht in portugiesischer Sprache, worin eine wichtige Ursache für den Rückgang des Deutschtums in São Leopoldo liegen dürfte.

Die Ausbreitung des Jesuitenordens in Rio Grande ist sehr bedeutend. Er hat ohne Frage viel gutes im Lande geschaffen. An der Arbeit für den wirtschaftlichen Fortschritt des Landes nehmen die Jesuiten einen sehr bedeutsamen Anteil. So ist in neuerer Zeit

*) Achtzehn Monate in Südamerika, Bd. III, S. 236.

Digitized by Google

auf ihre Anregung hin der Riograndenser Bauernverein entstanden, von dem ich an anderer Stelle des näheren berichten werde. Was ich aber bei alledem, ja gerade um deswillen erst recht befürchte, ist, daß dereinst, wenn sich eine höhere geistige Entwickelung des Riograndenser Deutschtums regen will, der Jesuitismus dieser Entwickelung ein gefährlicher Widersacher sein wird, gerade so wie er es dem Kulturfortschritt der alten Welt seit alters gewesen ist.

Neben der Lehranstalt der Jesuiten und einigen Schulen der brasilischen Regierung gibt es in São Leopoldo auch deutsche Privatschulen. Doch ist es, wie ich mir habe sagen lassen, dort nicht anders als in den deutschen Schulen von Porto Alegre: man hört sogar in diesen deutschen Schulen das junge Geschlecht sich auf portugiesisch unterhalten. Auch eine deutsche Zeitung erscheint in São Leopoldo. Es ist die von dem evangelischen Pfarrer Rotermund herausgegebene „Deutsche Post", die eine widerjesuitische Richtung einhält. Das Blatt soll sich eines verhältnismäßig ausgedehnten Leserkreises erfreuen.

In seiner Bauart trägt São Leopoldo im Gegensatz zu Joinville und Blumenau ausgesprochen brasilisches Gepräge, wie sich dies namentlich durch die Vorliebe für das Rundbogenfenster kundgibt. Im übrigen vereinigt São Leopoldo etwas von dem Bilde eines Koloniestadtplatzes und etwas von dem Anstrich der großen Nachbarstadt Porto Alegre zu einem charakterlosen Zwitterding, dem ich ebensowenig Geschmack abgewinnen kann wie der unglücklichen Mischung deutschen und brasilischen Wesens, die sich hier breit zu machen beginnt.

Von São Leopoldo brachte mich ein Ritt von einer guten Stunde nach dem in sandiger Kampumgebung gelegenen Neu-Hamburg, einem freundlichen Städtchen mit sauberen weißen Häusern. An Neu-Hamburg schließt sich die etwas höher gelegene Ortschaft Hamburgerberg. Hier tritt das Deutschtum bereits siegreich in den Vordergrund; sein äußeres Kennzeichen sind die zahlreichen Eichbäume, die die Bewohner der beiden Schwesterstädte vor ihren Häusern angepflanzt haben.

Noch günstiger sollte sich der Eindruck gestalten, den mir die ländlichen Bezirke von São Leopoldo boten. „Was da drüben liegt, ist alles deutsches Land," hatte mir jemand in Neu-Hamburg gesagt. Und so ist es.

Nachdem ich in dem guten Gasthause von Heller über Nacht geblieben war, ritt ich über Hamburgerberg zwei Gipfeln entgegen,

Digitized by Google

die ihrer Aehnlichkeit halber als die »Dois Irmãos«, die „beiden Brüder", bezeichnet werden. An einer Wende ließ ich mein Pferd stehen und stieg auf halbverwachsenen Pfaden zur einen der beiden Höhen hinauf. Wunderbare Einsamkeit und Stille umfing mich hier. Nur ein leises Summen und Schwirren war umher, und dann und wann regten sich heimliche Stimmen im Laube, wenn ein sanfter Windstoß durch die Bäume ging und die Blüten der großblätterigen Bananenstauden sacht hin und her schwanken ließ, daß es aussah, als trieben die roten Kelche ein neckisches Spiel mit den großen blauen Faltern, die sie begehrlich umschwärmten. Drunten lag das weite Land verträumt im Sonnenschein. In scharfen geraden Linien zeichnen sich grüne Weideflächen und bebaute Felder, Wald und brauner Pflugboden voneinander ab. Zierliche Häuschen liegen allenthalben darüber hingestreut, und da und dort, wo sie sich enger zusammendrängen, grüßt über den roten Ziegeldächern ein spitzes Türmlein. All das sieht fast aus, als habe eine kindlich-naive Strichführung das Bild geschaffen. Dahinter aber setzen keckere Linien ein: lange Hügelzüge von weitläufigem Schwung, vereinzelte Bergmassen, die, unvermittelt und scharf ansteigend, die waldbedeckten Gipfel über das flache Land emporrecken. Gerade unter mir lagen die Ortschaften Hamburgerberg und Neu-Hamburg, nicht weit davon São Leopoldo, im Hintergrunde aber schimmerten halb verschwommen die weißen Häuser von Porto Alegre und daneben in silbernem Glanze die Fluten des Guahyba-Stromes.

Als ich meinen Weg fortsetzte, kam mir eine Menge Schulkinder entgegen geritten, alle rotbackig und blondhaarig, daß es eine wahre Freude war. Es ist auffallend, wie rein und unverfälscht der germanische Typus unter der Bevölkerung zutage tritt. Diese Beobachtung, die ich schon beim ersten Betreten des Bodens der deutschen Siedelung in Brasilien gemacht hatte, drängte sich mir auch hier auf. Aber noch eine andere Beobachtung, habe ich unter den Deutschen von Rio Grande gemacht. Es ist die, daß die Leute hier durchweg gesunder und kräftiger aussehen als die Deutschen des Küstenlandes von Santa Catharina. Jene bleichen, oft überschlanken Gestalten, wie man sie dort namentlich in dem sumpfigen Gebiet von Joinville so häufig findet, sind hier verhältnismäßig selten. Zweifellos ist es der Einfluß eines unserm Stamme zuträglicheren Klimas, der sich in dieser Erscheinung geltend macht.

Digitized by Google

Die Sprache der Deutschen von São Leopoldo ist die rheinfränkische Mundart. Sie überwiegt auch in den übrigen deutschen Kolonien von Rio Grande. Die Ansiedler sind der Hauptmasse nach aus dem Hunsrück herübergekommen. Ein anderer nicht unbedeutender Teil stammt aus der Rheinpfalz, deren Dialekt ja dem hunsrückischen nahe verwandt ist. Dieser Dialekt hat auch die Sprache der Angehörigen anderer deutscher Stämme beeinflußt, oftmals deren Mundart ganz verdrängt. Ich erinnere mich, einmal einem jungen Manne gegenüber geäußert zu haben, seiner Sprache nach müßten seine Vorfahren aus der Rheingegend eingewandert sein. Nein, seine Eltern seien Pommern, war die Antwort, und im Familienkreise werde bei ihnen auch noch Platt gesprochen, im übrigen aber rede er selbst „hochdeutsch".

Gewisse brasilische Sprachbestandteile sind auch hier ins Deutsche eingedrungen. Namentlich bedienen sich die Kolonisten ebenso wie in Santa Catharina ganz naturgemäß zur Bezeichnung von Begriffen, die ihnen in der Heimat fremd waren, der brasilischen Benennungen. Daher spricht auch der Riograndenser Deutsche von Rosse, Garonne, Kangalje, Facão. Andere Ausdrücke der Landessprache sind — wiederum ebenso wie in Santa Catharina — willkürlich übernommen worden. Auch in Rio Grande hört man »não« und »sim Senhor« und landesprachliche Kraftausdrücke wie »pucha« oder »pucha diabo« (hol's der Teufel!) und „barbaridade« (Gemeinheit!) sind gang und gäbe. Statt „es genügt" ist der Ausdruck „es scheegt" üblich, der von dem portugiesischen »chegar« herkommt. Der Hang wird als „Baranke", Fluß oder Bach häufig als „Rio" bezeichnet, und zwar als „die" Rio. Die letztere Eigentümlichkeit erklärt sich wohl nicht aus dem allgemeinen Hang der Kolonistensprache zu weiblicher Bildung der übernommenen Fremdwörter, denn dieser erstreckt sich nur auf den Fall, daß das Fremdwort die Endung „e" erhält wie „Kangalje" und „Charute" und tritt in Rio Grande überhaupt nicht so ausgesprochen auf wie in Santa Catharina. Vielmehr ist in diesem Falle der weibliche Artikel jedenfalls der Ausfluß einer dialektischen Eigenart. Der Hunsrücker sagt nämlich nicht „der" Bach, sondern „die" Bach und daher folgestreng auch „die" Rio.

In São Leopoldo und den benachbarten Koloniegebieten wird im großen ganzen ein reineres Deutsch gesprochen als unter den Niederdeutschen von Dona Francisca und Blumenau. Dort in Santa Catharina haben sich die Ausdrücke „Portão" und „Kabreste"

Digitized by Google

eingebürgert, in São Leopoldo fand ich die Wörter „Tor“ und „Halfter“ wieder in ihr Recht getreten. Dort sagt man „Kanna“, hier „Zuckerrohr“. Während in Santa Catharina die Geschäftshäuser stets als „Venden“ bezeichnet werden, ist in Rio Grande wenigstens daneben auch die Bezeichnung als Geschäftshaus üblich, und während man dort allgemein von Kaschaß spricht, wird hier das allgemein beliebte Kind wieder bei seinem ehrlichen deutschen Namen Schnaps gerufen. Die São Leopolder Ansiedler haben selbst für Begriffe, für die ihnen die Muttersprache keine Bezeichnung zu Gebote stellte, bisweilen vortreffliche deutsche Ausdrücke geschaffen. So nennen sie eine Rohrart, die zur Herstellung von Fackeln verwendet wird, „Lichtrohr“. Das Entfernen des Buschwerks zum Zweck der Waldrodung, das man in Santa Catharina „rossieren“ nennt, heißt bei ihnen „buschen“. An Stelle des Wortes »picada«, das eigentlich Fußweg bedeutet, hier in Rio Grande aber zur Bezeichnung der Hauptlinien der Kolonien angewendet wurde, ist der ausgezeichnete Ersatz „Schneiz“, d. h. Schneise, getreten. „Schwabenschneiz“, „Baumschneiz“, „Neuschneiz“, „Sommerschneiz“, „Kaffeeschneiz“ sind Namen solcher Kolonielinien. Die Picada Herval, die ihren Namen von den ehemals in ihrem Bereich vorhandenen ausgedehnten Herva«, d. i. Mate-Wäldern, herleitet, heißt bei den deutschen Kolonisten „Teewald“, eine Niederlassung, die die Brasilier Sapyranga nennen, hat den Namen „Leoner Hof“ erhalten.

Der Hunsrücker Dialekt verrät auch eine ganz bemerkenswerte Gestaltungskraft in der Art, wie er bisweilen fremde Wörter in seinem Geiste umbildet. Durch eine einfache Lautveränderung, die den ungermanischen E-Vorschlag vor St beseitigt hat, sind in „Strehle“ und „Stanz“ zwei Wörter geschaffen, die um keinen Deut anders klingen, als wären sie in rheinischen Gauen gewachsen. Und doch steckt in dem einen nichts anderes als der Name der Stadt und Kolonie Estrella (d. i. Stern), in dem andern das Wort »estancia«, das ebenso wie facenda den Begriff eines viehzüchtenden Gutes bezeichnet. Eine andere glückliche Verdeutschung ist die, welche der »foiça«, dem langgestielten Sichelmesser, kurz und gut den Namen „Fuchs“ gegeben hat.

Die Beschaffenheit der deutschen Kolonistensprache ist nicht in ganz Rio Grande völlig gleich. Weiter im Westen macht sich der brasilische Einfluß stärker geltend als in der Kolonie São Leopoldo und den Nachbarsiedelungen. Ihr Deutschtum darf sich rühmen,

Digitized by Google

am deutschesten geblieben zu sein, nicht nur in der Sprache, sondern im ganzen Wesen.

Mein Weg führte auf zum Teil gepflasterter Straße zur Höhe des Reutersberges hinan und dann in die Schwabenschneiz. Dort wird in bedeutendem Maße Kartoffelbau getrieben. Im übrigen zieht die Kolonie São Leopoldo ihren Haupterwerb aus Mais, schwarzen Bohnen, Mandiok, Tabak und Schweinezucht. Doch bauen die Kolonisten auch Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Wein. Daneben bebesteken ziemlich umfangreiche Pflanzungen von Zuckerrohr. Dieses wird vorzugsweise zur Gewinnung von Schnaps verwandt, den die Bauern in eigenen Brennereien herstellen.

Unterwegs nahm ich in einer Vende die Gelegenheit wahr, den São Leopolder Rotwein zu kosten. Der Vergleich mit dem Getränk, das ich vordem in Caxias bekommen hatte, fiel sehr zugunsten des letzteren aus. Die deutschen Kolonisten haben eine merkwürdige Neigung, ihr ohnehin nicht gar zu edles Gewächs noch durch Zusätze von Hollunder und andern kräftigen Gewürzen nach bestem Können zu verderben. Das Getränk schmeckt namentlich an warmen Tagen aufs Haar so wie ein Silvesterglühwein, wenn die Uhr auf die fünfte Stunde des neuen Jahres geht.

Von der Schwabenschneiz ritt ich nach der Baumschneiz. Sie hat einen ansehnlichen Stadtplatz, der mit den Türmen seiner beiden Kirchen einen recht malerischen Anblick bietet. Gegen Abend langte ich an einer Vende der Kolonielinie an, die den Namen Teewald trägt. Ich saß ab und trat in den geräumigen Holzsaal. Er bot das echte Bild eines Koloniekaufladens. Hinter dem Schanktisch prangte auf mehreren Gefachen eine Reihe zettelbeklebter Flaschen mit Nationalbier und allerhand primitiven Likören, auf andern waren Stöße buntfarbiger Woll- und Baumwollwaren aufgestapelt neben Spaten, Aexten, Messern, Hacken, Lampen, Töpfen, Kannen, Kisten und Kasten mit allem möglichen, dessen der Kolonist für Feld und Haus bedarf. In einer Ecke lagen unter dem zur Diele führenden Treppenaufgang etliche Ballen und Säcke, in einer andern ein paar gebrauchte Sattelzeuge, auf deren Decken sich's ein wegemüder Reitersmann bequem gemacht hatte. Vor dem Schanktisch aber hockte der Vendemann und ein Kreis barfüßiger, hemdärmliger Kolonisten bei der Cuie mit Mate. Das Chimarão-Trinken ist unter der Bevölkerung von Rio Grande allgemein üblich. Dem Einheimischen bildet die Kürbisschale mit dem bittern Trank einen angenehmen Zeitvertreib in seinen reichlich gesäten Mußestunden.

Digitized by Google

Aber auch bei den deutschen Kolonisten des Landes hat sich der Chimarão derartig eingebürgert, daß er ihnen geradezu unentbehrlich geworden ist. Der Chimarão zieht sich wie ein roter Faden durchs ganze tägliche Leben des Riograndensers. Das erste, was er des Morgens nach dem Aufstehen tut — er sorgt sich für einen Chimarão; nach keiner Mahlzeit fehlt der Chimarão; dem Gaste, der ins Haus tritt, bietet man vor allen Dingen einen Chimarão; und der Reisende, der müde vom Gaul steigt und das Lagerfeuer anzündet, hängt gleich den Blechtopf darüber, darin kocht er das Wasser für den geliebten Chimarão. Für den Kolonisten bildet der Chimarão geradezu eine Gefahr, eine Verlockung zur Zeitvergeudung. Denn man saugt den Trank nicht eilig durch die seine Aufnahme vermittelnde Metallröhre wie Sommertags ein Glas eisgekühlter Limonade durch den Strohhalm. Nein, zum Mate-Trinken gehört paciencia, Ruhe, eine gewisse raffinierte Langeweile. Ein Ausdruck leicht stumpfsinnigen Behagens kennzeichnet den wahren Chimarão-Genießer. Auch sind zum Mate-Trinken, soll die Sache ihre Richtigkeit haben, mindestens zwei Mann erforderlich, Nummer eins und Nummer zwei. Nummer eins trinkt, ohne Eile, mit fast affektierter Gemütsruhe, ganz Hingabe an den Genuß, ganz paciencia. Nummer zwei wartet, neidisch, eine verhaltene Sehnsucht im Blicke, bis die geliebte Kürbisschale in seine Hand wandert. Dieses der sicheren Erfüllung harrende Wünschen auf der einen Seite, auf der andern der Kitzel des Bewußtseins, mit ungeduldigem Neide beobachtet zu werden, diese beiden Dinge bilden meinen ernsthaften psychologischen Ueberlegungen nach den Hauptreiz des Chimarão-Genusses. So viel ist sicher: ein Chimarão, der allein getrunken wird, ist nach allgemeiner Auffassung kein richtiger Chimarão und hat auch nicht dessen wohltätige Wirkungen. Ich habe erlebt, daß ein Mann, als ich einmal gerade keine Lust hatte, mit ihm Mate zu trinken, mich fast darum anflehte: denn ihm sei schlecht, und er wisse, daß nur ein Chimarão ihm helfen könne. Der Gedanke, den Mate allein zu trinken, lag ihm von vornherein fern.

Auch diesmal wurde ich, nachdem ich mich mit den Leuten in der Vende begrüßt hatte, natürlich sofort aufgefordert, beim Mate mitzuhalten. Nun, ich hatte auf dem Kamplande in der Gesellschaft von weißen, gelben und schwarzen Herren und Damen gelernt, meinen ursprünglichen Widerwillen gegen die etwas unappetitliche Sitte zu überwinden und meinen Chimarão mit Anstand

Digitized by Google

zu genießen. So machte ich denn sicherlich keine schlechte Figur, als ich mich auf dem Schemel niederließ und mit jenem etwas stumpfsinnigen Ausdruck unbedingten Behagens, der zur Sache gehört, das Tränklein einsog. Das Gespräch der Matetrinker drehte sich um das letzte Wettrennen, das einer von ihnen trotz der natürlich hervorragenden Qualitäten seines Pferdes verloren hatte. Das Rennreiten, die Carreira, haben die Deutsch-Riograndenser nämlich ebenso wie das Chimaräotrinken ihren brasilischen Nachbarn abgesehen und betreiben es heutigentags mit gleicher Leidenschaft wie ihre Lehrmeister.

Ich blieb in der Venda über Nacht. Am folgenden Morgen machte ich mich in aller Frühe auf, um den Teewald-Wasserfall zu besuchen. Er gehört zu den hervorragendsten Naturschönheiten von Rio Grande. Wäre er in Thüringen, im Schwarzwald, in den Schweizer oder Tiroler Alpen, so würden die wunderbarsten Promenadenwege den Anblick von oben und unten erschließen, Tausende und Tausende von Besuchern würden zu der im Baedecker mit zwei Sternchen ausgezeichneten „Sehenswürdigkeit" wallfahrten und das Hotel „zum Wasserfall" machte bei wahrscheinlich schmachvollen Preisen herrliche Geschäfte. Hier in Rio Grande do Sul ist man, Gott sei Dank, in dieser Beziehung noch recht rückständig. Nur ein höchst notdürftiger Fußsteig führt in die Sohle der Schlucht, in die der Rio Cadea von 80 Meter Höhe senkrecht hinabstürzt. Einmal geht der Pfad hart an dem überhängenden Felsen hin, von dem die Wogen frei in die Luft hinausspringen, so daß der Wanderer, zwischen Wand und Wasser gedrängt, den Bach im rhythmischen Wechsel von Schwall und Staubwolke über sich niederbrausen sieht. Nach ziemlich beschwerlichem Klettern langte ich auf dem Boden der Schlucht an und hatte nunmehr den Fall in seiner ganzen Höhe vor Augen. Eben fiel der erste Strahl der Morgensonne auf den obersten Schwall der stürzenden Wogen und ließ ihn blendend weiß aus den bläulichen Schatten hervorleuchten, die über dem Talgrund gebreitet lagen.

Vom Teewald ritt ich wieder nach der Baumschneiz zurück.

Es war Sonntag. In Scharen begegneten mir Kirchgänger zu Pferd oder Maultier. Funkelnd leuchteten die metallgezierten Sattel- und Zaumzeuge in der Sonne, und die Kleider der blonden Mädchen stachen heiter vom dunklen Waldhintergrund ab. Die Frauen trugen vielfach nach brasilischer Sitte beim Reiten einen aufgespannten Schirm in der Hand, sich vor den heißen Sonnen-

Digitized by Google

strahlen zu schützen. Sie ritten heute alle im Damensattel; an Werktagen sieht man hier in Rio Grande wenigstens die noch unerwachsenen Mädchen und die älteren Frauen häufig nach Männerart zu Pferde sitzen. Die Tracht der Männer ist der schon früher beschriebene Gaucho-Reitanzug mit breitkrempigem Schlapphut, hellem Halstuch, Bombacha, kurzschäftigem Glanzstiefel und gewaltigen Sporen. In feiner Ausführung dient diese Reittracht auch als Festgewand. Das hat sich ganz von selbst so gemacht. Kommt doch zu Festlichkeiten stets die weitaus größte Anzahl der Teilnehmer im Sattel herbei; denn die Gehöfte liegen weit zerstreut, und das Reiten hat sich in den Kolonien derart eingebürgert, daß niemand, der nicht als Strolch gelten will, einen Weg von einiger Ausdehnung zu Fuß zurücklegt. Den Reitanzug haben die deutschen Kolonisten den Brasiliern abgesehen. Heutzutage aber trifft man diese malerische Tracht in ihrer Vollständigkeit und guten Ausführung ebenso wie das im Lande heimische kostbar gezierte Sattel- und Zaumzeug mehr in den deutschen Siedelungen als in den lusobrasilischen Gebieten Rio Grandes. Denn dort ist das Volk zu arm, sich teure Gewänder und Prunksättel zu halten. In den deutschen Kolonien dagegen herrschte vordem in dieser Hinsicht sogar ganz außerordentliche Verschwendung. Das waren damals freilich andere Zeiten als heute. Seither ist ein wirtschaftlicher Umschwung gekommen, der den Reichtum der Kolonien hat schwinden lassen. Mit ihm ist ein gut Teil des alten Kleider- und Reiterprunkes dahingegangen. —

Wie ich meines Weges trabte und an einem Gehöft vorbeikam, hörte ich jemanden, den eine Hecke meinem Blick verbarg, in breit-behäbigem Tone sagen: „Ei weeschte was, ei du kannscht . . .“ und es folgte eine Einladung, die klang so kraftvoll und kerndeutsch, daß ich mich ordentlich darauf freute, dem Sprecher ins biedere Antlitz zu sehen. Wie war ich überrascht, als ich im Weiterreiten zwei — Neger erblickte, deren einer die unzarte Aufforderung eben mit Nachdruck wiederholte. Ein Schwarzer, der Götz von Berlichingen zitiert, und noch dazu in unverfälschter Hunsrücker Mundart! Wahrhaftig, hier hatte der deutsche Bauer gründlich germanisiert. Der berichtete Fall ist nicht einzig in seiner Art. Es gibt in der Kolonie São Leopoldo viele Neger, die keine andere Sprache sprechen als die deutsche, und diese natürlich in der Mundart der landeseingesessenen Bauern, was auf den Fremden aus Deutschland immer einen außerordentlich scherzhaften Eindruck macht. Schon Tschudi berichtet von den deutschredenden Schwarzen. Von

Digitized by Google

ihrer einem erzählt er folgende hübsche Geschichte.*) „Wenn Schiffe mit Auswanderern anlangten, so machte er sich den Spaß und begrüßte die Ankömmlinge als Landsleute. Wenn ihm dann irgendeiner der gaffenden, ihn umstehenden Bauern schüchtern die Bemerkung machte: „Aber Sie sein ja schwarz", so erwiderte er mit trauriger Miene: „Wenn ihr einmal wie ich 30 Jahre in diesem Lande gelebt habt, so werdet Ihr genau ebenso ausschauen!" Manches Mädchen soll sich bei dieser Bemerkung weggestohlen und bitterlich über seine schwarze Zukunft geweint haben." Die Schwarzen von São Leopoldo sind ehemalige Sklaven oder Nachkommen von Sklaven, die vormals wohlhabenderen Kolonisten gehörten. Sie blieben nach der Aufhebung der Sklaverei zum großen Teil in der Kolonie und verdingten sich als Knechte und Tagelöhner. —

Als ich nach dem Stadtplatz Baumschneiz kam, sah ich schwarz-weiß-rote Fahnen im Winde flattern. Der Schützenverein hatte Königsschießen. Das ist ein in Rio Grande allgemein verbreiteter Brauch, den die Einwanderer über das Weltmeer mitgebracht haben, gerade so wie das rheinische Kirchweihfest, das unter dem überlieferten Namen „Kerb" alljährlich in vielen Pikaden bei Tanz, Spiel und Gläserklang auf gut deutsche Art gefeiert wird.

Neben solchen Zügen heimisch-deutschen Wesens weisen die Siedelungen von Rio Grande natürlich auch ihre fremdartigen Eigenheiten auf, wie sie die Verhältnisse des Landes mit sich bringen mußten. Zu ihnen gehört ebenso wie in Santa Catharina das entwickelte Reiterleben. Eine seiner typischen Erscheinungen ist in Rio Grande die des „Musterreiters", der auf Maultiers Rücken durchs Land zieht. Diese Musterreiter sind Geschäftsreisende, die den Verkehr zwischen den städtischen und den ländlichen Kaufhäusern unterhalten. Man begegnet ihnen in den Kolonien allenthalben auf der Straße, in der Venda, im Gasthof. Die Muster, denen sie ihren Namen verdanken, führen sie in großen Ledertaschen mit sich, die am Sattel befestigt werden, falls sie nicht so umfangreich sind, daß ein besonderes Tier für ihre Beförderung nötig ist.

Ich blieb am Stadtplatz der Baumschneiz über Nacht. Am folgenden Tage kehrte ich nach Neu-Hamburg zurück. Ich nahm diesmal meinen Weg durch die „Pikade der 48 Kolonien" oder die „Achtundvierziger Pikade", wie sie die Kolonisten kurzweg nennen. Dort liegt, etwa eine Stunde von Baumschneiz entfernt, die Menzsche

*) Reise durch Südamerika, Bd. VI, S. 27.

Digitized by Google

Mühle. Von einem wunderbar schönen Talgrund umrahmt, stellt sie mit der schlanken dunkeln Zypresse vor dem Hause ein stimmungsvolles Eingangstor zu einer ganz hervorragenden Naturherrlichkeit dar, einem Wasserfall nämlich, den ein Zufluß des Rio Cadea, der Rio Feitoria, bildet. Er ist mir noch schöner erschienen als der des Rio Cadea im Teewald. Der Weg zu dem Fall führte mich gleich hinter der Mühle in eine bewaldete Felsschlucht hinein. Plötzlich erscheinen vor mir, mitten im grünen Dickicht, weiße Strahlen stürzenden Wassers. Wie ich weiter schreite, entwickelt sich das Bild in seiner ganzen Pracht. Hoch zu meinen Häupten blinkt im hellen Sonnenlicht ein breiter Wogenschwall, der schäumend aus der Felsenge hervorbricht. Wie er mit dumpfem Brausen in die Tiefe stürzt, teilt er sich in mehr und mehr Arme, so daß der Bach nach unten pyramidenförmig in die Breite wächst. Von den Felswänden zu beiden Seiten hängen Schlingpflanzenranken hernieder, dazwischen tropft und rieselt reichlich Wasser hervor und fällt in das breite Becken am Fuße des Wasserfalls. — Ich will nicht versuchen, das Bild näher auszuführen. Ich weiß, es würde mir mißlingen, der Wirklichkeit auch nur einigermaßen nahe zu kommen. Und überdies pflegt der geneigte Leser eingehendere Schilderungen von Wasserfällen zu überschlagen.

Digitized by Google

Nach Santa Maria da Bocca do Monte.

Von Neu-Hamburg über São João nach „Frankreich". — Alte Privat-Kolonien und Kolonien der Kaiſerlichen Regierung. — Nach Teutonia, Eſtrella, Lageado, Venancio Ayres, Mont Alverne und Santa Cruz. — Kolonie und Stadt Santa Cruz. — Nach Germania und Serro Branco. — Ein Unwetter und Unterkunft in einem Koloniſtenhaus. — St. Angelo. — Silveira Martins. — Santa Maria.

Von Neu-Hamburg ritt ich über Kampland nach São João do Monte Negro, einer kleinen freundlichen Koloniestadt am Cahy, am folgenden Tage von dort über die Ortſchaft Viktoria der im Jahre 1855 von Privatleuten angelegten Kolonie Maratá nach der Picada Brochier, die von den Deutſchen „Frankreich" genannt wird. Die Gründer dieſer Kolonie waren zwei Franzoſen, zwei Brüder Brochier. Eine eigentliche Koloniſationstätigkeit haben ſie nicht ausgeübt. Sie beſaßen ein ausgedehntes Stück Land und betrieben eine Sägemühle, die die Pinheiren der umliegenden Wälder verarbeitete. Nach und nach verkauften ſie das Land an Anſiedler, nachdem ſie es zuvor hatten in Einzelkolonien vermeſſen und durch Pfade erſchließen laſſen. Ebenſo wie Frankreich und das durch einen Ruſſen beſiedelte benachbarte „Rußland" ſind auch viele andere Kolonien entſtanden. Spekulanten erwarben von braſiliſchen Grundbeſitzern, die ſich bei dem immer mehr um ſich greifenden Rückgang der einheimiſchen Bodenwirtſchaft häufig genug zur Veräußerung ihrer Güter genötigt ſahen, oder auch von der Regierung um meiſt ſehr billigen Preis ein Stück Land und verkauften es wieder ſtückweiſe an bäuerliche Anſiedler. Dieſe hatten natürlich anfangs ſtets einen harten Stand. Keine helfende Hand förderte ihre Arbeit. Ganz auf ſich allein angewieſen, ſaßen ſie im tiefen Urwald, den keine Straße mit der Umwelt verband. Unendlich viel Mühe und Schweiß koſtete es den Koloniſten, den

Digitized by Google

Lebensbedarf für seine Familie herbeizuschaffen, die paar Säcke Mais und Bohnen, die er erübrigte, zum Händler zu bringen, bis endlich durch gemeinsame Arbeit fahrbare Straßen hergestellt waren.

Weiter gen Westen ging mein Ritt. Er führte mich durch ein herrliches Land. Am Rande der Serra und in ihren grünen Tälern reiht sich, von den waldigen Gipfeln überragt, in langen Linien Kolonie an Kolonie. Ihr Anblick ist von dem der Blumenauer Siedelungen verschieden. Dort herrscht der von dunklem Fachwerk durchzogene rote Backsteinbau vor, hier sind die Kolonistenhäuser fast durchweg weiß gestrichen. Schimmernd hell leuchten sie aus dunklen Orangenhainen hervor. Bei dem Gehöft, am Rande des Weideplatzes oder vor dem Hause, sind Reihen schlanker Palmen gepflanzt, oftmals auch beschatten stattliche Synamomen mit dichter, dunkler Krone das rote Ziegeldach. Sie ersetzen die heimische Linde, an die auch der schmeichelnde Duft ihrer zarten, blaßblauen Blüten gemahnt. Die Felder sind vorwiegend mit Mais, Bohnen und Mandiok, daneben auch in ausgedehntem Maße mit Getreide, namentlich mit Roggen, bebaut. Hier und da steigt bläulicher Rauch zum Himmel. Dort wird brach ruhendes Land zu neuer Bepflanzung vorbereitet oder unberührter Urwald der Feldwirtschaft erschlossen. Bisweilen verließ mein Weg den Zug der Kolonie-Pikaden und ging durchs offene Kampland, wo auf weiter Steppe halbwilde Viehherden weiden, wo der Quero-quero mit scheltendem Rufe den Reiter umkreist und die plumpe zweiräderige Karre, von kräftigen Ochsen gezogen, von berittenem Führer gelenkt, behäbig ihres Weges schwankt. Dann wieder ritt ich auf einsamen Pfaden in schweigendem Urwald, unter schattigen Wipfelgewölben, durch zierliche Tore feinen, schwanken Rohrs. Einen vielgestaltigen Pflanzenreichtum hat die Natur über Rio Grande ausgegossen. Die Vegetationsbereiche, die sich in Santa Catharina nach Küstenland und Hochland scheiden, vereinigen sich hier zu einem. Die düstere Brasilfichte, die Pinheire, wächst neben der Banane, neben Getreide und lachenden Weingärten gedeihen Reis, Zuckerrohr und Orange. Eine freudige Schönheit herrscht über dem Lande. Sogar die Kirchhöfe, die ich da und dort am Wege traf, strahlen mit der Fülle weißer und roter Lilien, die ihre sonnbeschienenen Gräber kränzen, einen Schimmer von Frohsinn, als wollten sie in den ewigen Zwiespalt von Sein und Vergehen einen versöhnenden Schein werfen.

Mein Weg führte von der Picada Brochier zunächst nach einer Niederlassung, die den stolzen Namen „Paris" trägt. Ueber Poso

Digitized by Google

das Antas gelangte ich dann nach der Kolonie Teutonia. Sie ist im Jahre 1858 von einer Gesellschaft deutscher Kaufleute in Porto Alegre gegründet, an deren Spitze die Firma Daut & Cie. stand. Die Ansiedler waren zu einem großen Teil Westfalen, zum andern Kolonisten aus Leopoldo. Heute gehört die Kolonie, deren Entwickelung die Nähe der Stadt Taquary und des schiffbaren Taquary-Flusses zu statten kam, zu den blühendsten von Rio Grande.

Von Teutonia ritt ich nach Estrella oder, wie die Deutschen sagen, „Strehle", einem Städtchen am linken Ufer des Taquary. Eine andere kleine Stadt, Lageado, liegt etwas weiter oberhalb am entgegengesetzten Ufer des Flusses. Beide Villen sind aus Privatkolonien hervorgegangen, als deren Verkehrstreffpunkte sie sich entwickelten. Die eine entsprang einer von Coronel Victorino José Ribeiro auf der Fazenda Santo Antonio da Estrella angelegten Siedelung, die andere der Kolonie Conventos, die im Jahre 1857 von Antonio Fialho de Vargas gegründet wurde.

Neuerdings ist ein als „Häußlersches Projekt" bezeichneter Plan aufgetaucht, das obere Taquary-Gebiet zu besiedeln, wobei hauptsächlich Ländereien der Firma Dörken & Cie. in Porto Alegre verwendet werden sollen. Das zu besiedelnde Land soll durch eine Eisenbahn mit Margem verbunden werden. Soviel ich weiß, ist das Unternehmen noch nicht gesichert und seine Ausführung keinesfalls für die nächste Zeit zu erwarten.

Ich machte in Estrella einen Tag Rast. Dann überschritt ich den Taquary, kam bald nach São Gabriel und von dort auf allerhand kleinen Waldpfaden nach Venancio Ayres. Am folgenden Tage — es war der sechste, seitdem ich die Stadt São João verlassen hatte — ging mein Weg über die Höhe von Montalverne hinüber ins Tal des Taquary Mirim und dann den weit ausschauenden Bergkamm hinan, der das Gebiet des Taquary Mirim von dem des Rio Pardinho trennt. Der Urwald, der diesen Höhenzug bedeckt, trägt ganz den Charakter der Wälder von Santa Catharina. Hier sah ich zum erstenmal seit dem Betreten Rio Grandenser Bodens wieder die dünnstämmige Palmite und daneben jene ungemein zierliche Fiederpalme, die man in Santa Catharina als Zwergpalmite bezeichnet. Wie ich auf der andern Seite von der Höhe zu Tale ritt, öffnete sich mir ein weiter prachtvoller Blick auf die Berge der Serra de Butucarahy, als deren gewaltigster fern im Südwesten die blaue Kuppe des Morro Butucarahy herübergrüßt. Drunten aber im Grunde des Pardinho-Tales lagen, von

Digitized by Google

dunklem Laubwerk halbversteckt und überragt von den Türmen zweier Kirchen, die weißen Häuser des Städtchens Santa Cruz.

Bald langte ich dort an und ritt gemächlichen Schrittes durch breite Straßen, über die sich eben die ersten Schatten zu senken begannen. Da und dort saß vor einem der niedrig gebauten freundlichen Häuser eine Gruppe in feierabendlichem Behagen beisammen. An einem Schilderhaus lümmelte in idyllischer Ruhe der Wachtposten und unterhielt sich laut lachend mit zwei andern Kriegsleuten, die ihm in kameradschaftlich liebenswürdiger Weise Gesellschaft leisteten. Die Wackern gehörten zu der Militärmacht von Rio Grande do Sul. Eine solche eigene Militärmacht zu unterhalten, ist den Einzelstaaten durch die Bundesverfassung streng verboten. Aber das tut nichts. Man nennt die Truppe einfach „Polizei" und die Sache ist erledigt. Die Braven von der Brigada Militar haben ein beneidenswertes Dasein, das außer dem bißchen Postenstehen keine dienstliche Plage trübt.

Ich stieg im Hübnerschen Gasthof ab. Als ich mich in dem Restaurationssaal umsah, fiel mir zu meinem nicht geringen Erstaunen eine Photographie in die Augen, auf der eine Anzahl von Männern in Ulanka und Capka prangten. Darunter stand: „Ulanenverein Santa Cruz". Ich erfuhr, daß solche „Ulanen"- oder „Stechvereine" nicht nur in Santa Cruz, sondern auch in vielen Kolonie-Pikaden bestehen. Sie sind ein Zeichen für das getreue Andenken, das man hier zu Lande dem Leben der alten Heimat bewahrt hat. Die Vereine halten von Zeit zu Zeit ein Preisstechen ab, bei dem eine Lederscheibe mit fünf verschieden bezifferten Löchern als Ziel dient. Dabei pflegt mehr als einer mit drei Stichen durch die Mitte die Nummer 15 zu erobern. Denn reiten können die Burschen ja alle. Haben sie es doch schon in einem Alter gelernt, wo sie noch, mit einer Hand in die Mähne fassend, an den Pferdebeinen in die Höhe steigen mußten, um dem Tier auf den Rücken zu kommen. — Uebrigens besteht in Santa Cruz auch ein Kriegerverein, der sich aus gedienten deutschen Soldaten zusammensetzt.

Ich hielt mich in der Stadt fünf Tage lang auf, während deren mir der Hübnersche Gasthof gute Unterkunft bot.

Santa Cruz ist der Vorort der gleichnamigen Kolonie, der ersten, die seinerzeit auf den Beschluß der Assemblea Provincial hin von der Regierung der damaligen Provinz Rio Grande gegründet wurde. An einer im Jahre 1847 angelegten Straße, die

Digitized by Google

Rio Pardo mit Cruz Alta verbinden sollte, wurden im Jahre 1849 die ersten Kolonisten angesiedelt. Die Kolonie nahm eine außerordentlich günstige Entwickelung. Sie wurde 1873 emanzipiert, 1877 von Rio Pardo losgelöst und zum selbständigen Munizip erhoben. Im Jahre 1900 zählte dieses Munizip etwa 23 000 Köpfe. Santa Cruz ist heute von allen deutschen Siedelungen Rio Grandes wohl die reichste. Seinen Haupterwerbszweig bildet der Tabakbau, der hier in sehr bedeutendem Umfang betrieben wird; er lieferte in dem — übrigens nicht besonders günstigen — Jahre 1902 eine Ausfuhr im Werte von rund 623 000 Milreis.

Die Villa Santa Cruz mag ungefähr 5000 Einwohner haben. Ihr Leben ist dem von Joinville und Blumenau verwandt. Aeußerlich aber hat Santa Cruz ebenso wie São Leopoldo und die andern Riograndenser Kolonieſtädte durchaus brasilischen Anstrich. Wie dort herrscht das Rundbogenfenster und das stumpfgegiebelte Dach.

In Santa Cruz erscheinen zwei deutsche Blätter, die „Kolonie" und der „Fortschritt". Die Zeitung einer kleinen Kolonieſtadt kann von den Ereignissen der Welt nicht in der gleichen Weise wie ein Großstadtjournal unterrichtet sein. Man darf von ihrem Nachrichtenwesen, soweit es sich über die Vorgänge der nächsten Umgebung hinaus erstreckt, füglich nicht mehr verlangen, als daß es eine übersichtliche Zusammenstellung des Wichtigsten gibt, was der Verleger aus größeren Blättern erfährt. Im übrigen unterliegt es keinem Zweifel, daß jene Zeitungen, die inmitten fremder Umgebung in der Sprache eines ihr eingeschobenen Stammesbruchstückes erscheinen, für dessen Volkstum einen außerordentlich wichtigen Faktor darstellen. Gerade im Hinblick auf diese Seite ihrer Bedeutung kann man der Haltung der Santa Cruzer „Kolonie", jedenfalls so, wie ich sie aus einer großen Reihe von Exemplaren habe kennen lernen, nur das anerkennendste Urteil sprechen. Unter dem Zwange der Umstände auf die Seite der Opposition neigend, vertritt sie die Interessen des Deutschtums in fester und vornehmer Weise, ohne darum dem Verhalten der Regierung, da, wo ihm Anerkennung gebührt, die Gerechtigkeit zu versagen. Sie stellt jedenfalls einen erfreulichen Gegensatz zu ihrem Kollegen, dem „Fortschritt", dar, den seine kritiklose Ergebenheit gegen alles, was von oben kommt, als Repräsentanten eines wenig charaktervollen Stückes brasilischen Deutschtums kennzeichnet.

Es besteht in Santa Cruz ein Priesterkolleg, das, wenn ich nicht irre, dem Franziskanerorden gehört, und ein solches der

Digitized by Google

Schwestern vom Herzen Jesu. Beide erteilen in deutscher Sprache Schulunterricht. Eine weitere deutsche Privatschule ist die der protestantischen Synode. Daneben besteht eine Reihe von Regierungsschulen.

Santa Cruz hat einen ziemlich bedeutenden Handel in Kolonieprodukten. Auch etwas Industrie hat sich entwickelt. Sie beschäftigt sich mit der Verarbeitung von Tabak und der Ueberführung des Schmalzes in ausfuhrfähigen Zustand durch Reinigung und Verpackung in die im nämlichen Betriebe hergestellten Behälter. Außerdem besitzt Santa Cruz zwei Maschinenfabriken und Eisengießereien.

Von Santa Cruz ritt ich nach Villa Thereza und dann weiter nach Westen, der Villa Germania zu. Mein Weg führte durch buschbedeckte Ebene, aus der in geringer Entfernung die bewaldeten Höhen der Serra emporstiegen. Der gerade vor mir aufragende Gipfel des Morro Butucarahy war mein Wegweiser. Da, wo der Bergklotz aus dem Längenzuge des Gebirges nach Süden vorspringt, liegt in der diesergestalt durch die Bergwände gebildeten Ecke am Ufer des Rio Pardo die kleine Stadt Germania.

Auf der entgegengesetzten Seite führt ein niedriger Paß zwischen dem Morro Butucarahy und den Felsabfällen der Serra do Orgão ins Tal des Rio Butucarahy hinüber. Diesen Paß überschritt ich am folgenden Vormittag und gelangte, nachdem ich den Fluß durchritten hatte, ins Gebiet der Kolonie Serro Branco. In einem kleinen Geschäftshause machte ich Mittag. Es hatten sich mittlerweile schwere Gewitterwolken zusammengezogen. Sie wollten mich schon bestimmen, in der Vende mein Nachtquartier aufzuschlagen. Allein der alte Vendist versicherte mir mit solch überzeugender Bestimmtheit, vor drei bis vier Stunden habe ich keinen Tropfen Regen zu gewärtigen, daß ich mich meinen bisherigen Erfahrungen über brasilische Wetterprophezeiungen zum Trotz auf den Weg machte. Eine Viertelstunde später ging ein Wolkenbruch nieder, der die Landstraße binnen kurzem in Bach und Sumpf verwandelte. Ich flüchtete mich in die nächste Kolonie. Der Besitzer kam trotz der strömenden Flut heraus, öffnete einen Schuppen und ging mir beim Absatteln an die Hand. Dann bot er mir die Schnapsflasche zur wärmenden Willkommlabe. Er selbst war bereits betrunken. Als wir nachher in die Stube eingetreten waren, hielt die Frau des Hauses ihrem Eheherrn eine Gardinenpredigt, in der sie ihm das Beschämende seines gegenwärtigen Zustandes insbesondere und die Verwerflichkeit übermäßigen Trinkens im allgemeinen: seine demo-

Digitized by Google

ralisierenden Einflüsse, seine verderblichen Folgen fürs häusliche Leben und das wirtschaftliche Fortkommen der Familie, ferner — mit einer gewandten Beziehung auf das Eintreffen meiner Person — die blamable Lage des Betrunkenen Fremden gegenüber vorhielt, kurz, ein ganzes Register von nachteiligen Wirkungen des deutschen Nationallasters in so eindringlichen Farben ausmalte, daß ich selbst in Erinnerung an gewisse Stunden meiner vergangenen korpsstudentischen Laufbahn mein Haupt in Reue zu beugen begann. Uebrigens wurde ich von den Leuten mit der ganzen Gastfreundlichkeit aufgenommen, die wie den Lusobrasilier, so auch den deutsch-brasilischen Kolonisten auszeichnet. Und das Räuschlein habe ich meinem Gastfreund auch nicht verdacht; ich müßte sonst ein arger Pharisäer sein.

Mein weiterer Weg führte durch die Kolonie S. Angelo. Sie ist im Jahre 1857 als Privatkolonie des damaligen Präsidenten der Provinz Angelo, Moniz da Silva Ferraz, gegründet und wird zum größten Teil von Deutschen bewohnt. Die Kolonisten bauen neben Mais und Bohnen vorwiegend Zuckerrohr, das zu Zucker und Schnaps verarbeitet wird. Die feuchten Flußniederungen dienen, ebenso wie in der Kolonie Serro Branco, zu ausgedehnten Reispflanzungen. Auch Weingärten sieht man vielfach. Sie sind in der Weise angelegt, daß die Stämme der Reben freistehen und das Laub über ein durch Pfosten getragenes Spalierdach gezogen wird, so daß das Ganze einer ungeheuren Laube gleichsieht.

Da das Regenwetter während der beiden folgenden Tage anhielt, so legte ich während dieser Zeit nur die verhältnismäßig kurze Strecke bis Paraiso zurück. Ein dreistündiger Ritt brachte mich von Paraiso nach der Ortschaft Agudo, die von dem Morro Agudo, dem „Spitzberg", überragt wird. Dort wurde mir ein Vergnügen zuteil, auf das ich im Stromgebiet des Jacuhy nicht gerechnet hatte. In dem Geschäftshaus von Kegler und Gaupp, wo ich einkehrte, fand ich einen Stoß neuer Nummern der „Jugend", die der Vendist hielt. Mit dem Behagen eines literarisch stark Ausgehungerten machte ich mich ans Lesen.

Nachher ritt ich am Morro Agudo vorbei an den Jacuhy-Fluß, der hier die Richtung von Norden nach Süden hält, um sich später — bei Cachoeira — nach Osten zu wenden. Ich folgte dem Flußlauf ein Stück abwärts und setzte dann auf der Fähre nach dem jenseitigen Ufer über. Dort liegt am Fuße des Morro Antonio die kleine vorwiegend von Brasiliern und Italienern bewohnte Ort-

Digitized by Google

schaft Dona Francisca, die einer gleichnamigen Kolonie angehört. Bis etwas oberhalb dieser Ortschaft wird der Jacuhy mit Dampfern befahren. Bei einem deutschen Kaufmann, Herrn Pachali, fand ich über Nacht gastfreie Aufnahme.

Das Gebirge, das auf der rechten Seite des Jacuhy einsetzt, heißt Serra de São Martinho. In seinem südlichen Teile liegt die 1877 von der kaiserlichen Regierung angelegte Kolonie Silveira Martins. Ihre Bevölkerung besteht meist aus Italienern. Diese wiederum stammen, ebenso wie die Bewohner der andern italienischen Siedelungen, vorwiegend aus dem Norden der Halbinsel. Die Süditaliener haben sich als wenig brauchbare Elemente für die Kolonisation erwiesen. Wo sie dazu herangezogen wurden, sind sie zum größten Teil bald wieder davongelaufen. Hauptgegenstände des Feldbaues sind in Silveira Martins Mais und Reis. Die Kolonien bieten ein getreues Spiegelbild des Wesens der Ansiedler. Der Norditaliener ist fleißig und anspruchslos. Diesen Zügen seiner Art entspricht die Beschaffenheit der Güter: schöne Pflanzungen, schlechte Häuser. Wie dem Italiener ein Teller mageren Maisbreies zur Mahlzeit ausreicht, so ist er auch mit der allerdürftigsten Wohnung zufrieden. Eine kümmerliche Hütte, aus Holz oder ganz grob aus Stein aufgeführt, ungestrichen, ohne Fensterscheiben, nur mit ein paar Luken versehen, die durch roh gezimmerte Holzläden geschlossen werden — das genügt seinen Ansprüchen vollauf. Die Hauptsache ist ihm, daß er möglichst viel bares Geld zurücklegt. Hat er sich auf diese Weise ein kleines Vermögen erworben, so kehrt er häufig in die alte Heimat zurück. Anders der deutsche Einwanderer. Wenn dieser sich einmal in Brasilien ansässig gemacht und die Anfangsjahre überwunden hat, so geht er nur selten wieder nach Hause, und von denen, die so getan, hat manchen das Heimweh nach dem ehemaligen ungebundenen Leben in den Urwald zurückgetrieben. Während also der Deutsche aller Regel nach die Werte, die er im Lande schafft, auch im Lande wieder verbraucht, führt der Italiener den Ertrag seiner Arbeit zum großen Teil ins Ausland ab. Trotz des hierdurch augenscheinlich bedingten größeren Vorteils der deutschen Kolonisation für den nationalen Wohlstand hört man aus weiten Kreisen immer und immer wieder den Rat, die italienische Einwanderung zu fördern, die deutsche nach Kräften einzuschränken. Was hinter solchen Ratschlägen steckt, das ist der alte lusobrasilische Haß wider den überlegenen germanischen Stamm und der Gedanke der „deutschen Gefahr"; gegen diese

Digitized by Google

Regungen aber sind klare volkswirtschaftliche Ueberlegungen ebenso ohnmächtig wie die Götter gegen die Dummheit.

Ich hatte den Rio das Pedras überschritten und mich dann in die Berge der Serra de S. Martinho gewandt. Auf schmalem Pfade klomm ich teils durch besiedeltes Land, teils durch prachtvollen Urwald zur Höhe empor. Freier und freier ward der Blick. Tiefer, immer tiefer waren hinter mir die spitzen Gipfel des Morro Antonio und des Morro Agudo zu Tal gesunken; schon sah ich von gleicher Höhe zu ihnen hin. Auf der andern Seite aber entrollte sich jetzt in wunderbarer Wechselwirkung von Sonnenlicht und tiefblauen Schatten eine herrliche Landschaft ragender Fels- und Waldberge, die in unverbundenen Massiven geräumigen grünen Talgründen entstiegen. Auf der Höhe machte ich an einem klaren Quell eine ausgiebige Mittagsrast. Denn es war heiß und der Gaul hatte eine tüchtige Kletterarbeit hinter sich. Nachher erreichte ich eine breite Fahrstraße, die mich bald in die stattliche Ortschaft Silveira Martins führte. In zwei kleinen Stunden ritt ich von dort nach dem Dorfe Arroio Grande. Noch ehe ich es erreichte, war die Nacht hereingebrochen, eine herrliche Mondnacht. Bleiches Licht lag über Fels und Wald und Talgrund, spielte zitternd in feinen Rebenranken, floß mit breiten Wogen über schwankendes Korn, in lang hinrinnenden weißen Tropfen durch nächtig dunkle Palmenwipfel. Als sich vorhin die Abendschatten senkten, war etwas wie eine Sternschnuppe durch die dunkelnde Luft gehuscht und gleich darauf noch eine und noch eine. Jetzt sprühte und tanzte ein Funkenspiel von Tausenden rotglühender Leuchtkäfer um mich her. Es lag etwas von der Stimmung Eichendorffscher Lieder in dieser milden Südlandsnacht, ein Stück Wanderfreude, ein Stück Heimwehzauber.

Am folgenden Morgen erreichte ich nach kurzem Ritt über Kampland die Stadt Santa Maria da Bocca do Monte.

In dem kleinen, aber sauberen und freundlichen Gasthaus von Wilhelm Kühne stieg ich ab. Nachmittags unternahm ich einen Spaziergang durch die Stadt. Sie ist nach unsern Begriffen eigentlich ein Nest. Allein ich hatte meine Anschauungsweise bereits zu sehr den Erscheinungen des brasilischen Reiselebens angepaßt, um mich beim Anblick einer leibhaften Eisenbahnstation, einer Reihe von Droschken und der elektrischen Hängelampen der Hauptstraße wenigstens für den Anfang einem gewissen Gefühl staunender Bewunderung entziehen zu können. Es war wenig Leben in den Straßen, und die paar Leute, die sich in ihnen bewegten, schienen sich über

Digitized by Google

keinen Mangel an Zeit beklagen zu können. Eine verschlafene Stimmung lag über dem ganzen Bild. Die Tätigkeit, die ich einige Arbeiter an einem Neubau ausüben sah, paßte so recht dazu. Sie konnte als eine Art lehrhafter Veranschaulichung des Begriffes paciencia gelten. Auch bei uns daheim steht ja die ehrsame Zunft der Maurer nicht im Geruche übertriebener Emsigkeit. Sie arbeitet mit Bienenfleiß im Vergleich zu ihren brasilischen Kollegen. Diesen bei der Arbeit zuzusehen und zu beobachten, mit welcher behaglichen Bedachtsamkeit da jeder Stein den Weg durch die Hände zurücklegt, das ist ein wahrer Nerventrost.

Santa Maria zählt etwa 12 000 Einwohner. Die Stadt hat einen bedeutenden Handel in Kolonieprodukten, den sie ihrer vorteilhaften Lage als Knotenpunkt der — auf der Strecke Cazequi-Alegrete allerdings noch nicht ausgebauten — Eisenbahn Porto Alegre-Uruguayana und der Linie St. Maria-Passo Fundo verdankt. Diese Lage dürfte St. Maria für kommende Zeiten, wenn jene Bahnen einmal Teile oder Zweigstrecken großer südamerikanischer Linien sein werden, eine glänzende Entwicklung sichern.

Unter der Einwohnerschaft ist neben dem brasilischen und dem italienischen auch das deutsche Element stark vertreten, da seinerzeit die alte Kolonie Santa Maria der Stadt einen bedeutenden Zuzug deutscher Familien verschaffte. Avé-Lallemant sagt in seiner „Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858" von Santa Maria: „Zu beschreiben brauche ich es gar nicht. Man denke sich in einen reichen Marktflecken an der Bergstraße oder sonstwo am Eingang ins Gebirge, und man ist mitten in Santa Maria. Sogar der Pfälzer Dialekt klingt als Landessprache hier in den Straßen umher und treibt hier wie dort im fröhlichen Leben sein Wesen." Doch hat gerade in St. Maria die deutsche Sprache einen starken Rückgang erlebt. Soll sie auch in jüngster Zeit — wohl unter dem Einfluß ihrer steigenden Bedeutung für den Geschäftsverkehr — in Kreisen, die sie vordem aufgegeben hatten, wieder an Boden gewinnen, so sieht es doch noch schlecht genug mit dem Deutschtum in St. Maria aus. Bedeutender noch als in Porto Alegre ist hier der Bruchteil von Leuten deutscher Abkunft, die die Muttersprache abgelegt oder schon in der Jugend nicht gelernt haben. Andern, die sich ihrer selbst als Umgangssprache bedienen, sind die deutschen Benennungen ganz alltäglicher Begriffe abhanden gekommen. Bezeichnend hierfür ist ein Fall, den ich gleich nach meinem Eintreffen in St. Maria erlebte. Im Gasthaus aßen zwei Leute

Digitized by Google

Partie aus einer alten Siedelung.

Digitized by Google

mit mir zuſammen am Tiſch, die ſich abwechſelnd in deutſcher und in portugieſiſcher Sprache unterhielten, alſo deutſcher Abkunft waren. Als ich aber einen von ihnen bat, mir einen Löffel herüberzureichen, ſtutzte er und verſtand mich nicht. „Ah ſo, einen colher!“ ſagte er einen Augenblick darauf, als er an der Richtung meines Blickes erkannte, was ich haben wollte.

Abends ging ich in ein wanderndes Variété, das gerade in der Stadt war. Ich verließ es höchſt befriedigt. Denn nichts macht mir mehr Spaß, als ſchlechte Vorſtellungen, und eine der froheſten Stunden meines Daſeins verdanke ich einer „Tell“-Aufführung in einer kleinen Stadt, bei der in der Mordſzene die Landsknechte durch die Felſen brachen, daß ihre Lanzenſpitzen aus dem Pappdeckel hervorſahen und der Landvogt einigermaßen verſtört in einer andern hohlen Gaſſe zum Vorſchein kam, als der, welche der Held ſo zuverſichtlich als den einzigen Weg nach Küßnacht bezeichnet hatte.

Digitized by Google

Das Volkstum der alten deutschen Siedelungen von Rio Grande do Sul und seine Stellung im Staate.

Ich habe den Leser in ziemlicher Eile durch das Hauptgebiet der deutschen Siedelung von Rio Grande do Sul geführt, habe ihm dieses und jenes Bild aus ihrem Leben gezeigt. Eine allgemeinere Darstellung der Verhältnisse aber bin ich ihm noch schuldig.

Nationales Selbstbewußtsein, stolzes Festhalten an der Volkseigenart ist im allgemeinen nicht die stärkste Seite deutschen Wesens. Die Tatsache ist ebenso unbestreitbar wie traurig. In Porto Alegre tritt sie augenfällig genug zutage. Um so merkwürdiger mag die Zähigkeit erscheinen, mit der die Deutschen der ländlichen Siedelungen in Rio Grande, wie ja auch in Santa Catharina, ihr Volkstum bewahrt haben.

Worin sollen wir die Gründe dieser Tatsache suchen?

Eine wichtige Rolle spielt jedenfalls der konservative Geist unseres Bauernstandes, der weniger gern und leicht als der an Veränderungen gewöhntere, zu Veränderungen geneigtere Städter Altüberkommenes aufgibt. Und die Siedler, die die alten deutschen Kolonien Südbrasiliens schufen, bestanden zum weitaus überwiegenden Teile aus Kleinbauern und Bauernknechten. Freilich sind auch Städter aus Deutschland in die Kolonien gekommen. Doch waren sie, wie gesagt, in der Minderzahl. Auch haben sich die meisten von ihnen, weil sie sich in das Ansiedlerleben nicht finden konnten, gerade so wie heute in die Städte verlaufen.

Allein in diesem Umstande, in dem Ueberwiegen des Bauernstandes unter den alten Ansiedlern, liegt nicht der ganze Grund der Erhaltung des Deutschtums in den südbrasilischen Kolonien.

Digitized by Google

Haben doch in Nordamerika von deutschen Bauern gegründete Niederlassungen binnen kurzer Zeit ihr Volkstum aufgegeben. Warum nicht auch in Brasilien? Man sagt, die Erklärung liege in der nahen Verwandtschaft des deutschen Stammes mit dem angelsächsischen, seiner Grundverschiedenheit von den Rassen, aus denen sich die Bevölkerung Brasiliens zusammensetzt. Zweifellos hat dieser Umstand einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge ausgeübt. Aber noch manches andere spielt mit.

Von außerordentlicher Bedeutung war die Geschlossenheit und Abgeschlossenheit der deutschen Kolonien. Auf ausgedehnten Ländereien, die teils die Staatsregierung, teils Privatleute besiedelten, wurden in langen Pikaden deutsche und nur deutsche Kolonisten ansässig gemacht. Manche von ihnen oder ihren Kindern sind später aus den Koloniegebieten weitergewandert. Die einen haben sich, einem Hang zur Einsamkeit folgend, in tiefer Wildnis niedergelassen und dort ihre Rossa geschlagen und bebaut. Andere sind hinausgezogen, im Urwald ein abenteuerliches Dasein zu führen, sind zu Waldläufern geworden, die es in ihrem Handwerk selbst den eingeborenen Bewohnern der Wildnis zuvortaten. Wieder andere haben sich unter den Brasiliern, auf dem Kamp oder in den Städten, eine Lebensstellung gesucht. Alle diese aber oder ihre Nachkommen sind naturgemäß dem Deutschtum verloren gegangen, ausgenommen vielleicht, wenn sie in der neuen Heimat wiederum an einem Kreis von Stammesgenossen einen Halt fanden. In den geschlossenen Siedelungen aber entwickelte sich ein rein deutsches Leben. Der Handel, soweit er den unmittelbaren Geschäftsverkehr mit den Kolonisten zum Gegenstand hatte, kam in deutsche Hände. Die großen Privatkolonien in Santa Catharina: Dona Francisca und Blumenau gehörten Deutschen und standen demgemäß unter deutscher Verwaltung. Aber auch den mit Deutschen besiedelten Regierungskolonien wurden fast durchgängig deutsche Direktoren gegeben.*) So waren diese Gebiete fremdem Einfluß kaum zugänglich. Eine ganz augenfällige Folge hiervon ist die, von der ich schon erzählt habe: daß in manchen Gebieten der deutschen Siedelung die Nachkommen der Neger, die sich dort vereinzelt als Tagelöhner oder Knechte niedergelassen haben, häufig keine andere Sprache sprechen als Deutsch, und zwar genau die gleiche Mundart wie die kolonieeingesessenen Bauern.

*) Cannstatt, Brasilien, Land und Leute, S. 449.

Digitized by Google

Die Siedelungen schlossen sich um so fester gegen den Einfluß der brasilischen Umgebung ab, als ja die Lebensverhältnisse der brasilischen Nachbarn von denen der deutschen Kolonisten so ganz und gar verschieden waren. Jene lebten auf dem Kamp als Viehzüchter oder Knechte, Tropeiros oder Carreteiros, im Urwald von Jagd, Fischfang und einer nur sehr beschränkten und ganz roh betriebenen Feldwirtschaft und immer, soweit es sich um die Masse des Volkes handelt, in den allerkümmerlichsten Lebensverhältnissen. Die Deutschen dagegen schufen sich als Bauersleute nach und nach Zustände, die ihnen eine ungleich höhere Lebenshaltung, ein behagliches, oft wohlhäbiges Dasein ermöglichten. So gewöhnten sie sich daran, auf ihren brasilischen Nachbar herabzusehen, und blieben mit Stolz des Vorzuges ihrer Volkseigenart bewußt.

Welchen Einfluß gerade der eben erörterte Umstand, die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse des eingewanderten und des einheimischen Elementes, ausgeübt hat, das beweist am besten der Umstand, daß da, wo diese Verschiedenheit nicht vorhanden ist, sich eine allmähliche Anpassung der Deutschen an das brasilische Volkstum vollzieht. Das gilt nicht nur für die großen Städte, in denen die brasilische Bevölkerung den Stamm und die überwiegende Mehrheit bildet und deren Zuzug dem städtischen Auswandererelement angehört. Aehnlich wie dort verhält es sich auch da, wo innerhalb der deutschen bäuerlichen Siedelung bedeutendere Verkehrsplätze herangewachsen sind, deren Geschäftswelt sich teilweise aus einheimischen Kreisen ergänzt. Die schon geschilderten Zustände in der Stadt São Leopoldo sind ein bezeichnendes Beispiel hierfür.

In einem der Erhaltung des Deutschtums günstigen Sinne hat neben den schon genannten Umständen jedenfalls der stete Zuzug aus Deutschland gewirkt, zumal die Zugewanderten in der Regel das Uebergewicht höherer Bildung auf ihrer Seite hatten.

Momente, denen in demselben Sinne eine ganz wesentliche Bedeutung innewohnt, sind ferner die in den Kolonien erscheinenden deutschen Zeitungen, die mancherorts bestehenden deutschen Büchereien, vor allem aber das Kirchen- und Schulwesen der deutschen Siedelungen. Die Seelsorge beider Konfessionen wird durch deutsche Geistliche versehen. Was die Schulen der Kolonien angeht, so sind es — und das ist ein sehr wichtiger Umstand — zum größten Teil Privatschulen, die von Gemeinden unterhalten werden. Ihr Unterricht erfolgt ausschließlich in deutscher Sprache, während das Portugiesische höchstens als fremde Sprache gelehrt wird. Diese deutsch-

Digitized by Google

brasilischen Privatschulen beziehen vom Deutschen Reich eine — allerdings nicht sehr hohe — Subvention. Neben den Privatschulen bestehen, namentlich in den Kolonieſtädten, doch auch hier und dort in den Pikaden, Schulen der Staatsregierung. Hier soll der Unterricht offiziell in portugiesischer Sprache erfolgen. In Wirklichkeit aber bedient sich auch an den Regierungsschulen der Lehrer in ausgedehntem Maße oder selbst ausschließlich der deutschen Sprache, da ihn die Kinder sonst nicht verstehen würden, oft auch aus dem noch zwingenderen Grunde, weil er selber kein Portugiesisch kann. Der Staat könnte für die den größeren Verkehrsmittelpunkten ferngelegenen deutschsprachlichen Gebiete überhaupt nicht genug Lehrer finden, die der portugiesischen Sprache mächtig wären. Darum nimmt man es wohl oder übel mit diesem Erfordernis wie mit dem der sonstigen Befähigung des Bewerbers zum Lehrfach und mit einer der Form halber abgehaltenen Prüfung nicht sehr ernst und achtet vor allem darauf, daß der Lehrer ein gesinnungstüchtiger Anhänger der herrschenden Partei ist. So kommt es, daß in den alten deutschen Kolonien heute noch viele Leute die portugiesische Sprache gar nicht oder nur in sehr geringem Maße beherrschen.

Dieser Umstand hat fraglos seine ungünstigen Seiten. Nicht nur, daß sich dem einzelnen ungleich bessere Bedingungen des Fortkommens bieten, wenn er des Portugiesischen mächtig ist, auch die Möglichkeit, daß das deutsche Element einen politischen Einfluß gewinne, wird durch die Unkenntnis der Landessprache ungünstig beeinflußt. Auf der andern Seite bringt die verbreitete Kenntnis des Portugiesischen die Gefahr mit sich, daß diese Sprache die deutsche ganz und gar verdränge, zumal die Kinder zu ihrer Bevorzugung schon deswegen neigen, weil sie ihrer Zunge geringere Schwierigkeiten entgegensetzt.

Gerade in diesem Zwiespalt ist vielleicht dem in den deutschen Kolonien Südbrasiliens so entwickelten Vereinsleben ein noch wichtigerer Einfluß vorbehalten, als es ihn jetzt schon ausübt. Wir lachen ja gern in einer Art Selbstbespottung über den deutschen Vereinstrieb, der auf der südlichen Hälfte der Erdkugel eine Fülle genau der gleichen Turn-, Gesang-, Schützen- und Regelvereine und -vereinchen hat emporwachsen lassen, wie wir sie in Deutschland um uns sehen. Indessen haben gerade dort, inmitten eines fremden Volkstums, diese deutschen Vereine eine große Bedeutung. Eben weil sie etwas spezifisch Deutsches sind, festigen sie das Ge-

Digitized by Google

fühl der Zusammengehörigkeit unter den Mitgliedern und des Gegensatzes gegen die fremde Umgebung. In ganz besonderem Maße wohnt diese Bedeutung den deutschen Gesangvereinen inne. Schließt diese doch schon ihr Zweck, die Pflege des deutschen Liedes, ganz von selbst gegen alles Nichtdeutsche ab. Und gerade die Form der Geselligkeit, die sich in die Gestalt des Gesangvereins kleidet, hat unter unsern Landsleuten einen guten Boden. Der Deutsche mag alles hinter sich geworfen haben, was ihm im Leben lieb und wert war, er mag mit der ganzen Gesellschaftsordnung unserer Welt im Hader liegen, die Freude an seinem Lied nimmt er in den fernsten Weltteil mit. Eine wirksame Veranschaulichung der Tatsache bildet jene Tafelrunde, von der ich früher erzählt habe: ein in der Vende versammelter Kreis hinterwäldlerischer Gestalten, der das Studentenlied von der entschwundenen Burschenherrlichkeit anstimmt. Und wie oft habe ich da drüben Weisen erklingen hören, die vom Brunnen vor dem Tore, dem Mühlenrad im kühlen Grunde, dem Krug zum grünen Kranze sangen! —

Die Erkenntnis der Gründe, denen die Erhaltung des Deutschtums in den alten Kolonien zuzuschreiben ist, zeigt gleichzeitig die Mittel, den Gefahren zu begegnen, die unser Volkstum in Süd-Brasilien bedrohen. Diese Mittel sind vor allem: Förderung der deutschen Einwanderung in das Land und Förderung des dortigen deutschen Kirchen- und Schulwesens, wobei es für den Unterrichtsplan der Schulen als wünschenswert zu bezeichnen ist, daß er auch die Unterweisung in der Landessprache enthalte. Für die von Deutschen neu angelegten Siedelungen erfordert das nationale Interesse außerdem tunlichste Freihaltung von nichtdeutschen Elementen; überdies empfiehlt sich die Begünstigung von Vereinsbildungen deutschen Charakters.

Eine besondere Pflicht des Reiches ist natürlich der nachdrückliche Schutz der reichsdeutschen Bewohner des Landes, eine Pflicht, die in früheren Zeiten leider bisweilen vernachlässigt worden ist. Von hohem Wert wäre außerdem die Beseitigung der Gesetzesbestimmung, daß die Reichsangehörigkeit verloren geht, wenn der Inhaber zehn Jahre im Auslande weilt, ohne sich in die Konsulatsmatrikel eintragen zu lassen. Bleibt der Einwanderer ohne besonderes Zutun von seiner Seite Deutscher, so wird er es sich nicht eigens angelegen sein lassen, seine Staatsangehörigkeit gegen die brasilische auszutauschen. Dagegen heißt es dem Mann entschieden zu viel zumuten, wenn man verlangt, daß er, um nur die „Verjährung" seiner Zugehörigkeit zum Reich zu vermeiden, eine recht

Digitized by Google

erhebliche Immatrikulationsgebühr bezahle — ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, welche die rückständigen Verkehrsverhältnisse in vielen Fällen der Uebermittelung seines Gesuches in den Weg legen. Der Kolonist, der sich vielleicht eben aus den allerdürftigsten Vermögensverhältnissen emporgearbeitet hat, der recht wenig bares Geld in die Hände bekommt und immer noch gewöhnt ist, jeden Vintem umzudrehen, ehe er ihn ausgibt, wird sich schwer zu jener Aufwendung entschließen, zumal ihm vielleicht aus der Vergangenheit der deutschen Siedelungen Beispiele vor Augen stehen, wo die deutsche Reichsangehörigkeit ihrem Inhaber bei erlittenem Unrecht keinen Pfifferling genützt hat. —

Was die Stellung der deutschen Bauernschaft von Rio Grande in der inneren Politik des Landes angeht, so hatte seinerzeit in ihren Kreisen die revolutionäre Bewegung der föderalistischen Partei starke Sympathien. Später aber, als gerade von jener Seite unerhörte Uebergriffe gegen Gut und Leben deutscher Kolonisten vorkamen, wandten sich diese mehr und mehr von ihr ab. Heute stehen die Deutschen Rio Grandes dem politischen Leben des Staates ziemlich teilnahmslos gegenüber. Obgleich natürlich jederzeit über dies oder jenes wacker — und häufig mit Recht — geschimpft wird, so kann doch die Regierung mit dem deutschen Kolonistenstand recht zufrieden sein. Im Gegensatz zu weiten Schichten der lusobrasilischen Bevölkerung, die bei einem Umsturz wenig zu verlieren und viel zu gewinnen haben, liegen diesem Element aufrührerische Gedanken und Bestrebungen durchaus fern.

Wenn ich soeben von der Regierung gesprochen habe, so könnte ich vielleicht statt dessen den bezeichnenderen Ausdruck „die regierende Partei" gebrauchen. Zur Erklärung des Begriffes „Partei" aber muß von vornherein gesagt werden, daß hierzulande in den politischen Parteien schlechterdings nichts anderes zu erblicken ist, als gewisse durch gemeinsame oder widerstrebende Interessen und durch persönliche Beziehungen, Vetternschaften, Freundschaften, Feindschaften verbundene oder getrennte Cliquen, von denen jede danach strebt, obenauf zu kommen. Irgendetwas, was einer leitenden Idee oder einem Parteiprogramm nach unsern Begriffen ähnlich sähe, gibt es nicht. Ueberaus bezeichnend für die Bedeutung der Partei im Staatsgetriebe ist die Wirkung, die während meines Aufenthaltes in Santa Cruz der Tod des Chefs der gegenwärtig herrschenden republikanischen Partei, Dr. Julio Prates de Castilhos, im Lande hervorrief. Castilhos war zur Zeit der Revolution Staatspräsident gewesen und hatte den Aufstand mit Tatkraft und rück-

Digitized by Google

sichtsloser Strenge niedergeworfen. Auch nachdem im Jahre 1897 Dr. Borges de Medeiros an seine Stelle als Staatsoberhaupt getreten war, blieb er der Führer der republikanischen Partei. Als solcher war er die maßgebende Persönlichkeit im Staate, den er mit außerordentlichem Geschick, aber auch mit vollständig diktatorischer, jeden Widerspruch ausschließender Gewalt beherrschte. Den Charakter dieser Gewalt kennzeichnet nichts besser als die atemlose Spannung, die jetzt nach dem Tode des Führers über dem Volke lag und das hilflose: Was nun?, das allenthalben im Lande widerklang. Daß der Staat ein auf Grund der Verfassung eingesetztes Oberhaupt nach wie vor besaß, schien darüber ganz und gar vergessen. Erst als die Neuwahl des Parteichefs auf die Person des Dr. Borges de Medeiros fiel, trat dieser aus dem Halbdunkel seiner Präsidentenstellung ans politische Tageslicht und ist seitdem von Partei Gnaden in Wahrheit der Leiter des Staates.

Die herrschende Partei ist allmächtig. Sie vergibt die Staatsstellen, die höchsten wie die niedrigsten, an ihre Anhänger. Auch da, wo die Besetzung eines Amtes von einer Volkswahl abhängig ist, weiß sie ihre Leute anzubringen. Und wehe dem, der sich gegen solche Machenschaften auflehnen wollte! Die republikanische Freiheit besteht nur auf dem Papier. In Wahrheit schlägt die Willkürherrschaft der Partei jedem freiheitlichen Grundsatz ins Gesicht.

Zu den durch derartige Verhältnisse geschaffenen Mißlichkeiten kommen für die nicht-brasilischen Volksteile, namentlich aber gerade für die Deutschen, noch die Beeinträchtigungen hinzu, die dem Haß nativistischer Kreise entspringen. Dieser Haß ist so alt wie die deutsche Siedelung selbst. Noch heute gilt, was Tschudi sagt:*) „Die Deutschen sind weder in Porto Alegre noch in den Koloniedistrikten besonders beliebt, von einer gewissen ultranativistischen Partei sogar gründlich gehaßt. Sie fürchtet sich nämlich und spricht es auch gelegentlich unverhohlen aus, daß durch die Ueberhandnahme des deutschen Elementes ihre Nationalität gefährdet werde, als ob das reine Blut der Abkömmlinge der ersten Ansiedler dieser Provinz (Portugiesen von den Azorischen Inseln), das durch jahrhundertelange Kreuzung mit Negern schon recht gründlich verdorben wurde, durch Vermischung mit der germanischen Rasse verschlechtert würde! Das glauben selbst die eingefleischten Nativisten nicht ernstlich, aber sie fürchten sich vor einem moralischen und politischen Uebergewicht

*) Reisen durch Südamerika, Bd. IV, S. 15.

Digitized by Google

der Deutschen .... Fremdenhaß ist ihnen identisch mit Patriotismus . . ."

Damals, als ich in Rio Grande weilte, kam der alte Haß einmal wieder zum Ausbruch in einem Relatorium des Direktors der öffentlichen Arbeiten, Dr. Parobé. In diesem warnte der Staatssekretär unter besonderer Bezugnahme auf das deutsche Element, das sich am meisten gegen die Verschmelzung mit dem brasilischen Volkstum sträube, den Zuzug der fremden Einwanderer sich vergrößern zu lassen. „Wir dürfen nicht vergessen", hieß es, „daß die natürliche Veranlagung dieser Menschen nicht gerade geeignet ist, unsern moralischen Fortschritt zu fördern, was doch die Hauptsache ist."

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich auf diese Auslassung hin. „Koseritz' Deutsche Zeitung" war die erste, die eine nachdrückliche Gegenkundgebung brachte. Fast die gesamte deutsche Presse Rio Grandes erklärte sich im gleichen Sinne. Eine große Anzahl deutscher Blätter des übrigen Brasilien und selbst Argentiniens schlossen sich an. Die Deutschen von Porto Alegre erhoben diesmal fast geschlossen ihre Stimme. Die deutschen Vereine, mit Ausnahme von zweien, faßten eine Eingabe an den Staatspräsidenten ab, in der sie sich gegen die Auslassung des Relatoriums verwahrten und den Präsidenten baten, er möge die geeignete Form finden, um dem eingewanderten Element für die ihm widerfahrene „frivole Beleidigung" Genugtuung zu geben. Es schien geradezu, als ob die Relatoriumsangelegenheit entschlafene Geister geweckt habe, als ob darüber weite Kreise, die ihrem Volkstum fremd zu werden begannen, sich einmal wieder auf sich selbst besonnen hätten.

Die offizielle Antwort des Staatspräsidenten fiel vollständig nichtssagend aus. Doch gab Dr. Borges de Medeiros dem Deutschtum auf andere Weise eine Genugtuung. Er richtete an den Vorsitzenden des „Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande", Herrn Dr. Jannasch, einen Brief, in dem er ihm für seine Verdienste um Rio Grande dankte und ihn zu einem Besuche des Landes einlud.

Dr. Jannasch hat nachmals der Einladung Folge geleistet. Interessant ist, daß bei seiner Anwesenheit Dr. Parobé eine ganz veränderte Stellungnahme gegenüber der deutschen Kolonisation kundgegeben hat. Ob die Bekehrung des Ministers ernst aufzufassen war, bezweifle ich. Doch kann die Frage dahingestellt bleiben, da Dr. Parobé mittlerweile aus dem Staatsdienst ausgeschieden ist.

Digitized by Google

Kulturelle und wirtschaftliche Verhältnisse der alten deutschen Siedelungen von Rio Grande do Sul.

Um auf die geistige Kultur der deutschen Siedelungen zu kommen, so war es in früherer Zeit ein arger Uebelstand, daß viele Pikaden keine Schule hatten. Heute ist wenigstens dieser Uebelstand weggefallen. Das Gebiet der deutschen Siedelung ist ziemlich durchgehend in hinlänglichem Maße mit Unterrichtsanstalten versehen. Zum größten Teil sind es Privatschulen, in denen der Unterricht in deutscher Sprache erfolgt. Welche Bedeutung dieser letztere Umstand für die Erhaltung des Deutschtums hat, davon habe ich schon gesprochen. Im übrigen aber läßt sich von den Schulen der Kolonien wenig Gutes berichten. Außer den von gebildeten Theologen geleiteten verfügen nur wenige dieser Anstalten über Kräfte, die den Anforderungen ihrer so überaus wichtigen Aufgabe entsprechen. Wer die Stellung eines Kolonieschulmeisters annimmt, der tut es gewöhnlich nicht aus innerem Beruf. Ein großer Teil der Lehrer besteht aus Kolonieeingesessenen, die nicht die körperliche Leistungsfähigkeit haben oder die zu bequem sind, sich ausschließlich durch Kolonistenarbeit oder Handwerk zu ernähren, im übrigen aber nicht einmal fehlerfrei schreiben können. Viele andere sind Einwanderer aus Deutschland, die die Lehrerstellung als Anfangsstufe zu einer glänzenderen Zukunft und häufig genug die Branntweinflasche als einzigen Trost der minder glänzenden Gegenwart betrachten.

Die Stellung eines südbrasilischen Pikadenlehrers ist in der Tat nichts weniger als beneidenswert. Der Lehrer ist der Angestellte der Schulgemeinde, und daß diese Brotgeberin ihre wirtschaftliche

Digitized by Google

Uebermacht nach Kräften ausbeutet, läßt sich bei dem harten, rücksichtslosen Sinn, der den deutsch-brasilischen Bauern in noch höherem Maße als den Stammes- und Standesgenossen in der alten Heimat auszeichnet, ohne weiteres begreifen. „Der Schulmeister wird von uns bezahlt, darum ist er unser Knecht", das ist die Auffassung der Schulväter. Der Gehalt, den sie dem Lehrer zahlen, ist meist geradezu kläglich gering, oft beträgt er nicht mehr als 25 Milreis im Monat. Darum ist der Pikadenlehrer stets darauf angewiesen, einen Teil seines Unterhaltes durch seiner Hände Arbeit nebenher zu erwerben.

Unter derartigen Verhältnissen leidet der Gute mit dem Schlechten. Keine Frage, es gibt unter den Riograndenser Kolonielehrern Männer von der äußersten Pflichttreue, von aufopfernder Hingabe an ihren Beruf. Aber auch sie werden der Unzuträglichkeiten, die die Abhängigkeit von eigensinnigen, eigensüchtigen Bauern auf Schritt und Tritt mit sich bringt, müde, und kehren wohl schließlich ihrem Berufe mit bitterem Ueberdruß den Rücken.

So haben die Riograndenser Kolonien die unwürdigen Zustände ihres Schulwesens in letzter Linie sich selbst zuzuschreiben. Wollten die Bauern dem Lehrer eine angemessene Lebensstellung einräumen und vor allem einen angemessenen Gehalt bezahlen, kein Zweifel, sie fänden zur Unterrichtung ihrer Kinder geeignete Kräfte genug, die ihrem Berufe auch treu bleiben würden; um so mehr gerade, weil viele hinreichend gebildete Leute aus Deutschland herüberkommen, die ihre ursprüngliche Absicht, sich als Ansiedler niederzulassen, aufgeben und sich nach einer ihren Fähigkeiten und ihren Ansprüchen ans Leben entsprechenderen Stellung umsehen.

So wie die Verhältnisse aber gegenwärtig noch liegen, haben sie einen beklagenswert niedrigen Bildungsgrad der deutschen Kolonisten von Rio Grande zur Folge. Gerade die Bildung der jüngeren Geschlechter steht durchschnittlich tiefer als die ihrer Väter, die aus Deutschland herübergekommen sind. Schon die Tatsache, daß in vielen Familien der Großvater der einzige ist, der eine Zeitung liest, spricht eine deutliche Sprache.

In Porto Alegre und den Koloniestädten liegen die Verhältnisse natürlich günstiger als in weltentlegenen Koloniepikaden. Was den Lehrplan der dortigen Schulen angeht, so geben sie dem Schüler, der sämtliche Klassen durchgemacht hat, eine gründliche Elementarbildung. Höhere deutsche Schulen aber bestehen in Südbrasilien nicht. Der Vater, der seinem Sohn eine ausgedehntere Bildung

Digitized by Google

zuteil werden lassen möchte, ist bedauerlichermaßen genötigt, ihn entweder mit schweren Kosten in Europa unterrichten zu lassen oder ihn dem entdeutschenden Einfluß einer brasilischen Bildungsanstalt auszusetzen.

Viele Kolonieschulen werden durch Geistliche geleitet, die regelmäßig mit ihrem Hauptberuf den eines Lehrers verbinden.

Die evangelischen Kirchengemeinden werden durch den „Verein für die protestantischen Deutschen in Amerika", durch den „Gustav-Adolf-Verein", den „Lutherischen Gotteskasten", den „Evangelischen Hauptverein für deutsche Auswanderer" und den „Allgemeinen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande" unterstützt. Außerdem ist in Rio Grande die nordamerikanische lutherische „Missouri-Synode" tätig, die mit sehr bedeutenden Geldmitteln arbeitet. Die Pfarrstellen sind teils mit akademisch gebildeten Theologen, teils mit Zöglingen der Baseler und der Rheinischen Missionsschule besetzt. Die Missouri-Synode schickt deutsch-amerikanische Theologen ins Land, hat jedoch auch schon durch Vermittelung des lutherischen Gotteskastens Geistliche aus Deutschland herangezogen. So sind die meisten Pfarrstellen mit Theologen vom Fach besetzt. In dieser und jener Pikade freilich versieht irgendein Schuster oder Schneider, der einigermaßen lesen, schreiben und reden kann, den Gottesdienst und verdient sich mit Predigt, Taufe und Begräbnis schlecht und recht ein paar Groschen nebenher.

Ein großer Teil der evangelischen Geistlichen von Rio Grande hat sich zu einer Synode zusammengeschlossen.*)

Der katholische Gottesdienst ruht vorwiegend in den Händen des in Rio Grande zahlreich vertretenen Jesuitenordens. Die diesem angehörigen Pfarrer haben an dem Orden ihren Rückhalt. Der protestantische Geistliche dagegen pflegt seiner Gemeinde in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältnis gegenüber zu stehen wie der Lehrer einer Privatschule. Der Staat kümmert sich in Brasilien nicht um die Religion und ihre Ausübung. Darum stellt jede Kirchengemeinde ihren Pfarrer selbst an, natürlich auch mit möglichst geringem Gehalt. Neben diesem Gehalt bezieht der Pfarrer für einzelne seiner Amtshandlungen, wie Taufen, Trauungen usw., Gebühren, die er selbst beitreiben muß. Reibereien und Feindseligkeiten sind auch hier die häufige Folge.

*) Näheres über das evangelische Kirchenwesen in Rio Grande bei Hoppe, „Aus dem Leben eines brasilischen Urwaldpfarrers".

Digitized by Google

Was die landwirtschaftlichen Zustände der Kolonien angeht, so steht auch in Rio Grande die Bodennutzung noch auf der Stufe des Raubbaues. Eine intensive Wirtschaft, die den Acker durch Düngung bei dauernder Ertragsfähigkeit zu halten sucht, wird bis jetzt nur hier und dort versuchsweise betrieben.

Die wichtigsten Gegenstände des Feldbaues sind Bohnen, Mandiok, Tabak und Mais. Im Jahre 1902 betrug die Ausfuhr des Staates an Bohnen 338 736 Sack (zu 60 Kilogramm) im Werte von 2 062 508 Milreis, die an Mandiokmehl 560 282 Sack im Werte von 1 368 582 Milreis, die an Tabak 58 243 Zentner im Werte von 998 964 Milreis. Das Hauptgebiet der Tabakpflanzung ist die Kolonie Santa Cruz. Was den Mais angeht, so wird er als Viehfutter in großen Mengen im Lande selbst verbraucht. Die Ausfuhr ist verhältnismäßig unbedeutend.

Zuckerrohrbau wird in manchen Teilen von São Leopoldo wie auch in der Kolonie S. Angelo in ziemlichem Umfang betrieben. Das Rohr wird zum größten Teil von den Bauern in eigenen Brennereien zu Schnaps verarbeitet. In den westlichen Teilen der alten Koloniezone, in Butucarahy, S. Angelo, Silveira Martins bestehen auch sehr bedeutende Reispflanzungen, während der Anbau von Bohnen hier ebenso wie in Santa Cruz zurücktritt. Kartoffeln werden in größeren Mengen in der Schwabenschneiz (São Leopoldo), vor allem aber in der Kolonie São Lourenzo gepflanzt, anderwärts nur für den eigenen Bedarf. Der Ertrag an Roggen übersteigt den Bedarf des Landes nicht, während Weizen sogar noch in großen Mengen, meist aus Argentinien, eingeführt wird. Hafer- und Gerstenbau sind unbedeutend. Der Weinbau, zu dem man vorwiegend die nordamerikanische Rebe verwendet, wird, wie schon erwähnt, hauptsächlich von den italienischen Kolonisten, nur in ganz beschränktem Umfang von den Deutschen betrieben. Kaffee wird an einigen geschützten Stellen gepflanzt. Sein Ertrag reicht, ebenso wie der der Baumwolle, nicht aus, den Bedarf des Landes zu decken. Eine sehr bedeutende Ausfuhr besteht dagegen in Zwiebeln sowie in Pfeffer und Tomaten. Der Wert der ersteren belief sich auf 478 833, der der letzteren auf 290 346 Milreis.

Von sonstigen Erträgen des Feldbaues werden ausgeführt: Wachs, Früchte, Kanariensamen (Alpiste), Erdeicheln (Amendoim), Saubohnen, Kürbisse, Heu, Erbsen.

Die Haupttragsquelle der Riograndenser Landwirtschaft ist die Schweinezucht. Sie ergab im Jahre 1902 eine Ausfuhr von

Digitized by Google

5 572 300 Kilogramm Schmalz zu 5 554 197 Milreis, 1 023 764 Kilogramm Fleisch zu 448 344 Milreis und 38 618 Kilogramm Speck zu 28 830 Milreis.

Auch die Geflügelzucht ist bedeutend. Die Zucht von Rindvieh dagegen, die in Blumenau im Staate Santa Catharina die Haupterwerbsquelle der Landwirtschaft bildet, tritt in den hiesigen Kolonien ganz in den Hintergrund. Der Wert der Riograndenser Butterausfuhr erreichte nur die Höhe von 5825 Milreis, während Blumenau allein Butter im Werte von etwa 980 000 Milreis ausführte.

Der Wert der landwirtschaftlichen Ausfuhr von Rio Grande hat 1902 im ganzen 12 332 854 Milreis betragen. Unter den Erwerbszweigen des Landes steht die Landwirtschaft an zweiter Stelle. Die Viehzucht der Kampgebiete liefert einen zwei- bis dreimal so hohen Ausfuhrertrag. Er belief sich im Jahre 1902 auf 33 079 895 Milreis. Die industrielle Ausfuhr des Landes hat in dem gleichen Jahr für Gewebe und Gewirke 2 355 052, für Nahrungsmittel und Getränke 786 671 und für sonstige Fabrikate 2 938 015 Milreis eingebracht.

Für den Absatz des Ertrages der Kolonien kommen außer den Eisenbahnlinien Uruguayana—Margem, Passo Fundo—Santa Maria, Taquara—Porto Alegre und Bagé—Rio Grande vor allem die Wasserstraßen in Betracht, die die Flüsse Jacuhy, Taquary, Cahy, Sinos und Guahyba sowie die bei Rio Grande ins Meer ausmündende Lagôa dos Patos bieten. Je nach der Verschiedenheit der Entfernung einer Siedelung von diesen großen Linien, von den über See ausführenden Häfen und bedeutenderen inländischen Verbrauchsplätzen sind auch die von den Produzenten der Riograndenser Kolonien erzielten Absatzpreise zu gleichen Zeitpunkten sehr verschieden.

Der Geschäftsverkehr zwischen Kolonist und Kaufmann weist in Rio Grande ein Merkmal auf, das auch das wirtschaftliche Leben von Santa Catharina kennzeichnet. Wie dort, so betreibt auch hier die Kolonie-Vende Kleinverkauf und Vermittelung der Ausfuhr nebeneinander. Der nämliche Geschäftsmann, der dem Bauern sämtliche Gegenstände seines täglichen Lebens liefert, kauft von ihm zu gleicher Zeit die Erträge seines Landbaues und seiner Viehzucht und setzt sie nach den über See ausführenden Plätzen ab. Daneben gibt es in Rio Grande, namentlich im Munizip São Leopoldo, allerdings auch Händler, die sich ausschließlich mit dem Aufkauf und der Weiterveräußerung der landwirtschaftlichen Pro-

Digitized by Google

dukte, namentlich des Mandiokmehls, des sogenannten „Farin", beschäftigen. In der Hauptsache wird aber auch hier der Absatz durch die Venden vermittelt. Die naturgemäße Folge dieses Zustandes ist ein ausgebreiteter Tauschhandel zwischen Bauer und Vendist. In dieser Hinsicht aber macht sich zwischen den Kolonien von Santa Catharina und denen von Rio Grande ein wesentlicher Gegensatz geltend. In Santa Catharina besteht eine gemeinsame Geschäftspraxis der Kaufleute, die darauf abzielt, den Barhandel in möglichst weitem Umfange auszuschließen. Sie stellt gewissermaßen eine stillschweigende Ringbildung dar. Von den traurigen Folgen dieser Tatsache habe ich bereits gesprochen. Sie bestehen namentlich in einer oft verhängnisvollen Abhängigkeit des Bauern vom Kaufmann. Auch in Rio Grande hat es Zeiten gegeben, wo die Verhältnisse ähnlich lagen. Hier und dort ist dies heute noch der Fall. Im großen ganzen aber hat Rio Grande in dieser Hinsicht bessere Zustände als Santa Catharina. Zwar ist, wie gesagt, auch hier der Tauschhandel sehr verbreitet und wird natürlich im Einzelfalle vom Geschäftsmann angestrebt, dem die Gelegenheit, seine Ware zu verwerten und auf diese Weise gewissermaßen statt eines Handels deren zwei auf einmal zu machen, nur willkommen sein kann. Auch pflegt der Vendist, um den Kolonisten zum Tauschgeschäft, zum „Trock", geneigt zu stimmen, für diesen Fall auf den Barpreis, den er für die Produkte bietet, einen kleinen Aufschlag zu machen. Ein den Geschäftsverkehr beherrschender Zwang aber, wie ihn in Santa Catharina die Geschlossenheit des auf ausschließlichen Warenaustausch abzielenden Geschäftsgebarens der Vendisten-Gesamtheit schafft, besteht hier nicht. Wollte sich ein Kaufmann weigern, die ihm gelieferten Produkte bar zu zahlen, so schadete er seinem eigenen Geschäftsbetriebe zugunsten seiner Konkurrenten. Denn der Bauer würde sich einfach an einen andern wenden, der sich das Geschäft nicht entgehen ließe. So war es möglich, daß sich in Rio Grande, namentlich im Munizip Santa Cruz, viele Kolonisten außerordentliche Vermögen baren Wertes, bis zu 100 000 Mark und darüber, geschaffen haben. Wenn diese Vermögen heutigentags zum großen Teil verschwunden sind und der Bauer sogar vielfach dem Kaufmann verschuldet ist, so liegen die Gründe hierzu auf einem andern Gebiet.

Daß in der Tat die Lage der Bauernschaft früher ungleich günstiger war als jetzt, das kann man allerwärts von den Leuten selbst hören. Es hat Zeiten gegeben, wo die deutschen Kolonisten

Digitized by Google

von Rio Grande in Saus und Braus lebten. Glaubwürdige Zeugen wissen zu berichten, wie damals an Festtagen Bauernmädchen in Seide und Atlas zum Tanze kamen, wie die Burschen beim Kegeln zehn und zwanzig Milreis auf eine Kugel setzten und am Kirchweihtag der eingeführte Moselwein in Strömen floß.

Die Hauptprodukte der Kolonien, Mais und schwarze Bohnen, lieferten den Bauern damals reichliche Erträge. Die Preise erreichten namentlich Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre sehr beträchtliche Höhen. Es stand dies im Zusammenhang mit Zeiten der Trockenheit in den Nordstaaten von Brasilien, infolge deren dort — besonders in Ceará — die Lebensmittel ausgingen. Damals kaufte die Regierung zur Unterstützung der Notleidenden die Produkte der Südstaaten in großen Mengen auf.

Auch während der Revolution der Jahre 1892—1895 standen die Erträge der Riograndenser Landwirtschaft hoch im Preise. So betrug damals der Porto Alegrenser Marktpreis für den Sack Bohnen zeitweise 40, für den Sack Farin 16, für den Sack Kartoffeln 30, für die Arrobe Tabak 14 Milreis, während eine Preisliste vom November 1903 für die nämlichen Produkte 7 $ 500, 6 $ 000, 3 $ 500 und 7 $ 000 aufweist. Die Revolution hatte eine Verringerung oder einen vollständigen Stillstand der Produktion in den Gebieten, die den Schauplatz der Wirren bildeten, mit sich gebracht. Dazu kam eine beträchtliche Erhöhung des Bedarfes, der durch die Notwendigkeit der Truppenverpflegung bedingt war. Die hierdurch geschaffene starke Nachfrage auf dem Markt von Porto Alegre zog hohe Absatzpreise als naturgemäße Folge nach sich. Dieser Hochstand hielt auch in dem auf die Revolution folgenden Jahre 1896 noch an. So erfreuten sich die Ansiedler, deren Kolonien nicht durch die unmittelbaren Verheerungen der Revolution betroffen waren, guter Erträge ihrer Wirtschaft.

Auch den Vorteil hatte die Revolution für die Kolonien mit sich geführt, daß sie Geld unter die Leute brachte, weil die Truppen gut besoldet wurden und entsprechende Ausgaben machten.

Doch der Krieg kann sich nicht selbst ernähren, ein Volk nicht ohne Arbeit aus sich selbst Werte herausziehen. Hatte der brasilische Bund Summe über Summe für den Unterhalt der Truppen ausgegeben, hatte er die Soldaten mit wunderschönen neuen Staatsscheinen besoldet, so war eben dadurch seine Kasse belastet, und diese Belastung mußte naturgemäß auf das Volk zurückfallen. Die

Digitized by Google

Werte aber, welche die Revolution vernichtet und die, deren Gewinnung sie verhindert hatte, waren für alle Zeiten dahin.

Es war eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit, daß auf die Erhöhung des materiellen Wohlstandes, den der Bürgerkrieg weiten Kreisen des Volkes gebracht hatte, ein Rückschlag eintrat. Er erfolgte in Gestalt der Last, welche die von dem Bundes-Finanzminister Murtinho auf die alltäglichen Bedarfsgegenstände gelegten hohen Konsumsteuern dem Volk aufbürdeten. Sie ließen den Zufluß an Geld und Geldeswert wieder dahin abfließen, woher er gekommen war, sie mußten den Schaden decken, den die Verwüstungen der Revolution geschaffen hatten, soweit den Betroffenen überhaupt Entschädigung geleistet wurde. Noch darüber hinaus nahm die außerordentliche Last der Konsumsteuern den Geldbeutel des Volkes in Anspruch, und hierin liegt neben jener durch die Verheerungen des Krieges eingetretenen Zerstörung von Nutzwerten ein weiterer Grund der einreißenden Verarmung.

Diese zu fördern, traten noch mehr Umstände hinzu. Dahin gehört zunächst die wirtschaftliche Krisis, die für die brasilischen Nord- und Mittelstaaten eintrat. Infolge einer Ueberproduktion an Kaffee sanken dort die Kaffeepreise ganz außerordentlich. Daher begannen die Mittelstaaten, anstatt Kaffee in großem Umfang Mais und Bohnen, also gerade die Hauptprodukte der Südstaaten, zu bauen. Diese verloren dadurch ein wichtiges Absatzgebiet und erhielten überdies eine bedeutende Konkurrenz. So kam es, daß der Wert ihrer Produkte beträchtlich herabging.

Ueberdies trafen den Riograndenser Bauernstand die Folgen einer bald nach der Revolution einsetzenden Geschäftskrisis, die im Jahre 1900 mit einer langen Reihe von Geschäftsbankerotten endete. Sie steht ihrerseits wieder mit der Revolution und der Konsumsteuer in engem Zusammenhang. Die Tatsache, daß die Bauern, denen die Revolution reichlich bares Geld zugeführt hatte, in den Venden fleißig einkauften, brachte in Riograndenser Geschäftskreisen eine Ueberschätzung der beständigen Kaufkraft des Landes und im Anschluß daran einen übermäßigen Import ausländischer Waren hervor, die von den Geschäftshäusern der Hafenstädte wieder in großen Mengen an ihre Filialen und die selbständigen Venden in den Kolonien abgeführt wurden. Waren schon diese Bezüge zum guten Teil auf Kredit erfolgt, so nötigten die demnächst eingeführten Konsumsteuern, die gerade bei der außerordentlichen Menge der bezogenen Güter eine ungeheure Belastung der Kaufleute bedeuteten,

Digitized by Google

zu erneuten Kreditaufnahmen. Ueberdies aber führte Murtinhos Finanzpolitik zu einer Erhöhung des Kurswertes des brasilischen Geldes, mit der eine Wertverringerung der bereits eingeführten ausländischen Waren eintrat. Zudem minderte sich die Nachfrage des Kolonistenstandes nach diesen Waren bei dem Rückgang der Produktenpreise so außerordentlich, daß aller Kaufverkehr stockte. So erfolgte denn 1900 in der Geschäftswelt von Porto Alegre wie der Kolonie Bankerott auf Bankerott. Unzählige Häuser, die mit den zunächst Betroffenen in Geschäftsverbindung standen, sei es, daß sie ihnen für Warenlieferung verschuldet waren, sei es, daß sie für Produktenlieferung ihrerseits Forderungen hatten, wurden in den Zusammenbruch hineingezogen. In letzter Linie wurden von ihm die Bauersleute betroffen, die in den liquidierenden Kaufhäusern Kapitalien stehen hatten.

Noch andere Umstände: Nachlassen der Fruchtbarkeit des Bodens, Auftreten von Pflanzenkrankheiten, Entartung der Zuchttiere, Mißernten traten hinzu, um die gegenwärtigen Zeiten in der Tat zu schlechten Zeiten zu machen.

Zudem fällt die Tatsache ins Gewicht, daß der Kurs des brasilischen Geldes, so sehr er sich durch Murtinhos Finanzpolitik gehoben hat, doch Jahre hindurch auf knapp der Hälfte seines ehemaligen Betrages stehen geblieben ist. Vor der Revolution war der Wert des Milreis gleich 25 pence, unmittelbar nach der Revolution zeitweise nur gleich 5 pence, dann stieg er auf eine durchschnittliche Höhe von 12 pence, auf der er noch im Jahre 1904 stand. Dem geringeren Wert des inländischen Geldes entsprach naturgemäß eine Verteuerung der von auswärts bezogenen Industrieerzeugnisse, deren das Land nicht entraten kann. In allerletzter Zeit ist der Wert des Milreis plötzlich wieder ganz erheblich in die Höhe gegangen. Er beträgt zur Zeit (1905) etwa 17 pence durchschnittlich.

Auch wenn man von dieser neuerlichen Erscheinung des brasilischen Wirtschaftslebens absieht, da ihre Beständigkeit ja immerhin fraglich ist, so läßt sich zum Glück doch in der Lage der Riograndenser Landwirtschaft eine Wendung zum Bessern nicht verkennen. So besteht die Aussicht auf endliche Besserung der schlechten Transportverhältnisse. Dem „Lloyd Brazileiro" soll, wie schon gesagt, durch das Unternehmen des „Cruzeiro do Sul" ein Wettbewerb erwachsen. Ferner ist für die kommenden Jahre eine Förderung des Schiffahrtsverkehres durch die Oeffnung der ihm überaus hinderlichen Barre von Rio Grande und die Herstellung einer tieferen

Digitized by Google

Fahrrinne nach Porto Alegre zu erwarten. Die Bundesregierung hat zu diesem Zweck neuerdings die Summe von 24 Millionen Milreis ausgeworfen.

Vor allen Dingen aber hat die berechtigte Hoffnung auf bessere Zeiten ihren Rückhalt an dem Umschwung, der auf dem Gebiet der Riograndenser landwirtschaftlichen Produktion im Gange ist.

Der durch die Kaffeekrisis bedingte Rückgang der Preise für Mais und Bohnen hatte die Kolonisten bereits darauf hingewiesen, ihre Wirtschaft auf die Erzeugung anderweitiger Erträge einzustellen. So verlegten sich die Riograndenser Bauern in erhöhtem Maße auf die Schweinemast und die Produktion von Schmalz und Speck sowie auf den Tabakbau. Die Schweinemast hat bisher einen wesentlichen Uebelstand in der Minderwertigkeit der durch Inzucht entarteten einheimischen Schweinerasse. Dazu kommt, daß die Kolonisten selber den Marktwert ihres Schmalzes heruntergesetzt haben, indem sie ihrer Ware zur Erhöhung der Masse und des Gewichtes allerhand Zusätze wie Mehl, Wasser und selbst Steine gaben. Dadurch bekam das Riograndenser Schmalz schlechten Ruf und schlechten Preis. Der Riograndenser Tabak erzielt ebenfalls nur verhältnismäßig geringe Preise. Das liegt auch hier zum Teil daran, daß die Kolonisten häufig das Gewicht der Ware in unberechtigter Weise, namentlich durch Zusetzen von Salzwasser, zu erhöhen suchen. Sodann aber leidet die Tabakproduktion darunter, daß jeder Pflanzer die Fermentierung seines Ertrages für sich vornimmt. Infolgedessen sammeln sich beim Aufkäufer Tabakmassen von ganz ungleichmäßigem Entwickelungszustand. Solche kann der im großen einkaufende Fabrikant, der zur Erzielung besserer Qualitäten eines Stoffes von einheitlichem Zustand bedarf, nicht mit hohen Preisen bezahlen.

Die Produktion von Schmalz und Speck ließe sich durch Einführung wertvollerer Schweinerassen, die von Tabak durch genossenschaftliche Verarbeitung größerer Mengen sowie durch Einführung besserer Sorten heben. Daneben aber bietet sich noch eine Reihe von weiteren Möglichkeiten, den wirtschaftlichen Ertrag der Kolonien zu steigern. Es kommen in dieser Hinsicht der Anbau von Weizen, Zuckerrohr, Reis, Mate, Oliven, Rizinus, Obst, Wein und Gemüsen verschiedenster Art, Verbesserung der Milchwirtschaft nach dem Muster der Kolonie Blumenau, ferner Seidenraupen- und Bienenzucht in Frage. Weiter besteht die Möglichkeit, daß Versuche mit gewissen in Südbrasilien noch nicht angebauten Pflanzen

Digitized by Google

— z. B. javanischen Gespinstpflanzen und Ramie — zu günstigen Ergebnissen führen.*)

Alle diese Möglichkeiten zu prüfen und in möglichst weitem Umfange zu nützen, ist eine der wichtigsten Aufgaben, die sich ein wirtschaftlicher Verband stellt, zu dem sich die Riograndenser deutsche Bauernschaft fast geschlossen zusammengetan hat. Das ist der Riograndenser Bauernverein. Dieser Verein wurde im Jahre 1900 auf Betreiben der Jesuiten ins Leben gerufen. Heute ist er über das ganze Gebiet der deutschen Kolonien von Rio Grande verbreitet. Er besteht aus einer Reihe von Distriktsvereinen, die ihrerseits wieder in Pikadenvereine zerfallen. Der Sitz des Vorstandes ist in Santa Cruz. Die Zwecke des Bauernvereines sind, wie die Satzungen aussprechen: der bisherigen Mißwirtschaft in der Landwirtschaft entgegenzutreten, einen tüchtigen, kräftigen Bauernstand heranzubilden und sich an allen Unternehmungen nach Kräften zu beteiligen, welche zur Beförderung der einheimischen Produktion dienen. Eine überaus wichtige Aufgabe, die sich der Verein zur Erreichung dieser Ziele gesetzt hat, ist die Belehrung der Kolonisten. Ihr dienen von Zeit zu Zeit abgehaltene Wanderversammlungen, in denen die Mitglieder einander die Ergebnisse ihrer Erfahrungen oder Nachforschungen mitteilen. Ferner besteht ein Vereinsorgan, der in Bom Jardim im Munizip São Leopoldo erscheinende „Bauernfreund", dessen Abhandlungen ebenfalls ein wichtiges Moment für die Belehrung des Bauernstandes darstellen. Weiter enthält das Programm des Bauernvereins gegenseitige Unterstützung der Kolonisten durch Spar- und Darlehnskassen, Versicherungskassen, durch Beschaffung landwirtschaftlicher Hilfsmittel, durch Samenaustausch, durch Gründung von Samenzüchtereien und Versuchsstationen und Anschaffung von Zuchttieren, Verbesserung des Handels- und Transport- sowie des Kolonisationswesens und Rechtsschutz für die Mitglieder. Eine vom Bauernverein neu geschaffene Einrichtung sind ferner von Zeit zu Zeit stattfindende Vieh- und Produktenmärkte. Ein Hauptwerk des Riograndenser Bauernvereins ist endlich die gegenwärtig vor sich gehende Kolonisation vom Serro Azul, von der an späterer Stelle näher berichtet werden soll.

Hand in Hand mit den Bestrebungen des Bauernvereins gehen die einer wirtschaftspolitischen Vereinigung, die Dr. Jannasch bei

*) Die letzten Ausführungen stützen sich auf eine mir von Herrn Dr. Herrmann Meyer in Leipzig gütigst zur Verfügung gestellte Denkschrift wegen Anlage einer wirtschaftlichen Versuchsstation in Neu-Württemberg.

Digitized by Google

seinem Besuche von Rio Grande ins Leben gerufen hat, des »Centro Economico«.

Die Landwirtschaft der südbrasilischen Kolonien zu fördern, ist ferner die Aufgabe einer von Dr. Herrman Meyer in Neu-Württemberg angelegten Versuchsanstalt. Ich werde auf dieses Unternehmen später ausführlicher zu sprechen kommen.

Auch das kann der Entwickelung der deutschen Kolonien nur von Nutzen sein, daß im Jahre 1903 endlich eine Frage ihre Erledigung gefunden hat, die lange Zeit hindurch für die Bauernschaft einen Gegenstand tiefgehender Beunruhigung bildete. Es ist dies die sogenannte Landbereinigungsfrage.

Das Eigentum an Grund und Boden war in Rio Grande bis auf unsere Tage nicht durch Grundbücher gesichert. Erst in der letzten Zeit hat man Register angelegt, in die jeder Landinhaber — gegen eine ziemlich hoch bemessene Gebühr — sein Eigentum eintragen lassen kann, wodurch er sich dann eine Gewähr für die Unanfechtbarkeit seines Rechtes verschafft. Im übrigen gilt der Grundsatz, daß ein Rechtserwerb durch Uebertragung von seiten eines Nichteigentümers auch dann nicht zustande kommt, wenn der, an den die Uebertragung erfolgt, hinsichtlich des Rechtes des Uebertragenden in gutem Glauben ist. Eine Ersitzung durch gutgläubigen Besitz während einer bestimmten Zeitdauer gibt es nicht.

Nun war es häufig vorgekommen, daß sich, wie dies auch heute noch geschieht, brasilische Ansiedler auf einem Stück Regierungsland ohne Rechtstitel niederließen und den Boden unangefochten bewirtschafteten, oder daß rechtmäßiger Besitz durch Aneignung angrenzenden Grund und Bodens widerrechtlich vergrößert wurde. Solche Ländereien waren seit dem Beginn der Privatkolonisation vielfach von Spekulanten zusammengekauft worden. Andere hatten große Gebiete von der Regierung unter gleichzeitiger Uebernahme gewisser Verpflichtungen, namentlich derjenigen der Besiedelung des Landes innerhalb bestimmter Zeit, erworben. Wurden diese Verpflichtungen nicht erfüllt, so verfiel, den Vertragsbestimmungen entsprechend, das Eigentumsrecht. Auf diese Weise kam es, daß eine große Menge von privatem Grundbesitz lediglicher Besitz ohne damit verbundenes Eigentumsrecht war. Die Regierung, der das Eigentum zustand, machte nun plötzlich ihr Recht an den Ländereien geltend und verlangte von deren Inhabern Bezahlung. Neben den Spekulanten, die ihr — oft nicht in gutem Glauben erworbenes — Land ganz oder teilweise noch besaßen, wurden durch diese Forde-

Digitized by Google

rung eine große Reihe von Ansiedlern betroffen, die ihre Kolonien gutgläubig erworben hatten und nun auf einmal ihr bereits bezahltes Land noch ein zweites Mal bezahlen sollten.

War das Vorgehen des Staates auch seiner juristischen Grundlage nach gerechtfertigt, so entsprach es doch zweifellos nicht den Anforderungen einer höher stehenden Gerechtigkeit. Hatte die Regierung jahrzehntelang den bestehenden Zustand, dessen rechtliche Gestalt sie kennen mußte, unberührt gelassen, hatte sie bei jeder Uebertragung der Ländereien die Uebertragungssteuer eingezogen, so lag darin eine Sanktion des tatsächlichen Zustandes.

Die Erbitterung, welche die von der Regierung erhobenen Ansprüche an sich hervorriefen, wurde noch gesteigert durch das Verhalten der zu ihrer Prüfung und Festlegung im einzelnen eingesetzten Kommissionen, die ihrer Aufgabe weder gewachsen waren, noch auch nur das Bestreben zeigten, sie in rechtlicher, unparteiischer Weise zu lösen. Unter dem Eindruck dieser ungeheuren Erbitterung hielt die Regierung schließlich die Umkehr für geboten. Am 10. Februar 1903 erging ein Dekret, durch das den von der Landbereinigungsfrage betroffenen Kolonisten die Nachzahlung auf ihre Grundstücke erlassen wurde. Eine Anordnung der Rückerstattung bereits erfolgter Nachzahlungen, die dem einfachsten Gerechtigkeitsgefühl entsprochen hätte, ist freilich nicht erfolgt. Sie hätte auch den sonstigen Gepflogenheiten der brasilischen Finanzpolitik nicht entsprochen, die am unrechten Fleck sehr haushälterisch sein kann.

Digitized by Google

Nach Neu-Württemberg.

Durch die Serra de São Martinho aufs Hochland. — Ritt über den Kamp nach Cruz Alta. — Neue Koloniſation auf dem nordweſtlichen Hochland von Rio Grande. — Von Cruz Alta nach Neu-Württemberg.

Ich hielt in Santa Maria einen Tag Raſt. Am darauffolgenden Morgen brach ich in aller Frühe auf und ritt der Straße nach, die in langen Windungen durch die maleriſchen Fels- und Waldlandſchaften der Serra de São Martinho emporſteigt. Nach anderthalb Stunden hatte ich die Ortſchaft Pinhal, den Mittelpunkt der alten deutſchen Kolonie Santa Maria, erreicht, und bald öffneten ſich vor mir die weiten grünen Grasflächen des innerbraſiliſchen Hochlandes, von dem ich vor ſechs Wochen viel weiter im Oſten herniedergekommen war.

Gegen die früher von mir durchmeſſenen Gebiete dieſes Hochlandes ſteht der Teil, den ich jetzt erreichte, an landſchaftlichem Reiz zurück. In weitläufigen niedrigen Wellenlinien dehnt ſich das Land. Nur ſelten unterbricht den Kamp ein Buſchbeſtand. Nur ſelten durchzieht ihn ein Bach; im übrigen traf ich nur Tümpel ſtehenden Waſſers, das meiſt von dem Lehmgrund ſchmutzig braun gefärbt iſt. Der Kamp iſt überwuchert von den grauen Büſcheln einer Grasart mit langen, ſpitzen Halmen, die der Braſilier als barba de bode, Bocksbart, bezeichnet. Sie taugt nicht als Viehfutter und verdirbt, wo ſie überhand nimmt, die Weide. Größere Herden trifft man hier auch gar nicht an, da und dort nur ein paar Stück Rindvieh, ein paar magere Pferde oder Maultiere. Einmal kam ich an einer Stute vorbei, die, dem Tode nahe, auf dem Boden lag. Sie hatte ein Auge verloren; zweifellos war es von einem gierigen Aasgeier oder Garuncho ausgehackt. Ein Fohlen ſtand bei dem kranken Tier und ließ traurig den Kopf hängen. Als ich auf die

Digitized by Google

Stute zuritt, begann es zu klagen und stellte sich vor die Mutter, als wollte es ihr beistehen. Die Stute aber, die für das Fohlen fürchtete, machte mit letzter Kraft einen verzweifelten Versuch, aufzustehen, brach aber gleich wieder zusammen. Es war ein unendlich trauriges Bild.

Wenig menschliches Leben herrscht auf dem weiten Kampland. Dünn gesät sind die dürftigen Behausungen seiner Bewohner. Selten begegnet mir ein Reiter, ächzt eine ochsenbespannte Karre des Weges. Diese Ochsenwagen ersetzen hier, wo das Gelände nicht allzu uneben ist, jene Maultierzüge, wie sie in gebirgigen Gegenden Brasiliens den Handelsverkehr vermitteln. Es sind merkwürdige Verkehrsgeräte, diese „Karreten". Sie gehen auf zwei mächtigen, breiten Rädern. Ueber dem Wagenboden erheben sich rohrgeflochtene Wände, die ein Dach aus Mazega, einer an sumpfigen Stellen des Kampes reichlich auftretenden Grasart, überdeckt, so daß das Ganze aussieht, wie ein auf Räder gesetztes Haus. Acht oder zehn Ochsen ziehen den Wagen, wenn er beladen ist. Fährt er ohne Ladung, so sind gewöhnlich nur sechs Tiere vorgespannt und die übrigen laufen mit. Die Ochsen gehen paarweise hintereinander; jedes Paar unter einem über den Nacken gelegten schweren Holzjoch. Ein berittener Führer lenkt die Tiere mit Hilfe einer langen Stange aus Bambusrohr, die vorn mit einer eisernen Spitze versehen ist. Das Ganze bietet einen höchst prähistorischen Anblick.

Dann und wann geht ein Rebhuhn mit schwirrendem Fluge, ein Quero-quero mit lautem Geschrei vor mir auf; bisweilen auch kreist ein hungriger Aasgeier zu meinen Häupten und mißt Roß und Reiter mit einem impertinenten Blick, als betrachte er die beiden auf ihre Verwendbarkeit zu seiner demnächstigen Mahlzeit. In plumpem, aber erstaunlich raschem Laufe huscht eine Rieseneidechse, ein Lagardo, durchs Gras. Jetzt taucht ein Straußenpaar vor mir auf. Die Hälse hoch emporgereckt, spähen die großen Vögel zu mir herüber. Wie ich näher komme, machen sie ein paar kurze Sprünge, zu denen sie sich mit beiden Beinen zugleich vom Boden emporschnellen. Dann gehen sie in so rasender Fahrt ab, daß ein schnelles Pferd Mühe hätte, ihnen zu folgen. Mein Revolverschuß geht, wie Revolverschüsse meist tun, fehl.

Die Straße, die ich ritt, ist von einer Eisenbahnlinie begleitet, die von Santa Maria über Cruz Alta nach Passo Fundo führt. Das Gleis windet sich in unzähligen Krümmungen dahin, mit denen es jede geringe Bodenerhebung umgeht. Das macht, weil der Staat

Digitized by Google

der belgischen Gesellschaft, die die Bahn erbaut hat, eine Zinsgarantie von sechs v. H. gewährte, und die Gesellschaft es in ihrem Interesse fand, das Anlagekapital dem hoch bemessenen Maximum, auf das sich die Garantie bezog, möglichst anzunähern. Die gesteigerten Betriebskosten, die daraus erwachsen mußten, waren ja durch die Zinsgarantie von vornherein gedeckt.

Höher und höher stieg die Sonne. An einem kleinen Bächlein hielt ich an und machte im Schatten des Ufergehölzes Mittagsrast. Als ich meinen Weg fortsetzte, tauchten vor mir die weißen Häuser der Stadt Villa Rica, meines heutigen Zieles, auf einem Hügel empor, aber in so weiter, weiter Ferne, daß es ein wahrhaft unerfreuliches Bild war. Erst spät am Abend traf ich dort ein.

Am folgenden Tag ritt ich nach Tupaceretan. Am Abend des übernächsten — des 11. November, also vier Wochen nach der Abreise von Porto Alegre — erreichte ich die freundliche kleine Kampstadt Cruz Alta. In dem deutschen Gasthaus von Friedrich Schlatter stieg ich ab. —

Der westliche Teil des Riograndenser Hochlandes, in dem ich mich befand, ist das neueste Siedelungsgebiet des Landes. Hier liegen die Regierungskolonien Ijuhy und Guarany; außerdem eine Reihe von Privatsiedelungen: es sind die Kolonien Neu-Württemberg und Xingu von Dr. Herrmann Meyer, Alto Jacuhy von Schmidt, Rincão dos Vallos von Peukert, General Osori, ferner ein Kolonisationsunternehmen eines Herrn Jßler bei Passo Fundo, sodann die Kolonie Serro Azul des Riograndenser Bauernvereins und Serro Pelado von Borowsky; auch kolonisiert das Munizipium St. Angelo. —

Am Tage nach meiner Ankunft in Cruz Alta traf dort mit der Eisenbahn Herr Kapitän Dr. Vallentin ein, der durch seine Schriften und Vorträge bekannte Teilnehmer am Transvaal-Kriege. Er war auf einer Studienreise nach Südamerika begriffen, die er im Auftrage des „Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande" ausführte. So hatte ich für den Ritt nach Neu-Württemberg interessante Gesellschaft. Herr Scharf, der Administrator des Dr. Meyerschen Kolonisationsunternehmens, der mir auch sonst in jeder Beziehung aufs liebenswürdigste entgegengekommen ist, gab uns einen wegekundigen Knecht als Führer mit.

Ein gut Stück Weges ritten wir noch über freien Kamp. Dann begannen die Hügel stärker anzusteigen, ausgedehnte Waldinseln

Digitized by Google

schoben sich in die Landschaft ein. Bei einem „Fiusa“ genannten Flüßchen begann das geschlossene Urwaldgebiet. Wir überschritten eine hölzerne Brücke und waren auf Neu-Württemberger Boden. Nachdem wir noch eine kurze Strecke geritten waren, lagen zwei stattliche, freundlich aussehende Holzbauten vor uns, das Schul- und das Pfarrhaus des Stadtplatzes Elsenau. Unter uns dehnte sich eine weite, grüne Mulde. In ihrer Mitte erhebt sich das langgestreckte Gebäude des Einwandererschuppens. Schindelgedeckte Häuschen liegen da und dort über den Grund und an den Hängen zerstreut. Dazwischen blinken die Wasser eines kleinen Weihers hell zu uns herauf. Die Kämme der sanft ansteigenden Berge, die den Talgrund umschließen, deckt dichter, dunkler Wald. Ein Anblick, wie ihn das deutsche Mittelgebirge gewährt. Ordentlich heimatlich mutet er an. Fast könnt' ich darüber vergessen, daß die Wasser des Baches da hinten nicht dem grünen Rhein oder der Donau, sondern dem Uruguay zueilen, und daß der bläuliche Rauch, der dort drüben am Waldrande aufsteigt, nicht von einem deutschen Kohlenmeiler herrührt, sondern vom Brande einer Rossa, die die Art des Siedlers im brasilischen Urwald geschaffen hat. Abendliche Stille liegt über der Landschaft. Mit zarten Farben säumt die sinkende Sonne die sanft geschwungenen Höhenlinien vor uns, drüben im Westen aber erglänzt der Himmel tief purpurrot, und purpurrote Lichter schimmern in den weißen Nebeln, die dort aus dunkelndem Talgrund emporsteigen. Fernher vom Berghang kommt ein klirrender, lang ausklingender Ton. Als schlüge ein Hammer auf Eisen, hört es sich an. Es ist der Ruf des Schmiedevogels. —

So fesselnd das Reiseleben ist mit der Fülle des Neuen, durch die es unsern Vorstellungskreis bereichert, so wohltuend berührt es uns, inmitten des Fremdartigen einmal wieder Bildern zu begegnen, die an Altvertrautes gemahnen. Und wie nach solchen Bildern, so sehnt man sich bisweilen nach den gewohnten Formen des Lebens, dem Verkehr mit Angehörigen des Gesellschaftskreises, in dem man selbst groß geworden ist. So ging es auch mir. In doppelt lieber Erinnerung bleibt mir daher die Zeit, die ich in Neu-Württemberg verlebt habe.

Sowohl Dr. Vallentin wie ich waren durch den damaligen Generalbevollmächtigten des Dr. Meyerschen Kolonisationsunternehmens, Herrn Dr. Horst Hoffmann in Porto Alegre, dem Pfarrer von Neu-Württemberg, Herrn Faulhaber, empfohlen worden. Am Pfarrhause saßen wir ab und ließen uns anmelden. Wir wurden

Digitized by Google

von dem jungen Ehepaar Faulhaber aufs liebenswürdigste empfangen und aufgenommen. Herr Dr. Vallentin blieb nur wenige Tage in Neu-Württemberg, ich dagegen weilte mehrere Wochen in der Kolonie, und zwar, der freundlichen Einladung der Familie Faulhaber folgend, als deren Gast. Nur wer die körperlichen und geistigen Entbehrungen kennt, die das Reiseleben in einem wenig zivilisierten fremden Lande mit sich bringt, nur der kann verstehen, was eine Aufnahme bedeutet, wie ich sie in Neu-Württemberg gefunden habe. Er allein begreift, was es heißt, nach monatelangen Kreuz- und Querfahrten in einer Familie gebildeter Landsleute, einem behaglich und vornehm ausgestatteten Heim zu rasten, in dem er jenes ungesucht herzliche Entgegenkommen findet, das mir, der ich als Wildfremder kam, in dem Pfarrhause von Elsenau zu Teil geworden ist. Die Wochen, die ich dort verbracht habe, zähle ich zu meinen schönsten Erinnerungen. Herr Pfarrer Faulhaber war auf verschiedentlichen Ritten durch die Kolonie mein Führer. Ihm verdanke ich viele interessante Aufschlüsse über Neu-Württemberg wie das Leben von Rio Grande do Sul überhaupt.

Digitized by Google

Neu-Württemberg und Xingu.

Anlage und Verwaltung der Kolonie Neu-Württemberg. — Wirtschaftliche Verhältnisse und Aussichten. — Die Ansiedler. — Wohlfahrtseinrichtungen. — Nach Xingu und zu den Indianern am Serrinho. — Weihnachten in Neu-Württemberg.

Die Kolonie Neu-Württemberg gehört zu dem Gebiet des Munizips Cruz Alta. Ihre Hauptmasse erstreckt sich zwischen Fiusa und Palmeira, den beiden Quellflüssen des Rio Jjuhy Grande, der weiter westlich in den Uruguay einmündet. Kleinere Teile liegen südlich der Fiusa und nördlich der Palmeira. Das Land ist Hügelland mit sanft ansteigenden Höhen und bedeutenden ebenen Gebieten. Den Boden, soweit er noch nicht urbar gemacht, bedeckt Urwald. Nur ein kleiner Strich südlich der Fiusa ist Kampland.

Die Kolonie ist im Jahre 1898 von Herrn Dr. Herrmann Meyer in Leipzig gegründet, die Besiedelung des Landes nahm 1899 ihren Anfang. Ende 1904 zählte Neu-Württemberg etwa 120 Hausstände. Generalbevollmächtigter des Dr. Meyerschen Kolonisationsunternehmens war bis zum Ende des Jahres 1903 Herr Dr. Horst Hoffmann, der seinen Sitz in der Hauptstadt Porto Alegre hatte. Später ist Dr. Hoffmann nach Deutschland zurückgekehrt. An seine Stelle ist Herr Bornmüller getreten, der seinen Sitz auf der Kolonie selbst genommen hat. In Cruz Alta ist als Administrator der bereits genannte Herr Scharf, ein langjähriger Kenner brasilischer Verhältnisse, angestellt. Auch Herr Pfarrer Faulhaber ist Beamter des Kolonisationsunternehmens. Neben dem protestantischen Gottesdienst versieht er den Schulunterricht in Neu-Württemberg, sowie die Seelsorge der zwei Tagereisen nördlich gelegenen, ebenfalls von Dr. Herrmann Meyer angelegten Kolonie Xingu.

Die Kolonielose haben einen Flächeninhalt von 100 Morgen und sind ebenso wie in der Kolonie Hansa regelmäßig so bemessen,

Digitized by Google

daß die Front 250, die Tiefe 1000 Meter beträgt. Die Lose kosten je nach der Lage und der Güte des Bodens 1000—1200 Milreis. Von der Kaufsumme müssen mindestens 10 % sofort angezahlt werden. Der Rest nebst 6 % Zinsen ist in den folgenden sechs Jahren zu tilgen. Jeder Einwanderer, der für die Kolonie angenommen ist, kann unter einer Reihe ihm angebotener Lose selbst wählen.

Das Land der Kolonie Neu-Württemberg besteht im großen ganzen aus roter Lehmerde. Nur hie und da ist es in unbedeutendem Maße mit Gestein durchsetzt, während schon das benachbarte Ijuhy bedeutendere Striche steinigen Geländes aufweist. Das Land ist reichlich bewässert, der Boden fruchtbar. Eine unangenehme Plage für den Landbau sind nur auch hier die schädlichen Ameisen, namentlich die roten „Kampameisen", die in beträchtlichen Mengen, wenn auch nicht in dem ungeheuren Maße wie in Ijuhy, auftreten.

Die Hauptpflanzungsgegenstände der Kolonie Neu-Württemberg sind Mais, schwarze Bohnen und Mandiok. Außerdem werden Zuckerrohr, Kartoffeln, Aipim und Bataten, sowie Gartenfrüchte der verschiedensten Art gebaut. Auch Orangen-, Zitronen-, Quitten-, Pfirsichbäume und Reben haben die Kolonisten gepflanzt. Sehr zufriedenstellende Ergebnisse hat in der letzten Zeit der Tabakbau gezeitigt. Bedeutende Strecken sind mit Roggen bestanden. Weizen, Hafer und Gerste werden ebenfalls gebaut; doch hat es sich noch nicht ausmachen lassen, ob diese Getreidearten auf Neu-Württemberger Boden gedeihen.

Recht bedeutend ist in Neu-Württemberg schon die Schweinezucht, die dort, wie allerwärts in Rio Grande, einen Hauptfaktor der Landwirtschaft darstellt. Da das Riograndenser Schwein durch lange Inzucht entartet ist, so war es für das Wirtschaftsleben der Kolonie ein außerordentlicher Gewinn, daß Ende 1903 eine Zuchtviehanstalt in Neu-Württemberg errichtet wurde. Sie gehört einem Herrn v. Waldow, der eine Anzahl Yorkshire-Schweine aus Europa herübergebracht hat und mit diesen eine sehr erfolgreiche Zucht betreibt.

Im Vordergrund des wirtschaftlichen Interesses von Neu-Württemberg steht auch das Schicksal der Seidenraupenzucht. Sie wird von einem aus Siebenbürgen stammenden Kolonisten und erfahrenen Seidenraupenzüchter, Herrn Stenner, mit Unterstützung der Direktion vorbereitet. Herr Stenner gedenkt für den Fall, daß das Unternehmen gelingt, mit seinem Betrieb eine Schule zur Unterweisung der Kolonisten in der Seidenraupenzucht zu verbinden. Er rechnet mit Be-

Digitized by Google

stimmtheit auf den günstigen Ausfall des Versuches. Daß dieser nicht aussichtslos ist, beweist schon die Tatsache, daß in einigen italienischen Kolonien des Hochlandes von Rio Grande, wie in Caxias und Alfredo Chaves, bereits Seidenraupenzucht mit Erfolg getrieben wird. Allerdings wirft sie dort, da die Seide im Lande selbst abgesetzt wird, nur geringen Ertrag ab. Anders aber würde sich die Sache bei unmittelbarem Absatz nach dem Hauptseidenmarkt, Mailand, gestalten. In Posten von 2000 Kilogramm werden dort die getrockneten Puppen der Seidenraupe, die „Kokons", zu einem durchschnittlichen Preise von 32 Fr. für das Kilogramm der aus ihnen gewonnenen Rohseide gekauft. Ein Kilogramm Rohseide wird aus etwa 4 Kilogramm getrockneter Kokons gewonnen, so daß also das Kilogramm Kokons einen durchschnittlichen Preis von 8 Fr. erzielt. Voraussetzung hierfür ist aber, daß die Seidenraupe mit Maulbeerblättern ernährt ist, und daß die Nahrung sämtlicher Raupen dem nämlichen Samen entstammt. Bei Ernährung der Raupen mit Schwarzwurzel ist der Wert der Seide um ein Drittel geringer.*)

Ein wirtschaftlicher Vorteil von großer Bedeutung ist der Kolonie aus der im Jahre 1904 erfolgten Anlage einer wissenschaftlich-wirtschaftlichen Versuchsstation erwachsen. Die deutsche Kolonialgesellschaft hat als Beihilfe zur Errichtung der Anstalt die Summe von 30 000 Mark bewilligt. Der für die Versuchsanstalt erforderliche Grund und Boden ist von der Kolonieverwaltung zur Verfügung gestellt. Von ihr sind auch die erforderlichen Gebäude, ein Wohnhaus und ein Wirtschaftsschuppen, errichtet, sowie die nötigen Wege, Brücken usw. angelegt worden. Dagegen hat die Station die Verpflichtung übernommen, Sämereien und Zuchtvieh zum Selbstkostenpreise an die Kolonisten abzugeben, während sie alle andern Erträge ihres Betriebes zu ihrem Vorteil zu verwerten berechtigt ist. Die Versuchsanstalt hat sich folgende Aufgaben gestellt:

„1. Die bisherige Produktion rationeller zu gestalten, teilweise durch technische Abänderungen der bisherigen Arbeitsmethoden und Einführung landwirtschaftlicher Geräte, teilweise durch Versuche mit neuen Arten schon angebauter Feldfrüchte.

2. Ganz neue, bisher in Rio Grande noch nicht angebaute Pflanzen anzubauen und diese auf ihre Ertragsfähigkeit zu prüfen.

*) Ich entnehme diese Angaben einer mir von Herrn Pfarrer Faulhaber gütigst zur Verfügung gestellten Korrespondenz.

Digitized by Google

3. Zur Aufzucht des verschiedenen Stallviehes, speziell der Milchkühe, die bisher verhältnismäßig wenig Milch geben, gute Rassen einzuführen.

4. Versuche mit Molkerei und Butterproduktion zum Versand zu machen, wie solche in Santa Catharina bereits mit Erfolg betrieben wird.

5. Versuche mit Bienen- und Seidenraupenzucht anzustellen, für welche die Vorbedingungen sehr gute sind.

6. Versuche für eine rationellere Behandlung in dem Trockenprozeß des Mate (Paraguaytee) anzustellen, der als Konsumartikel in dem südlichen Südamerika eine sehr große Rolle spielt."

Die Anstalt ist dazu bestimmt, dem ganzen Gebiet der deutschen Siedelung in Südbrasilien zu dienen. In erster Linie aber ziehen den Vorteil der Einrichtung die Ansiedler von Neu-Württemberg selbst, die ja die Ergebnisse der dort vor sich gehenden Arbeiten täglich vor Augen haben und jederzeit bei der Station selbst Rat holen und Hilfsmittel beziehen können.

Wie in allen jungen und schnell wachsenden Kolonien, so ist auch in Neu-Württemberg die Frage des Absatzes noch nicht brennend geworden. Noch wird — vom Tabak abgesehen — fast alles, was die Kolonie hervorbringt, von ihr selbst verbraucht. Darum stehen die Preise einer Reihe von Produkten, wie Kartoffeln, Roggen- und Mandiokmehl, Speck, Schmalz, Eier, in Neu-Württemberg nicht viel niedriger als die des Marktes von Porto Alegre oder selbst höher. Gelegentliche Uebererträge werden gewöhnlich in der Stadt Cruz Alta, bisweilen auch in Palmeira abgesetzt und dort verbraucht. Cruz Alta ist mit Neu-Württemberg durch eine etwa 45 Kilometer lange Straße verbunden, die für brasilische Verhältnisse als sehr gut bezeichnet werden darf.

Bei dem beschränkten Bedarf der Stadt Cruz Alta und dem noch unbedeutenderen von Palmeira wird die Kolonie Neu-Württemberg mit zunehmender Entwickelung auf entfernter gelegene Absatzplätze angewiesen werden. Als solche kommen in erster Linie die über See ausführenden Märkte von Rio Grande und Porto Alegre in Frage. Mit ersterem ist Cruz Alta durch die Eisenbahn, mit letzterem durch einen bis Margem reichenden Schienenstrang und die in Margem sich anschließende Schiffahrt auf dem Jacuhy und dem Guahyba verbunden. Die Höhe der auf diesen Linien bezahlten Frachten und die außerordentliche Entfernung von den

Digitized by Google

Endpunkten setzen Neu-Württemberg gegenüber den meisten alten Kolonien von Rio Grande in eine ungünstige Lage.

Für den künftigen Absatz von Neu-Württemberg könnten neben den Seehandelsmärkten noch die westlichen Grenzstädte São Borja, Itaquy und Uruguayana in Frage kommen. Die Kolonie Ijuhy führt schon jetzt einen Teil ihres Ertrages nach diesen Plätzen ab. Die dortigen Preise sind bei beschränktem Angebot aus Produktionsgebieten höher als die der Märkte von Porto Alegre und Rio Grande, deren Handel an den alten Kolonien eine reich fließende Bezugsquelle hat und mit seinem eigenen weiteren Absatz im Wettbewerb des Weltmarktes steht. Doch erfordert der Absatz nach den westlichen Städten tagelangen Karreten-Transport auf schlechten Wegen, und überdies ist der günstige Verkauf der Güter nicht immer sicher, da der Bedarf zeitweise durch anderweitige Zufuhr, namentlich aus der Kolonie Jaguary, gedeckt ist. Jene Märkte besitzen überhaupt nur eine beschränkte Aufnahmefähigkeit. Darum wird auch dann, wenn einmal eine Eisenbahn geordnete Geschäftsverbindung und bessere Beförderungsbedingungen schaffen sollte, der wichtigste Absatzplatz der Kolonie doch stets Porto Alegre oder Rio Grande sein. Ueberdies ist an eine Eisenbahn nach dem Westen vorläufig nicht zu denken. Damit haben alle Neusiedelungen in Rio Grande ebenso wie mit der Kostspieligkeit des Absatzes nach den Seehandelsplätzen zu rechnen: Eisenbahnen entstehen in Brasilien erst, nachdem ein sehr starkes Bedürfnis danach herangewachsen ist. In Nordamerika verfährt man anders. Dort wird zugleich mit einer neuen Kolonie eine Bahn angelegt, die sie erschließt. Zu beiden Seiten des Schienenstranges werden die Kolonisten angesiedelt, denen der Bahnbau die nächste Gelegenheit zu barem Verdienst gibt. Die Eisenbahn fördert das Gedeihen der Kolonie, dieses die Rentabilität der Bahn.

Die Belastung, die dem Absatz von Neu-Württemberg aus der Weitläufigkeit der Verbindung mit Rio Grande und Porto Alegre erwächst, weist die Kolonie vor allem darauf hin, sich für den Absatz auf dem Weltmarkt auf Kulturen zu verlegen, deren Ertrag in möglichst geringes Gewicht einen möglichst hohen Wert schließt. Diesem Erfordernis würde neben Schmalz und Tabak namentlich die Seidenraupenzucht in hohem Maße entsprechen. Bis jetzt ist Tabak der einzige Gegenstand, der in einigermaßen beträchtlichem Umfang aus Neu-Württemberg ausgeführt wird.

Digitized by Google

Kolonie in Neu-Württemberg.

Digitized by Google

Die Kostspieligkeit der Frachten nach den großen Handelsplätzen fordert den Kolonisten aber auch dazu auf, wenigstens die Last des Zwischenhandels nach Möglichkeit zu verringern. Ein ausgedehnter genossenschaftlicher Zusammenschluß der Ansiedler wäre in dieser Hinsicht von großer Bedeutung. Ein Anfang ist schon geschaffen, dank der unermüdlichen Tätigkeit des Herrn Pfarrer Faulhaber, dem es gelungen ist, eine Produktiv- und Bezugsgenossenschaft innerhalb der Neu-Württemberger Sektion des Bauernvereins ins Leben zu rufen. Ihre Haupttätigkeit ist gemeinschaftliche Fermentation und gemeinschaftlicher Verkauf des Tabaks. Leider zeigen sich gerade die in Rio Grande alteinheimischen Kolonisten vorerst dem genossenschaftlichen Gedanken schwer zugänglich. Doch ist zu hoffen, daß die eigene Anschauung, die ihnen die vorhandene Genossenschaft ermöglicht, ihre Wirkung nicht verfehlen wird.

Die Neu-Württemberger Kolonisten sind alle deutschen Stammes. Es ist der Grundsatz des Unternehmers, nur deutsche Ansiedler aufzunehmen, jedoch ohne Ansehung der Staatsangehörigkeit des einzelnen. Die weitaus meisten der Kolonisten stammen aus den alten deutschen Siedelungen von Rio Grande. Vor allem aus Teutonia sind viele herübergekommen. In jenen Gebieten werden den schnell wachsenden Familien die Besitztümer zu enge. Das wenige noch unvergebene Land aber ist dort außerordentlich teuer. Darum verkaufen viele ihr Gut und ziehen nach den Wäldern des Westens hinauf, um sich hier ein neues Heim zu gründen. Meist nehmen sie nicht nur eine, sondern gleich zwei oder noch mehr Kolonien. Diese Riograndenser Bauern bilden ein vorzügliches Kolonistenmaterial. Mit den Verhältnissen des Landes, den Erfordernissen seiner Bewirtschaftung vertraut, an Hitze und harte Waldarbeit gewöhnt, bringen sie es meist schnell vorwärts.

Mit der Zuziehung von Einwanderern aus Europa begann die Direktion erst, als die Kolonie aus den ursprünglichsten Anfangszuständen herausgearbeitet war. Sie trägt dafür Sorge, daß die Neulinge möglichst zwischen die alten Kolonisten gesetzt werden, damit sie von diesen lernen und ihnen deren Rat und Hilfe leichter zugänglich ist. Die Erfahrungen, die Neu-Württemberg mit den Einwanderern aus Europa gemacht hat, sind denen der Hansa-Kolonie ähnlich. Das Wort: „So hab' ich mirs nicht vorgestellt!" spielt hier wie dort seine Rolle, und hier wie dort hat mehr als einer mit enttäuschten Hoffnungen dem Urwald den Rücken gekehrt. Der Bruchteil der Abtrünnigen ist immerhin nicht so hoch wie in der

Digitized by Google

Hansa. Es hängt dies mit der Verschiedenheit der Maße zusammen, in denen sich die beiden Unternehmungen bewegen. Die der Hansa-Gesellschaft ist die bei weitem größer angelegte. Die Gesellschaft braucht eine Menge von Ansiedlern und kann darum bei ihrer Auswahl an die Qualität des einzelnen keine allzu hohen Anforderungen stellen. Sie will vor allem mittellosen Auswanderern eine Daseinsmöglichkeit geben und legt darum ihren Kolonisten für die erste Zeit keinerlei pekuniäre Last auf, die diese an die Kolonie binden könnten. Anders in Neu-Württemberg. Dort hält vor allem das Erfordernis einer auf den Kaufpreis des Landes zu leistenden Anzahlung den Ansiedler ab, seine Kolonie ohne weiteres im Stiche zu lassen, wie dies in der Hansa häufig geschieht. Sodann aber ermöglicht der geringere Bedarf an Menschen, der überdies zum größeren Teil aus Rio Grande selbst gedeckt wird, eine strengere Auswahl unter den Bewerbern. Namentlich ist in dieser Hinsicht der Umstand, daß die Direktion im allgemeinen keine alleinstehenden Junggesellen annimmt, von Bedeutung. Denn diese pflegen ja, wie ich schon früher gesagt habe, den größten Teil der Kolonieflüchtigen zu stellen.

Gänzlich unbemittelte Personen werden in Neu-Württemberg grundsätzlich nicht aufgenommen. Vielmehr wird verlangt, daß eine Familie von vier bis fünf Köpfen mindestens 2500 Mark besitze. Diese Maßregel bewahrt den Kolonisator vor der Notwendigkeit, bedürftigen Ansiedlern Vorschüsse zu zahlen. Dadurch vermindert er die Gefahr, solche Vorschüsse durch den Wegzug der Schuldner zu verlieren. Andererseits sichert der Besitz eines kleinen Kapitals den Kolonisten selber vor den verderblichen Folgen, wie sie sich aus Verschuldung und Abhängigkeit vom Geschäftsmann ergeben können.

Was Neu-Württembergs Wohlfahrtseinrichtungen angeht, so steht in dieser Beziehung die Kolonie ganz entschieden an der Spitze der Riograndenser Siedelungen.

Das gilt vor allem von Kirche und Schule. Die Mißstände, die in den alten Kolonien das Verhältnis des Pfarrers und des Lehrers zur Gemeinde mit sich bringt, fallen in Neu-Württemberg aus dem einfachen Grunde weg, weil dort Pfarrer und Lehrer Angestellte der Koloniedirektion und als solche von dem guten oder bösen Willen der Kolonisten völlig unabhängig sind.

Welch außerordentlich glückliche Wahl die Direktion in der Anstellung des Herrn Pfarrers Faulhaber getroffen hat, das be-

Digitized by Google

weist schon der rege Besuch des Gottesdienstes und mehr noch die Tatsache, daß sich an ihm sogar die Katholiken in großer Anzahl beteiligen. Herr Pfarrer Faulhaber versieht auch die Seelsorge der zwei Tagereisen entfernten Kolonie Xingu, nach der er alle zwei Monate hinüberreitet. Ein Pfarrer, der zur Erfüllung seiner Amtspflicht zwei Tage lang im Sattel Urwald und Kamp durchmißt — ein rechtes Bild aus südamerikanischer Wildnis!

Einen fest angestellten katholischen Pfarrer hat Neu-Württemberg nicht. Die Funktionen des katholischen Gottesdienstes werden durch Geistliche benachbarter Distrikte ausgeübt, die die Kolonie von Zeit zu Zeit besuchen.

Wie bereits gesagt, versieht Herr Faulhaber auch die Schule von Neu-Württemberg. Seit neuerer Zeit ist ihm ein seminaristisch gebildeter Lehrer beigeordnet. Früher erteilte auch Frau Pfarrer Faulhaber, die schon in Deutschland als Lehrerin tätig war, regelmäßig Unterricht, ohne indessen eine Verpflichtung dazu übernommen zu haben.

Das Schulhaus ist ein stattlicher Holzbau, den die Direktion errichtet hat. Der größere seiner beiden Räume dient zugleich zur Abhaltung des Gottesdienstes. Ein reiches Anschauungsmaterial, darunter künstlerisch ausgeführte Bilder, hat die Direktion für den Unterricht zur Verfügung gestellt.

Die Neu-Württemberger Schule ist ein wahres Idyll inmitten des hart kämpfenden Lebens, das uns hier umgibt. Allmorgenlich sieht man um das Schulhaus herum ein lustiges Treiben barfüßiger Jungen und Mädchen. Aus allen Waldwinkeln strömen die Kinderscharen herbei. Die meisten kommen auf Rosses Rücken, oft zu zweit auf einem Tier. Liegen doch die Ansiedelungen zum großen Teil sehr weit — bis zu anderthalb Stunden — vom Stadtplatz entfernt. Vor dem Schulhause werden die Pferde abgesattelt und dann an einen langen Strick angebunden oder mit einer Fußfessel versehen, die sie verhindert, sich gar zu weit zu entfernen. Sie können bis zum Heimritt sich am grünen Grase gütlich tun. Zwischen 8 und 8½ Uhr beginnt der Unterricht. Einen ganz genauen Zeitpunkt für seinen Anfang festzusetzen, ist nicht möglich, denn Uhren sind in der Kolonie nicht viele anzutreffen, und die wenigen, die da sind, gehen meist verkehrt oder gar nicht. Auf die Minute ist das Leben solch entlegener Weltwinkel wie Neu-Württemberg nicht zugeschnitten.

Digitized by Google

Ich habe Gelegenheit gehabt, dem Unterricht in Neu-Württemberg beizuwohnen, und ich muß sagen, ich war erstaunt über die Aufmerksamkeit, mit der die Kleinen bei der Sache sind. Jede deutsche Volksschule müßte mit Schülern, wie die Urwaldkinder sind, zufrieden sein. Ihre Lehrer wissen aber auch meisterlich das Interesse der Kleinen an dem Unterricht zu wecken und zu erhalten. Hervorheben möchte ich vor allen Dingen die Art und Weise, wie hier den Schülern das, was sie hören und lesen, an Bildern aus dem Leben, das sie täglich um sich sehen, erläutert wird. Der reiche Mann des Märchens oder der biblischen Geschichte ist ein Kolonist, der große Rossas besitzt und viele, viele Säcke Mais und Bohnen nach der Stadt fährt; ein glänzendes Fest ist ein großer „Schrapp", ein Tanzvergnügen, wie es in den deutschen Kolonien gefeiert wird, der barmherzige Samariter etwa ein Musterreiter, der auf seiner Mule durch den Urwald geritten kommt. Gerade bei dem geringen Umfang des Begriffsvorrates, den die Kinder in den Schranken der engen Welt, in der sie aufwachsen, zu sammeln vermögen, hat diese Methode doppelten Wert. Durch sie wird den Kindern der Klang des Wortes, das sie hören, zum wohlbekannten Bilde, aus den vertrauten Bildern aber entwickeln sich neue Vorstellungen, neue Begriffe, eine erweiterte geistige Welt tut sich zwanglos dem Gesichtskreis auf.

Mit einigen älteren Kolonistensöhnen hält Herr Pfarrer Faulhaber wöchentlich drei Stunden Fortbildungsunterricht ab. Dieser erstreckt sich außer auf Lesen, Schreiben und Rechnen, worin auch diesen Schülern bei der Qualität der früher genossenen Schule bisweilen eine Unterweisung noch sehr not tut, auf Geschichte und Geographie. Die Geschichte der deutschen Kolonisation in Rio Grande, die Landeskunde des Heimatstaates und die wichtigsten geographischen Verhältnisse der andern südamerikanischen Länder, namentlich ihre Aus- und Einfuhrverhältnisse, bilden den Hauptgegenstand dieses Unterrichtes.

Auch für sonstige Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt ist in ausgiebigem Maße von der Direktion Sorge getragen. Neu-Württemberg besitzt eine gut ausgestattete Apotheke, die der Verwaltung des Herrn Pfarrer Faulhaber untersteht. Herr und Frau Faulhaber haben in Deutschland einen medizinischen Kursus durchgemacht, der sie in die Lage setzt, die ärztliche Behandlung leichterer Erkrankungen zu übernehmen, bei schwereren Krankheitsfällen, die

Digitized by Google

zum Glück in der Kolonie selten eingetreten sind, wenigstens die erste Hilfe zu leisten.

Für die Unterhaltung der Kolonisten in den Mußestunden ist ebenfalls gesorgt. Die Kolonie besitzt eine reichhaltige Bibliothek und ist überdies auf sämtliche deutschsprachlichen Zeitungen von Rio Grande und eine Anzahl deutscher Blätter abonniert. Sie werden allwöchentlich in dem Schulhaus aufgelegt. Auch diese Einrichtungen sind Stiftungen Herrn Dr. Meyers.

Am 8. Dezember verließ ich Neu-Württemberg, um die andere Kolonie Dr. Herrmann Meyers, Xingu, zu besuchen. Sie liegt zwei Tagereisen nördlich von Neu-Württemberg. Da der Weg schwer zu finden ist, so nahm ich einen Kolonistensohn namens Dhein als Vaqueano mit, der mich bis zu dem Städtchen Palmeira begleiten sollte.

Der Weg führt, nachdem er den Palmeiraflu ß überschritten und das Neu-Württemberger Gebiet verlassen hat, noch eine Strecke weit durch geschlossenen Urwald. Nachher folgt eine reizvolle Landschaft, aus Kamp und Waldinseln gemischt, und dann tut sich wieder der freie Kamp auf. Wie das Kampland zwischen Santa Maria und Neu-Württemberg, so ist auch dieses Gebiet arm an Leben. Nur ganz kleine Herden sieht man da und dort, und bisweilen vermag das Auge, soweit es schaut, nirgends ein Stück Vieh zu erblicken.

Gegen Abend trafen wir in Palmeira ein. Dort blieb ich in dem einzigen Hotel über Nacht. Ich muß bemerken, daß der Name „Hotel" in brasilischen Kampnestern wie Palmeira nicht gar zu ernst aufzufassen ist. Bezeichnend ist in dieser Beziehung, daß in dem „Hotel" von Palmeira auf einmal ein dienstbarer Geist in dem mir zugewiesenen Schlafzimmer einen Tisch zu decken begann, an dem sich gleich darauf die gesamte Hotelgesellschaft zur table d'hôte niederließ. Daß ich an der Mahlzeit teilnahm und nicht vom Bett aus zusah, war mein freier Wille. Auch das letztere hätte nicht gegen des Landes Sitte verstoßen.

Am nächsten Tage ritt Dhein nach Neu-Württemberg zurück. Den Weg nach Xingu gedachte ich mit Hilfe des Kompasses und einer kleinen Orientierungskarte vom Munizip Palmeira allein zu finden. Gegen Mittag tauchte vor mir der bläulich umhauchte Rand eines pinheirenreichen Waldgebietes empor. Auf dem angrenzenden Kamplande haust irgendwo ein alter Held der Revolutionszeit, der bei den Aufständischen den Rang eines Obersten bekleidete. Bei ihm sollte ich nach der Stelle fragen, an der ich in den Wald hin-

Digitized by Google

einzureiten hätte. Ich fand auch glücklich das Haus, das auf der Höhe eines Hügels liegt, klatschte nach Landessitte in die Hände und wurde zum Eintreten aufgefordert. Zunächst mußte ich natürlich ein paarmal die Mate-Cuie leeren, auch ein paar Zigaretten rauchen. Nachher zeigte mir der Alte den Waldpfad. Jetzt konnte ich nicht mehr irre reiten.

Der Weg besteht aus einem ziemlich breiten, aber unfahrbaren Durchhau durch den Wald. Er begann bald steil bergauf und bergab zu führen, vorwiegend jedoch bergab, denn Xingu liegt ein gut Teil tiefer als Neu-Württemberg. Das Gelände ist stark mit Gestein durchsetzt. Im Walde hausen da und dort brasilische Ansiedler. Es sind meist »intrusos«, rechtlose Besitzer des Bodens. Ihre Hütten sind von unendlicher Dürftigkeit. Oft weisen sie nicht eine einzige Fensterluke auf und gleichen mehr einem kümmerlichen Stall als einer menschlichen Behausung. Die Pflanzungen sind in schlechtem Stande. Ich habe später in Xingu einen der brasilischen Ansiedler angetroffen, der Bohnen kaufen wollte. Dies war, wie man mir versicherte, kein vereinzelter Fall, sondern es kommt häufig vor, daß die Brasilier einen Teil ihres Bedarfs an Feldfrüchten, die sie selber bauen, bei den deutschen Kolonisten einkaufen müssen. Einen Haupterwerbszweig der hier lebenden Brasilier bildet die Ausbeutung der ausgedehnten Matebestände. Diese Bestände bilden bei der ungeheuren Nachfrage der südamerikanischen Märkte nach Mate einen wertvollen Schatz des Uruguay-Gebietes. Aber die Bewohner gehen nicht sorgsam mit diesem Schatz um. Gerade wie in Santa Catharina und Paraná werden auch hier die Bäume in der schonungslosesten Weise ihrer Aeste und Zweige beraubt, einerlei, ob die Pflanze das übersteht oder nicht. An die Zukunft zu denken, ist überhaupt nicht Sache des Brasiliers.

Dafür haben die Geister der Vergangenheit hier im Wald von Palmeira ein zähes Leben. Heute noch spuken die Ueberlieferungen des Bürgerkrieges in den Köpfen, und ab und zu kommt es zu einem kleinen Aufruhr der alten Aufständischen, der „Maragaten". Im vergangenen Jahr noch hatten sie einen Sturm auf die Stadt Palmeira unternommen. Der Angriff wurde abgeschlagen; der Führer fand den Tod, seine Anhängerschaft wurde aufgerieben und zog sich in ihre Waldschlupfwinkel zurück. Aber der Geist der Unruhe ist darum nicht erstorben. Als ich später von Palmeira zurückkehrte, wurde ich unterwegs verschiedentlich gefragt, ob dort keine Revolution sei. Das erste Mal fragte ich entgegen, ob man

Digitized by Google

denn dergleichen erwarte. Ich erhielt die Antwort, in Palmeira sei doch gewöhnlich Revolution. Der Hauptgegner der Maragaten ist ein Deutscher, der auch in einem Waldwinkel sein Dasein führt und von der Regierung mit der Ausübung der polizeilichen Gewalt beauftragt ist. Er hat sich in früheren Jahren in den Indianergebieten des Nordens als Jäger herumgetrieben und ist als unübertrefflicher Waldläufer bekannt, als unversöhnlicher Feind gefürchtet. —

Am späten Nachmittag kam ich am Varzea-Fluß an. Eine Fähre brachte mich ans andere Ufer, auf dem sich nahe dem Fluß das von der Koloniedirektion errichtete Einwandererhaus von Xingu erhebt. Von dort hatte ich noch ein kleines Stück zu reiten, und die erste Ansiedelung der Kolonie lag vor mir. Der Kolonist stand unter der Tür und blickte auf seine Pflanzung hinaus, das Bild eines Mannes, der zufrieden sein Tagewerk beschlossen hat. Ich erkannte in ihm einen Bekannten, Herrn Staiger, der vor Monaten mit mir auf dem Dampfer „Corrientes" herübergekommen war. Ich begrüßte mich mit ihm und gleich darauf auch mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn, die auf den Ruf des Hausherrn herauskamen. Der Kleine, dem auf dem Schiff jedermann wegen seiner muntern Art Freund gewesen war, sah vergnügt und rotbackig aus wie zuvor und ging jetzt als richtiger Urwaldbürger barfuß. Herr Staiger ist ehemaliger Württemberger Lehrer. Er hat sich in Xingu eine von ihrem früheren Besitzer verlassene Kolonie gekauft und darauf seine Pflanzungen angelegt, die er und seine Frau zum größten Teil mit eigener Hand bestellt haben. Die Ausdehnung und das Aussehen dieser Pflanzungen lieferte den besten Beweis dafür, daß Staigers es verstanden haben, sich innerhalb kurzer Zeit in ihr neues Dasein einzuleben. Ein anspruchsloses Kolonisten-Holzhaus haben sie sich mit einer in aller Einfachheit behaglichen Einrichtung zu schmücken gewußt. Ich habe dort während meines Aufenthaltes in Xingu manche gemütliche Stunde mit der liebenswürdigen Familie verbracht.

Für heute ritt ich noch ein Haus weiter, zu der Ansiedelung des Kolonisten Kölln. Dieser nimmt in der Kolonie eine Art Obmannsstellung ein. An ihn hatte mir Herr Dr. Horst Hoffmann in Porto Alegre einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Ich wurde von der Kolonistenfamilie aufs freundlichste aufgenommen und war in ihrem Hause während der Tage, die ich in Xingu verweilte, vortrefflich untergebracht. Herr Kölln hat sich im Jahre 1898 als

Digitized by Google

erster hier niedergelassen. Jetzt besaß er ein stattliches Anwesen mit ausgedehnten Pflanzungen und schöngehaltenen Gartenanlagen.

Am folgenden Vormittag machte ich mit meinem Gastgeber zusammen einen Gang durch die Kolonie, die sich in freundlicher Lage durchs Tal eines kleinen Baches, des Arroio Herval, erstreckt. Wir besuchten die einzelnen Ansiedlerfamilien, deren Xingu damals im ganzen elf zählte. Ueberall wurde ich aufs herzlichste als Landsmann begrüßt, und überall trank ich ein paar Schalen Chimarão. Ich muß sagen, ich hatte mich den Verhältnissen des Landes bereits soweit angepaßt, daß ich selber etwas vermißt haben würde, hätte das Tränklein gefehlt. Die Ansiedler, außer Kölln selber, der geborener Riograndenser ist, sind alle aus Europa herübergekommen. Doch ist nur einer von ihnen, Herr Staiger, Neuling in Südamerika. Die übrigen sind schon vor Jahren übergewandert und waren, bevor sie nach Xingu kamen, anderwärts im Gebiet der deutschen Siedelung ansässig.

Xingu pflanzt Mais, Bohnen, Reis, Weizen, Zuckerrohr, vor allem aber Tabak, der hier durchweg zu Fumrollen verarbeitet wird. Der Fum bildet den Hauptabsatzgegenstand der Kolonie. Er wird von Händlern aus Palmeira angekauft, die ihn mit Lastieren aus der Kolonie abholen und mit Karreten nach den westlichen Grenzstädten weitergehen lassen.

Ursprünglich hatte die Gründung der Kolonie mit dem Plan einer Riograndenser Nordwestbahn im Zusammenhang gestanden, deren Schienenstrang nördlich an Xingu vorbeiführen sollte. Dieser Plan, auf den ich noch zurückkommen werde, ist gescheitert, und das bedeutet für die Entwickelung der Kolonie natürlich einen schwerwiegenden Nachteil, namentlich auch insofern, als die Möglichkeit ihrer Erweiterung wegen der minder günstigen Absatzverhältnisse und der mit ihr verbundenen Gefahr einer Ueberproduktion beschränkt wird.

In ihrer Abgeschiedenheit ist die Siedelung eine Art kleiner Welt für sich. Die Kolonisten sind auf sich selber und ihre kleine Welt angewiesen. Es gibt keinen Kaufladen und keine Werkstatt in Xingu. Was dieser oder jener gerade braucht, das kauft oder tauscht er von einem Nachbar ein. Jeder ist sein eigener Zimmermann und Schmied. Bei größeren Arbeiten, namentlich beim Hausbau, hilft einer dem andern. Dieser muß die ihm gewährte Leistung wieder „abarbeiten", d. h. jenem auf dem Feld oder sonst in seiner Wirtschaft entsprechende Hilfeleistung zuteil werden lassen.

Digitized by Google

Bei all dieser Urwüchsigkeit des Lebens erfreut sich Xingu eines Vorteils, den ältere, entwickeltere Kolonien entbehren. Die Kolonisten können ihre Kinder einem in seinem Fache gründlich gebildeten Lehrer in die Schule schicken. Herr Staiger, der, wie gesagt, früherer württembergischer Lehrer ist, erteilt jeden Vormittag Unterricht an die Kolonistenkinder. Als ich in Xingu war, erfolgte dieser Unterricht noch privat, gegen ein monatliches Schulgeld von zwei Milreis, später ist Herr Staiger von der Koloniedirektion als Lehrer angestellt worden. Auch ein Fortbildungsunterricht, an dem sich ältere Kolonistensöhne beteiligen, findet in Xingu statt.

Ein idyllischer Friede liegt über der kleinen Siedelung im urwaldumrauschten Tale des Aroio Herval, über dieser Weltabgeschiedenheit des Lebens, die daheim nur das Märchen kennt. Wenn ich in der Morgenfrühe vor dem Haus auf der Bank saß und die blondhaarigen Waldkinder gingen an mir vorüber zur Schule und ein jedes kam heran und gab mir das Händchen — sie taten es schon das erste Mal, als sie mich sahen, doch etwas verlegen; denn ein Fremder ist hier schon ein Stück Wunder —, oder wenn des Abends die Sonne hinter den fernen bläulichen Wipfeln verglühte und zarter Rauch über den Holzhütten in die dunkelnde Luft stieg, dann war mir's wirklich bisweilen, als sähe ich Märchenbilder. Und dann die Regentage. Ich habe ihrer mehrere in Xingu erlebt. Da saß sich's, während draußen das Wasser vom Himmel rauschte, gar traulich am Herdfeuer beim Chimarão. Dann kam wohl dieser oder jener von den Nachbarn herbei, in den langen Poncho gewickelt. Und man rückte näher im Kreise, und hin und her ging das Geplauder von den kleinen Ereignissen des Tages; von den Erlebnissen früherer Zeiten, deren mancher die Fülle durchgemacht hatte, ehe ihn das Schicksal in diesen stillen Weltwinkel trug; von dem Treiben der großen Welt draußen, aus der dann und wann eine wahre oder verkehrte Nachricht in das Tal dringt; auch von der dahinten gelegenen deutschen Heimat, die sich nicht vergißt.

Ich habe nicht jedem einzelnen, von denen, die ich hier kennen lernte, in die tiefste Seele sehen können; ich weiß nicht, ob der und jener in Xingu einen kleinen Span miteinander haben oder nicht. Aber soviel ist gewiß: im ganzen herrscht ein guter Geist der Einmütigkeit unter den Kolonisten. Und darauf kann Xingu stolz sein. Denn anderwärts in der Fremde, wo ein paar unserer Landsleute beisammen wohnen, liegen die Dinge ja gewöhnlich

Digitized by Google

so, daß man zu ihrer Bezeichnung das Wort: „Zwei Köpfe, drei Sinne" geprägt hat. —

Einen kleinen Tagesritt von Xingu entfernt, liegt an den Ufern des Serrinho eine Indianer-Niederlassung. Sie gehört zu den „Aldeamentos" von Nonohay, in denen eine große Anzahl Familien vom Stamme der Coroados auf Ländereien angesiedelt sind, die ihnen der Staat zugewiesen hat. Diese Aldeamente unterstehen natürlich der Riograndenser Regierung, haben jedoch eine Art Selbstverwaltung unter einem Oberhäuptling und einer Reihe von Häuptlingen. Die Bewohner der Aldeamente werden von den Brasiliern wie alle Indianer als „Bugres" bezeichnet.

Nach jener Niederlassung am Serrinho machte ich mich eines Tages auf. Ein Kolonistensohn aus Xingu ritt als Begleiter mit mir. Noch bevor wir die Ansiedelungen erreichten, begegnete uns ein Trupp Indianer, die im Gänsemarsch mit merkwürdig kleinen trippelnden Schritten einer hinter dem andern herkamen. Es war eine wandernde Familie, die wohl für einige Zeit zum Jagen, Fischen und Beerensammeln auszog. Der Vater ging vornher, eine verrostete Flinte in der Hand, hinterdrein kamen zwei Söhne, ein erwachsener und ein halbwüchsiger, jeder mit Pfeil und Bogen, dann die Frau; sie hatte am Kopf ein Rohrkörbchen befestigt, das ein kleines Kind barg. Zum Schluß trippelten zwei Kinder, deren jedes einen kleinen Korb mit einem Aeffchen auf dem Rücken trug. Für den fremden Beschauer lag eine hinreißende Komik über dem Bilde, ein Hauch jenes barocken Humors, der in Katzenjammerstimmungen gedeiht.

Die Ansiedelungen der Indianer liegen weithin in einer Kamp- und Waldlandschaft zerstreut, die den Uebergang des Urwaldgebietes von Xingu zu dem östlichen Kampland bildet. Die Hütten sind teils aus roh gerissenen Brettern, teils aus Stämmen aufgeführt und mit Brettern oder auch mit Mazega-Gras gedeckt. Fensteröffnungen haben sie meist nicht, der Rauch zieht durch die Tür und durch die Ritzen der Wand. Im Innern ist so gut wie gar keine Einrichtung, kein Schemel, keine Bank, keine Lagerstatt. In der Mitte des Raumes — regelmäßig enthält die Behausung nur einen einzigen — sieht man Feuerstellen, darüber hängt vielleicht ein Haken, der aus einem Stück Ast hergestellt und bisweilen mit etwas Schnitzerei verziert ist. Das Hausgerät besteht im wesentlichen aus eisernen Kochtöpfen und Waldmessern.

Die Pflanzungen sind klein und sehen sehr verwahrlost aus. Die Indianer bauen etwas Tabak, auch Mais und Bohnen. Im

Digitized by Google

übrigen leben sie von Jagen und Fischen, wozu sie oft weite Streifzüge unternehmen. Bisweilen schlägt auch eine Familie irgendwo im Wald ihr Lager auf, wo fruchttragende Bäume stehen und Wasser fließt, und lebt von den Beeren, bis sie alle aufgegessen sind. In ihren Ruhestunden beschäftigen sich die Indianer mit allerlei Handarbeiten, namentlich mit der Herstellung von Bogen und Pfeilen, der Verfertigung rohrgeflochtener Körbchen, zierlich geschnitzter Trinkhörner und dergleichen. Sie entwickeln darin eine große Geduld und Geschicklichkeit. Bogen und Pfeile z. B. werden mit schmalgeschnittenen Streifen aus der Schale der Philodendron-Wurzel in unendlich sorgfältiger Weise umwickelt. Die Bogensehne besteht aus feingeflochtenen Schlingpflanzenfasern. Die Erzeugnisse dieser langwierigen Handarbeiten kann man von den Leuten um eine Kleinigkeit kaufen oder eintauschen. Der Wert der Zeit ist dem vom hastenden Treiben der Kulturwelt unberührten Wilden ein unbekannter Begriff.

Was das Aussehen der Indianer angeht, so ist die Verwandtschaft des Gesichtsschnittes mit dem asiatisch-mongolischen auffallend. Breites Gesicht, niedrige Stirn, schiefstehende, geschlitzte Augen, breitflügelige, dabei meist nach unten leicht gekrümmte Nase und straffes schwarzes Haar bilden seine Merkmale. Die Farbe der Haut ist etwa die der Bronze mit einem Stich ins Rötliche. Bei den Männern ist ein tief über die Mundwinkel herabhängender Schnurrbart und ein dünner Kinnbart nicht selten. Von Gestalt sind die Männer meist klein und schmächtig, die Weiber üppig und häufig kräftiger entwickelt als das starke Geschlecht. Die Kleidung der Indianer besteht aus einigen notdürftigen Stücken, die sie irgendwo in der Umgebung auftreiben. Bei den Männern beschränkt sie sich oft auf Rock und Hose oder auf die Hose allein. Die Weiber sind daheim gewöhnlich bis auf die Hüften nackt, draußen genügt zur Bedeckung der oberen Körperhälfte häufig ein Umschlagetuch. Die Leute sprechen noch ihre alte indianische Sprache, einige verstehen etwas Portugiesisch.

Einen uns begegnenden Indianer forderte ich auf portugiesisch auf, er solle uns den Weg zum Kaziken, dem diesem Aldeamento vorgesetzten Häuptling, zeigen. Der Mann verstand zum Glück, was ich wollte, und führte uns zu einer Hütte, die etwas besser aussah, als die andern, mit Schindeln gedeckt und mit Fensterluken versehen war. Ein paar magere Schweine trieben sich in dem Hofraum herum. Auf unsern Anruf trat der Häuptling heraus,

Digitized by Google

ein ältlicher Mann mit dünnem, ergrauendem Schnurr- und Kinnbart. Er wird von den Indianern Gung-Gung genannt. Sein offizieller Name ist Manequa Manoel, sein Titel »commandante«. Bekleidet war der Kazike nur mit einer Hose und einem offenen Rock. Er trug kein Hemd und zeichnete sich nicht durch Sauberkeit aus. Aber es läßt sich nicht leugnen, die Erscheinung hatte in Haltung und Blick etwas Fürstliches, ja etwas vom Tyrannen. Ich glaube, der Mann kann in den Grenzen seiner Macht grausam sein.

Gung-Gung lud uns zum Betreten der Hütte ein. Drinnen waren noch zwei jüngere Männer, wohl Söhne des Häuptlings. Wir wurden zum Niedersitzen aufgefordert und nahmen auf einer Bank an der Wand Platz. Gung-Gung setzte sich neben mich. Die Unterhaltung führten wir in portugiesischer Sprache, die der Häuptling ziemlich geläufig beherrscht. Als ich erzählt hatte, ich käme aus einem fernen Lande her, fragte mich der Häuptling, wie weit der Weg gewesen sei. Ich entgegnete, dreißig Tage und dreißig Nächte auf dem Kano und dreißig Tage zu reiten. Gung-Gung warf mir einen spitzbübischen Blick zu, als wollte er sagen: „Junge, du flunkerst!" Doch er tat höflich, als ob er sich des Todes verwundere. Ich lobte dann das treffliche Aussehen der Niederlassung am Serrinho, die Arbeitsamkeit des Volkes, den Glanz der fürstlichen Wohnung, die Schönheit der mageren Schweine, die sich draußen tummelten, und der ungewaschenen Enkel des Kaziken, die jetzt eintraten und mir nach der Sitte brasilischer Kinder die wie zum Beten aneinandergelegten Hände reichten. Dann begann ich ein Gespräch über die Rechtszustände der Aldeamente. Der Häuptling hat eine gewisse Strafgewalt. Als Strafen verhängt er Festbinden an einem Pfahl und Prügel. Auch bei vorkommenden Eigentumszwistigkeiten wird seine Entscheidung angerufen.

Später begleitete uns der Häuptling zu der eine halbe Stunde entfernten kleinen Krämerbude eines Italieners. Er ritt einen mageren Gaul, dessen Besitz jedenfalls sein Ansehen beim Volke nicht wenig hebt; denn die andern haben keine Pferde. Als wir in das Geschäft eintraten, hockten dort schon ein paar Indianer. Die Leute bringen ihre überflüssigen Feldfrüchte hierhin, auch eine Menge großer und kleiner Rohrkörbe, die sie in Massen anfertigen. Dafür tauschen sie Gerätschaften, Schnaps und Rapadura, eine festgewordene Masse aus Zuckerrohrsaft, ein; auch wohl etwas Geld, dessen Gebrauch sie begriffen haben. Meist kaufen sie sich dafür

Digitized by Google

wieder Schnaps. Denn den Kaschaß lieben die Söhne der Wälder über alles. Besitzt diese Rasse überhaupt Kulturfähigkeit, so wird sie gewiß durch die Schnapsleidenschaft, wo sie befriedigt werden kann, zerstört.

Ich ließ ein Glas des edlen Trankes einschenken und bot es dem Häuptling an; der zierte sich zuerst ein wenig, dann sprach er ihm tüchtig zu. Später bat ich, es solle mir einer der andern etwas vorsingen. Zuerst wollte keiner daran. Aber der Fürst sprach ein Machtwort, und nun begann ein junger Bursche seinen Gesang: eintönige, gleichförmige, dann auf einmal kreischende, überschnappende Laute, von denen mir unklar ist, wie sie einen Gedanken oder ein Gefühl zum Ausdruck bringen können. Die Hände hatte der Sänger am Gesicht liegen, dergestalt, daß sie es mit einer Fingerbreite berührten und im übrigen nach der Seite abstanden; das sollte wohl einen Schalltrichter vorstellen. Mit dem Gesang war eine Art Tanz verbunden. Der Bursche ging langsam vor und zurück; ab und zu stampfte er den Boden mit den Füßen oder machte tiefe Verbeugungen mit dem Oberkörper. Zwischendurch sprach er tapfer dem Schnaps zu, den ich für ihn bestellt hatte. Der Häuptling gab ihm von Zeit zu Zeit an, was er vortragen solle. Allmählich wurde der Gesang immer begeisterter, Stimme und Tanz immer unsicherer. Zum Schluß schlug der Brave lang auf den Boden und blieb liegen. Der Fürst war mittlerweile ebenfalls animiert geworden. Er hatte seine Würde abgestreift und redete mich jetzt wie der Knecht den Herrn mit »padrão« an. Ich hatte ihm versprochen, ihm am nächsten Morgen Rapadura mitzubringen. Jetzt bat er mich flehentlich, ich solle sie ihm doch gleich geben. Er mochte befürchten, ich werde davonreiten, ohne mein Versprechen zu erfüllen. Ich bramarbasierte, in meinem Lande halte jeder sein Wort. Das schien der Kazike nicht recht zu begreifen. Schließlich verabschiedete er sich mit hoffnungsloser Miene.

Ich schlief die Nacht in einem Schuppen bei dem Geschäftshaus. Oder genauer gesagt, ich schlief nicht. Denn die Flöhe plagten mich derart, daß ich am Leben verzagen wollte. Draußen aber regnete es, und so mußte ich unter dem Dache bleiben.

Mit dem Morgengrauen hörte der Regen auf, und ich trat mit ziemlich übernächtigem Gefühl auf den Kamp hinaus. Da begegnete mir einer, dem ich auf den ersten Blick ansah, daß er sich in noch viel bedauernswerterer Verfassung befand als ich. Es war der Tänzer vom vergangenen Abend. Wäre ich ein Maler,

Digitized by Google

so hätte ich den Mann bewogen, die Hose, das einzige Kleidungsstück, das er trug, abzulegen; dann hätte ich den nackten Sohn der Wildnis abgebildet, wie er daherschlich mit wankenden Knien, mit einem Ausdruck unendlicher stumpfsinniger Verstörtheit in den schlaffen Zügen, den matt in tiefen Höhlen glimmenden Augen, und hätte darunter geschrieben: Katzenjammer. Und hätte, wäre mir das Bild gelungen, auf seinem Gebiet ein unübertreffliches Meisterwerk geschaffen.

Wir sattelten unsere Gäule, ritten noch einmal zum Häuptling hin, dem ich die versprochene Rapadura brachte, und Bogen, Pfeile und etliches Gerät um ein kleines abhandelte. Dann machten wir uns auf den Rückweg nach Xingu. —

Am 20. Dezember kam ich wieder in Neu-Württemberg an. Daselbst war mittlerweile der neue Koloniedirektor, Herr Bornmüller, mit seiner Gemahlin eingetroffen und feierlich empfangen worden. Herr Bornmüller bezog ein der Direktion gehöriges kleines, freundliches Haus des Stadtplatzes Elsenau. Auch in diesem Heim habe ich in liebenswürdiger Gesellschaft schöne Stunden verbracht.

Ich weilte in Neu-Württemberg noch über die Weihnachtstage. Einem wunderschönen heiligen Abend, den ich im Kreise der gastfreien Familie Faulhaber verlebte, folgte am ersten Feiertag ein großes allgemeines Weihnachtsfest.

Das war ein buntes Treiben in dem sonst so stillen Elsenau! Schon morgens beim Gottesdienst blieb kein Stuhl, kein Platz der langen Bankreihen unbesetzt. Größer noch war der Zulauf zu dem Bescherungsfest, das am Nachmittag stattfand. Aus allen Waldpikaden strömen die Kolonisten herbei, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen. Beim Kaufladen und vor dem Schulhaus sammeln sich die ledigen Pferde in Scharen. Schulter an Schulter, doch ohne Stoßen und Drängen, schart sich die Menge in dem Schulsaal. Zwischen den deutschen Kolonisten erscheinen dunkelfarbige Brasilier, die aus der Umgebung herbeigekommen sind und neugierig dem ungewohnten Treiben zusehen. Sie halten bis zur letzten Minute aus, obwohl sie von dem, was sie hören, nicht ein Wort verstehen.

Geschäftige Hände sind in den vergangenen Tagen an der Arbeit gewesen, den Saal in ein schmuckes Festgewand zu kleiden. Die Anschauungsbilder der Schule geben einen vorzüglichen Wandschmuck ab. Der Hintergrund ist höchst geschmackvoll mit Palmenreisern dekoriert, zwischen denen die deutschen und brasilischen Farben prangen. Eine mächtige Hängelampe, die der Koloniedirektor für den

Digitized by Google

heutigen Tag hergeliehen hat, schwebt an einem ausgespannten Lasso in der Luft. In der Ecke aber erhebt sich vom Boden bis zur Decke des hohen Saales, mit flimmerndem Schmucke reich bedeckt, der Weihnachtsbaum. Es ist keine deutsche Fichte. Die Pinheire, der Nadelholzbaum des brasilischen Hochlandes, muß ihre Stelle ersetzen.

Weihnachten auf der südlichen Hälfte der Welt, Weihnachten in heißer Sommerszeit, unter dem Pinienbaum! Ich hätte nie geglaubt, daß das eine wahre deutsche Weihnacht sein könnte. Und doch, wie jetzt der Pfarrer zu der Gemeinde sprach, schlicht und ohne frömmelnde Anmaßung, aufrichtige Worte, wie sie hierher gehörten, und doch voll dichterischen Schwunges, und wie die Christnachtlieder ertönten, die altvertrauten Kinderlieder, da ging der rechte Weihnachtsklang durch den Saal, der heute halb wehmütige Klang glücklicher Kindertage. Es war ein echt deutsches Fest, die Weihnachtsfeier in Neu-Württemberg im Staat Rio Grande do Sul, und ein überaus gelungenes dazu. Die Lieder des Gesangvereins und des Kinderchors wie die Vorträge der Schulkinder waren überraschend gute Leistungen. Gewundert habe ich mich namentlich über die Unbefangenheit, mit der die Kleinen ihre Gedichte vor einer Menschenmenge aufsagten, wie sie wohl selten oder nie in ihrem Leben eine gleiche beisammen gesehen hatten. Wenn ich die Erinnerungen aus meiner ehemaligen Schule zum Vergleich heranziehe, so möchte ich annehmen, daß hier das Selbstbewußtsein des freien Urwaldbürgers eine Rolle spielt.

Es war dunkel geworden. Die Menge verließ den Saal und ein geheimnisvolles Treiben begann sich drinnen zu regen. Als wir wieder eintraten, prangte der Weihnachtsbaum im flammenden Schmuck. Durch den Saal strömte jener Duft von Nadelholz und Wachskerzen, dem es wie nichts anderem auf der Welt gegeben ist, die Geister längst entschwundener Tage zu wecken, Stimmungen auferstehen zu lassen, die alltags vergessen in den tiefsten Tiefen des Bewußtseins ruhen. Nahe dem Christbaum waren lange Schultische aufgestellt, darauf lagen die Weihnachtsgaben für die Kinder, die Bescherung eines jeden von ihnen gesondert für sich und mit dem Namen versehen. Die Sachen hatte zum Teil der Schulverein auf gemeinsame Kosten angeschafft und dann an die einzelnen Väter verkauft, zum Teil waren sie von dem Pfarrhaus und dem Koloniedirektor gespendet. Erwartungsvoll drängen sich jetzt die Kinder heran, schieben sie sich, nach ihrem Namen suchend, zwischen den

Digitized by Google

Bankreihen hin. Ein reiches und buntes Durcheinander ist es, das da vor ihnen prangt: nützliche Dinge vor allem, Kleiderstoffe, Schulbücher, Schiefertafeln und Griffel, Schreibhefte, Federn, Bleistifte, doch auch allerhand zur Unterhaltung: Puppen, Trommeln, Trompeten, Märchen- und Bilderbücher und so manches andere, was das Kinderherz auch im tiefen Urwald erfreut. Dazu für ein jedes ein reichlich gehäufter Teller mit Gebäck, das während der letzten Woche in der Küche des Pfarrhauses zu märchenhafter Menge herangewachsen war.

Den Schluß des Festes bildete die Aufführung eines Schwankes, den Frau Pfarrer Faulhaber verfaßt hatte. In dem kleineren Schulsaal war dafür eine Bühne nebst den dazu gehörigen Seitenräumen abgeteilt. Das kleine Stück war sehr gut gelungen und humoristisch ausgedacht und hatte geschickte Darsteller gefunden. Es wirkte vorzüglich und machte namentlich auf die Landeseinheimischen, denen dergleichen fremd war, einen gewaltigen Eindruck.

Wenn der deutsche Bauer im südamerikanischen Urwald die Christnacht feiert, so hat das eine ganz besondere Bedeutung. Es gibt Feste, in denen sich das eigenste Wesen eines Volkes, die feinsten Züge seiner Seele, spiegeln. Zu ihnen gehört unsere deutsche Weihnacht. Inmitten fremden Stammes bedeutet die Erhaltung solcher Feste ein Stück Selbsterhaltung des Volkstumes. — Möge es Neu-Württemberg allezeit vergönnt sein, die alte germanische Julnacht unter dem Fichtenbaum zu feiern.

Digitized by Google

Neu-Württemberger Jugend.

Digitized by Google

Ijuhy.

Nach Cruz Alta; ein Subtropengewitter. — Nach der Regierungskolonie Ijuhy. — Grundsatz der gemischten Siedelung. — Deutsche Ansiedler. — Ansiedelungsbedingungen. — Verwaltung. — Wirtschaftliche Lage der Kolonie.

Am 29. Dezember verließ ich Neu-Württemberg. Ich war als Fremder gekommen, aber jetzt wurde mir der Abschied schwer. Herr und Frau Pfarrer Faulhaber gaben mir das Geleit bis weit über die Koloniegrenze hinaus. Mit einem „Auf Wiedersehen in Deutschland" trennten wir uns.

Ich ritt wieder der Stadt Cruz Alta zu. Nachmittags überfiel mich ein Gewitter. Ein gewaltiges Schauspiel, solch ein Subtropengewitter. Erstaunlich schnell ballten sich die weißen Wolken zusammen und wurden dunkler und dunkler. Heftige Regengüsse gingen nieder. Dann hellte sich's vor mir auf. Ueber dem Hügelzug, in dessen Grün sich die weißen Häuser von Cruz Alta halb verbergen, hing ein goldener Duftschleier mit purpurrotem Rand. Zur rechten aber lagen die weiter gezogenen Wetterwolken, eine tiefschwarze Masse mit leichtem bläulichem Schein. Kaum erkennbar, schemenhaft zeichneten sich darin die Umrisse der Landschaft ab. Ein unheimliches Bild. So könnt' ich mir die Hölle vorstellen. Jetzt zuckt eine blendende Feuerlohe auf, die jede Farbe und Linie verschlingt. Jetzt verschwindet sie. Nur noch ein schmaler, zackiger Blitzstreif leuchtet durchs blauschwarze Dunkel, bleibt einen Augenblick wie festgebannt stehen. Und jetzt brüllen aus dem finsteren Rachen die Geister der Hölle. Ein neuer, wolkenbruchartiger Regenschauer ging nieder. Durch und durch naß traf ich in Cruz Alta ein.

Am übernächsten Tage machte ich mich auf den Weg nach der etwa fünfzig Kilometer von der Stadt entfernten Kolonie Ijuhy. Die breit ausgefahrene Straße war von Ochsenkarreten und pferde-

Digitized by Google

und maultierbespannten Bauernwagen belebt. Um die Mittagszeit erreichte ich den Waldrand und mit ihm die Grenze des Koloniegebietes. Nach einem weiteren Ritt von zwei Stunden traf ich auf dem dorfähnlichen Stadtplatz Ijuhy ein. Ich stieg in dem Gasthaus eines Deutschen namens Schwabroh ab und war bei den freundlichen Landsleuten während der Zeit meines Aufenthaltes in der Kolonie aufs beste untergebracht. Auch sonst fand ich angenehme deutsche Gesellschaft in Ijuhy. So machte ich die Bekanntschaft des Herrn Kaufmanns Berenhäuser und zweier deutscher evangelischer Theologen, der Herren Rosenfeld und Dedekind. Von ihnen ist der eine der Pfarrer einer in Ijuhy bestehenden deutschen Kirchengemeinde. Der andere, Herr Dedekind, führte seit dreiviertel Jahren das Wanderleben eines Diaspora-Pfarrers, d. h., er versah auf langen Ritten den Gottesdienst solcher Gemeinden, die keinen ständigen Geistlichen haben. Er stand jedoch, als ich in Ijuhy war, vor seiner letzten Dienstreise und gedachte dann nach Deutschland zurückzukehren.

Die Kolonie Ijuhy ist im Jahre 1890 von der Regierung des Staates Rio Grande do Sul angelegt. Ihre Ansiedler setzen sich aus Angehörigen der verschiedensten Völker zusammen.

Mit der zunehmenden Ausbreitung der geschlossenen Siedelungen fremder Nationalitäten auf Riograndenser Boden hatten weite lusobrasilische Kreise begonnen, in ihnen eine Gefährdung des Staates zu erblicken. Ein Mittel der Abwehr glaubte man darin zu finden, daß man bei der Anlegung neuer Kolonien nach dem Grundsatze einer Mischung der Nationalitäten verfuhr. Man zog Ansiedler der verschiedensten Stämme heran und setzte sie möglichst durcheinander. Das Bedürfnis nach einer allenthalben gangbaren Verkehrssprache sollte die allgemeine Annahme der portugiesischen und weiterhin womöglich die Aufgabe der angestammten Sprache nach sich ziehen. Im Sinne dieses Grundsatzes ist auch Ijuhy angelegt. Deutsche, Schweden, Brasilier, Italiener, Russen, Polen, Letten wohnen hier nebeneinander. Die Rechnung der Regierung war nicht schlecht. Tatsächlich dient das Portugiesische durchgängig zur Verständigung der verschiedensprachigen Elemente. Doch hat man nicht verhindern können, daß sich auf Teilstrecken des Koloniegebietes die Ansiedler nach Nationalitäten zusammenfanden. Namentlich haben Deutsche aus den alten Riograndenser Kolonien vielfach die Besitzer bereits bewohnter Grundstücke ausgekauft, um sich in der Nachbarschaft von Landsleuten niederlassen zu können.

Digitized by Google

Nahezu die Hälfte der Ansiedler ist deutschen Stammes. Auch Deutsche aus Russisch-Polen sind in großer Anzahl vorhanden. Die evangelische Bevölkerung deutschen Stammes ist zu einer Kirchengemeinde vereinigt, als deren Pfarrer Herr Rosenfeld angestellt ist. Auch bestehen vier deutsche Schulen, eine auf dem Stadtplatz, an der Herr und Frau Pfarrer Rosenfeld selbst unterrichten, die drei andern in den Koloniepikaden.

Die Ansiedelungsbedingungen von Jjuhy sind günstig zu nennen. Die Einwanderer der Regierungskolonien haben freie Fahrt von Rio de Janeiro oder Rio Grande ab und das Recht auf Unterkunft in dem auf dem Stadtplatz befindlichen Einwandererhause für die ersten Tage nach ihrem Eintreffen. Zur Beköstigung für den ersten Tag erhalten sie 2 Milreis. Ferner wird einem jeden eine Anweisung auf 30 Milreis zur Beschaffung von Arbeitsgerät eingehändigt. Dieser Betrag ist später zurückzuerstatten. Ein Kolonielos von gleicher Größe wie die von Neu-Württemberg kostet hier 250 Milreis. Diese Summe ist innerhalb von fünf Jahren ohne Zinsen zu bezahlen. Bei früherer Zahlung wird ein entsprechender Abzug gemacht. Zahlt der Kolonist seine Schuld innerhalb der Frist von fünf Jahren nicht, so muß er, wenn er auf seiner Kolonie bleibt, für jedes weitere Jahr eine Strafe von 10 vom Hundert der geschuldeten Summe bezahlen. Doch kann er nunmehr zur Räumung der Kolonie angehalten werden. Mit der Beitreibung der Geldstrafe ist die Koloniedirektion bisher nicht hart verfahren. Die verfallenen Straffummen sind wiederholt erlassen, die Zahlungsfristen öfters verlängert worden.

Die Verwaltung der Kolonie ruht zur Zeit in den Händen des Koloniedirektors Dr. Pestana. Seit er sein Amt angetreten hat, ist die arge Mißwirtschaft, die früher nach den Aussagen zuverlässiger Leute in der Kolonie geherrscht hat, geschwunden. Namentlich um die Herstellung brauchbarer Fahrstraßen hat sich der jetzige Koloniedirektor verdient gemacht. Die Straßen von Jjuhy sind die besten weit und breit.

Handel und Verkehr haben sich in Jjuhy schnell entwickelt.. Der Stadtplatz weist bereits eine große Anzahl steingebauter Häuser auf und mag etwa 1000 Einwohner zählen. Das deutsche Element ist auch hier stark vertreten.

Der Boden der Ländereien ist der nämliche wie in Neu-Württemberg. Doch sind die steinigen Striche, welche die Lehmerde durchziehen, hier bedeutender als dort. Auch die Ameisenplage ist in

Digitized by Google

Ijuhy stärker als in Neu-Württemberg. Stellenweise treten die Ameisen in solchen Mengen auf, daß die Inhaber einzelner Kolonien des Ungeziefers wegen ihr Land verlassen haben.

Die Hauptprodukte der Kolonie sind Bohnen, Mais und Schweineschmalz. Die Tabakkultur ist noch nicht sehr entwickelt. Dagegen ist ein ziemlich umfangreicher Weinbau vorhanden, der auch schon eine kleine Ausfuhr ergeben hat. Er wird ebenso wie der Anbau von Weizen hauptsächlich durch italienische Kolonisten betrieben. Eine sehr bedeutende Bienenzucht sah ich auf dem ausgedehnten Anwesen der Gebrüder Klever. Die Herren Klever beabsichtigten, ihren Honig in nächster Zeit durch Vermittelung einer Porto Alegrenser Firma nach Deutschland einzuführen.

Die Absatzbedingungen der Kolonie sind die gleichen wie die von Neu-Württemberg. Ich brauche daher nicht mehr auf den Gegenstand einzugehen.

Digitized by Google

Weiter gen Weſten.

Reiſevorbereitungen und Reiſebegleiter. — Eintritt ins Gebiet der alten Jeſuitenmiſſionen. — Die Ruinen von São Miguel. — Nach São Lourenzo und Serro Azul. — Die Kolonie Serro Azul; die ehemalige Nordweſtbahn-Geſellſchaft. — Nach São Nicoláo. — Der Kirchhof von São Nicoláo. — Ein Wort über die Bedeutung der Jeſuitenkultur. — Zum Uruguay.

Von Ijuhy aus gedachte ich den weſtlichſten Teil von Rio Grande zu bereiſen, dann den Uruguay zu überſchreiten und meinen Weg durch das argentiniſche Territorium der Miſſiones und nach Paraguay fortzuſetzen. Da mich der Ritt durch wilde und dünn bevölkerte Gegenden führen ſollte, ſo mußte ich Begleiter, Zelt und Lebensmittel mitnehmen. Einen Begleiter fand ich bald in einem Kolonieeingeſeſſenen namens Ladislaus Walkowsky, einem etwa in der Mitte der Dreißiger ſtehenden Mann. Er war aus Ruſſiſch-Polen gebürtig, und zwar entſtammte er trotz ſeinem ſlawiſchen Namen der deutſchen Bevölkerung jenes Landes. Er lebte ſchon ſeit langer Zeit in Braſilien, war weit in Santa Catharina und Rio Grande herumgekommen und hatte die Revolution auf föderaliſtiſcher Seite von Anfang bis zu Ende mitgemacht. Ich traf meine Vereinbarung mit Walkowsky ſo, daß er ſich ſelbſt ein Reitpferd und zur Mitführung unſerer Vorräte ein Laſtpferd nebſt Packeſel ſtellen mußte. Außerdem vermittelte er die Anwerbung eines zweiten berittenen Knechtes.

Ich verſah mich in Ijuhy für die erſte Zeit der Reiſe mit Lebensmitteln, Schweine-Xarque, Wurſt, Farin, Bohnen, Mate, Schnaps und kaufte eine Teekanne und einen Kochtopf. Für Teller, Löffel und die unvermeidliche Mate-Cuia ſorgte Walkowsky.

Kurz bevor ich von Ijuhy aufbrechen wollte, bekam ich einen Fieberanfall. Die mit ihm eingetretene Appetitloſigkeit und ſtarke Mattigkeit hielt mehrere Tage an, ſo daß ich meine Abreiſe auf-

Digitized by Google

schieben mußte. Da ich gegen jede derbe Nahrung Widerwillen empfand, so versorgte ich mich im Schwabrohschen Gasthaus für die erste Zeit der Reise mit einem Vorrat von lebkuchenartigem Gebäck.

Ich war immer noch in einem ziemlich elenden Zustand, als ich am Nachmittag des 12. Januar meinen durch die lange Ruhezeit verwöhnten und lebhaft gegen den Bauchgurt remonstrierenden Gaul sattelte und der Linha oito zutrabte. Auf der Kolonie, die daselbst Walkowsky mit seiner Mutter und seiner Schwester bewirtschaftet, blieb ich über Nacht. Beim Abendessen fragte die Mutter Walkowsky ihren Sohn, wie lang er denn fortbleiben werde. Einen oder zwei Monate war die Antwort. „Aber mach', daß es nicht wieder sieben Jahre werden", ermahnte die Mutter. Der wackere Walkowsky war nämlich seinerzeit, als die Revolution ausbrach, auch einmal fortgeritten, Geschäfte halber auf einige Tage, wie er vorhatte. Er war dabei in die Unruhen des Aufstandes hineingezogen worden, hatte sich den Aufrührern, den „Maragaten", angeschlossen und schließlich erst sieben Jahre später den Weg nach Hause gefunden.

Für den nächsten Teil meiner Reise wollte sich mir ein Herr Dr. Schumann anschließen. Er versieht das Pfarramt einer von der Hauptgemeinde getrennten deutschen evangelischen Gemeinde von Ijuhy. — Zwietracht gibt es ja, soweit Menschen und namentlich soweit Deutsche in der weiten Welt wohnen. Dr. Schumann beabsichtigte die ehemalige Jesuitenmission São Miguel zu besuchen und dann über Serro Azul nach Hause zurückzureisen. Auch ein Kolonist Gallert wollte mitreiten, um die Ländereien der argentinischen Missiones kennen zu lernen und sich dort vielleicht anzukaufen.

So trafen denn am folgenden Morgen bei der Walkowskyschen Kolonie noch vier Leute ein: Dr. Schumann mit einem Knecht, der Kolonist Gallert und der zweite zu meiner Begleitung bestimmte Knecht, ein untersetzter, kräftiger junger Bursche namens Reinhold, der ebenso wie Walkowsky Deutschrusse ist.

Zwischen neun und zehn Uhr brachen wir auf. Kurz hinter dem Arroio Conceição machten wir Mittag. Unser Weg führte aus dem Waldgebiet von Ijuhy hinaus auf den freien Kamp. Das Lastpferd, das erst seit kurzer Zeit gezähmt war, gab Beweise von noch nicht völlig gebrochenem Eigenwillen. Einmal fing es so toll an zu bocken, daß die eine der am Saumsattel befestigten Kisten zur

Digitized by Google

Erde flog, den Boden verlor und ihren ganzen Inhalt, Xarque, Wurst, ein paar Säcke, Löffel, Teller, weit um sich her ausstreute. Das Gepäckstück wurde wieder ausgebessert und aufgepackt. Dann ging's weiter. Die Sonne versank glühendrot hinter sanften Hügellinien, als wir den Ijuhysinho erreichten. Wir setzten mit der Fähre über. Auf der andern Seite blieben wir über Nacht. Das Zelt ließ ich nicht aufschlagen. Einige dichte Baumkronen boten uns genügenden Schutz gegen den Tau, und Moskiten waren nicht vorhanden. Als das Abendessen aus Bohnen und schinkenartiger Schweine-Xarque im Topf brodelte, empfand ich seit langer Zeit zum erstenmal wieder Hunger und konnte nachher tüchtig mithalten. Das Fieber samt seinen Nachwehen war glücklich überstanden.

Am folgenden Morgen war mein Pferd nicht zu finden. Ueber der Suche verging der ganze Vormittag. Wir machten daher am Ijuhysinho noch Mittag. Dann ritten wir weiter. Das Grasland ist von vielen Waldinseln, sogenannten capões, durchzogen. Sie sind meist langgestreckt und deuten den Zug kleiner Wasserläufe an. Im großen ganzen trägt der Kamp das nämliche Gepräge wie der, den ich vorher durchritten hatte: wenig Vieh, wenig Menschen, wenig Verkehr. Barba de Bode wuchert allenthalben. Auffallend häufig sind in diesem Gebiet die Bauten der ameisenartigen Termiten. Allenthalben ragen die steinharten runden Erdhaufen aus dem Gras empor.

Der heutige Reisetag schien unter schlechten Wahrzeichen zu stehen. Zu dem Mißgeschick des Vormittages kam, daß unser Lastpferd auf einmal anfing, lahm zu gehen. Zum Glück fanden wir an einem Gehöft Gelegenheit, das Tier umzutauschen. Es war ein alter Bock, den der Brasilier unter Dreingabe einer Flasche Schnaps gegen Walkowskys junges Pferd austauschte, aber er ging gut und willig unter seiner nicht allzu schweren Last. Mir tat der brave Gaul ein wenig leid. Er hatte so friedlich und ahnungslos vor dem Hause geweidet, ein Bild bescheidenen Glückes, und nun sollte er mit bepacktem Rücken zum Uruguay und noch weiter geschleppt werden.

Wir kamen durch die aus einigen Gehöften bestehende Ortschaft Säo João. Ein Haus, an dem unser Weg vorüber führte, war aus mächtigen Sandsteinquadern gebaut. Andere behauene und mit Rillen geschmückte Steinblöcke lagen in der Nähe herum. Es sind Zeugen vergangener Herrlichkeit. Wir waren im Gebiet des ehemaligen Jesuitenstaates angelangt.

Digitized by Google

Dieser Staat wurde vor drei Jahrhunderten gegründet. Damals begannen spanische Jesuiten die Ureinwohner des Landes, namentlich den weit verbreiteten Stamm der Guarani-Indianer, zu bekehren und zu zivilisieren. Ihren Kern hatte die Herrschaft der Patres in Paraguay. Sie wurde aber von dort aus nach Osten bis auf das linke Ufer des Uruguay ausgedehnt. Im heutigen Rio Grande entstanden sieben Missionsbezirke: St. Angelo, São João, São Miguel, São Lourenzo, São Luiz, São Nicolão und St. Borja. Die Missiones standen unter der staatlichen Oberhoheit Spaniens. Tatsächlich aber wußten die Jesuiten ihr Gebiet von dem spanischen Einfluß mehr und mehr frei zu machen und ihm die Gestalt eines selbständigen theokratischen Reiches zu geben. Die spanische Sprache führten sie mit Fleiß nicht ein. Vielmehr blieb das Guarani die herrschende Sprache unter der Bevölkerung der Missiones.

Es bestand im jesuitischen Reiche Gemeinsamkeit des Eigentums. Die Indianer waren in ihrer ganzen Lebensführung, in Arbeit, Gottesdienst, Erholung, selbst in ihren häuslichen Angelegenheiten der patriarchalischen Leitung der Jesuiten unterworfen. Die Indianerkinder mußten die von den Patres geleiteten Schulen besuchen. Nahrung, Kleidung und Gerät wurden jedem einzelnen Untertan von der jesuitischen Obrigkeit geliefert. Die Patres förderten ungeheure Schätze aus dem Lande. Sie trieben eine ergiebige Viehzucht, dazu ausgedehnten Baumwoll-, Tabak- und Zuckerrohrbau. Selbst Weizen wurde damals auf den Campos des Riograndenser Hochlandes in beträchtlichem Umfang gepflanzt. Auch bestand eine überaus einträgliche Ausfuhr von Mate. Die Jesuiten haben die Indianer zu Arbeiten aller Art angelernt. Sie haben Städte und gewaltige Kirchen gebaut und diese mit einer Fülle von Heiligenfiguren geschmückt. Sie haben eigene Geschützgießereien und Pulverfabriken betrieben, haben ein wohlorganisiertes Heer unterhalten. Dieses Heer hat oftmals unter der Führung streitbarer Patres feindlichen Indianern siegreiche Schlachten geliefert.

Im Jahre 1750 wurden die links des Uruguay gelegenen Missiones auf Grund eines zwischen Spanien und Portugal abgeschlossenen Grenzberichtigungs-Vertrages an Portugal abgetreten. Die Jesuiten widersetzten sich der Ausführung dieses Vertrages. Es entbrannte ein Krieg, der von 1754 bis 1758 währte und in dem die Jesuiten nach wechselnden Erfolgen schließlich gegen die vereinigten Heere Spaniens und Portugals unterlagen. Im Jahre 1759 wurden die Jesuiten aus Portugal und den portugiesischen Be-

Digitized by Google

Die Kirchenruine von São Miguel.

Digitized by Google

sitzungen vertrieben. Im Jahre 1768 widerfuhr ihnen im spanischen Südamerika das gleiche Schicksal. Das Gebiet ihrer ehemaligen Herrschaft wurde zwischen Spanien und Portugal geteilt und der regelmäßigen Verwaltungsform dieser Staaten unterworfen. Jetzt verfielen die Missiones mehr und mehr. Die Indianer kehrten zum größten Teil in ihre Wälder und zu den Lebensverhältnissen ihrer Vorfahren zurück. Die Städte und Kirchen der Riograndenser Missiones liegen heute in Trümmern, und die Fluren, die einst Weizen trugen, deckt heute, wie vor der Jesuitenzeit, grüner Kamp.

Ein Stück Weges hinter São João übernachteten wir in einem verwilderten Obstgarten, der zu einem verfallenen Hause gehörte und etliche magere schwarze Schweine beherbergte. Ein wahrer Jammer, daß die dicht hängenden Orangen, Zitronen und Pfirsiche noch grün waren. Doch pflückten wir uns von den Pfirsichen einen kleinen Sack voll. Sie mochten während der Reise reifen.

Als wir am nächsten Morgen weiterritten, grüßte uns ferner der Turm des alten Jesuitendoms von São Miguel entgegen. Jetzt war die Ortschaft erreicht. Wir durchritten die dürftige Häuserzeile und sattelten ein kleines Stück außerhalb der Stadt an einem kleinen Wasserlauf ab. Da Regen drohte, so ließ ich gleich das Zelt aufschlagen. Gallert blieb hier zurück. Wir andern gingen zu der Anhöhe hinauf, auf der sich die gewaltige Kirchenruine erhebt.

Es war die erste Ruine, die ich seit langer Zeit sah. Sie kam mir förmlich stilwidrig vor hier in dem jungen Lande, wo die Vergangenheit kaum eine Stimme hat gegenüber der übergewaltigen Herrschaft der Gegenwart und der Zukunft. Der Gegenwart, — deren unabweisliche Bedürfnisse zu befriedigen dem eingesessenen Hirten und Jäger genügt. Der Zukunft, — der die geschäftsmännische Spekulation gilt, die sich mehr und mehr im Lande regt, um seine noch ungehobenen Schätze ans Tageslicht zu fördern. Wie jetzt auf einmal die vergangene Zeit mit gewaltiger Sprache zu mir redete, da wurde mir ordentlich heimatlich zumute. Kein Efeu umrankt die verfallene Kirche von São Miguel, aus ihren Fugen wächst der wilde Feigenbaum, hochgeschossener Kaktus und stachliges Gravatá. Und doch stieg mir aus dem rotbraunen Gemäuer die gleiche Stimmung auf, die daheim um verwitterte Burgen und Klöster webt, jene Lieder- und Märchenstimmung, die der Vorzeit Geister schaut.

Digitized by Google

Der Dom von São Miguel ist die stattlichste Ruine der Riograndenser Missionen. An eine Vorhalle mit kunstvoll gearbeiteter Fassade schließt sich der Hauptbau. Er zerfällt in ein mächtiges Mittelschiff und zwei Seitenschiffe. Seine Länge mag mit der des Vorbaues zusammen etwa 70 Meter betragen. Neben den Seitenschiffen liegen kleinere Räume. Auf der hinteren Seite des Mittelschiffes befindet sich eine Vertiefung, die vielleicht ehemals eine Krypta bildete. Links der Fassade (von vorn gesehen) ragen die Reste eines stattlichen Turmes. Auf der andern Seite springen die Trümmer eines Anbaues über die Frontmauer hinaus vor. Zur Linken des Hauptbaues dehnt sich ein ungeheurer geebneter Hof. Wie die in den Wänden angebrachten Scharten beweisen, diente er Verteidigungszwecken. Hinter der Kirche war das Jesuitenkollegium gelegen. Der Dom ist im Renaissancestil gehalten. Neben viereckigen Tor- und Fensterrahmen tritt häufig der Rundbogen auf. Ein wundervolles Werk der Baukunst ist dieses von braunen Indianerhänden aufgeführte Gotteshaus. Das gilt wie von den großen Formen seiner Anlage, so auch von den kleinen der Ausschmückungsgebilde. Die mächtigen Säulen enden in schöngebildeten Kapitälen. Zierliche Knöpfe krönen das Portal. Einer andern Stelle des Gemäuers gibt ein Löwenhaupt mit weit geöffnetem Rachen einen wirksamen Schmuck. Vielerlei kunstreiches Ornamentwerk verschönt die Wandungen.

Die Ruine ist in starkem Verfall begriffen. Mächtige Risse durchziehen die Mauern, und da und dort hangen ein paar Steine in unheildrohender Weise zwischen den andern eingeklemmt, die sie kaum noch halten zu wollen scheinen. Mächtige Quadern und gestürzte Pfeiler liegen auf dem Boden umher, und dazwischen und darüber wuchert dichtes Gestrüpp, durch das ich mir gelegentlich den Weg mit dem Waldmesser bahnen mußte. An einer Stelle hat jemand in dem Wirrsal Rossa gemacht und etwas Mais gepflanzt. Viele Steine der Jesuitenruine sind von der umwohnenden Bevölkerung weggeschleppt und zum Hausbau verwendet worden. Die Glocken hat man nach Cruz Alta gebracht und in der dortigen Kirche untergebracht.

Das Innere der Ruine hat eine Zeitlang als Kirchhof gedient, wie etliche Holzkreuze beweisen. Ein neuerer Kirchhof liegt nahe dabei. Auch dort sieht man noch Reste aus der Jesuitenzeit, namentlich ein mächtiges steinernes Kreuz.

Digitized by Google

Während wir auf der Ruine weilten, stellte sich der erwartete Regen ein. Ein breiter Torbogen bot uns Schutz dagegen. Nachher gingen wir nach São Miguel hinab. Welch ergreifender Gegensatz: droben die Trümmer des Prachtbaues vergangener Zeiten und hier unten das armselige Kampnest! Auch das kleine Kirchlein von São Miguel enthält noch Reste aus der Jesuitenzeit in Gestalt von drei Figuren, die den heiligen Joseph, Maria und die Santa Rita darstellen. Alle drei sind aus Holzblöcken geschnitzt. Sie haben geringen künstlerischen Wert. Das Bild des heiligen Joseph ist geradezu unschön. Am besten gefiel mir noch die heilige Rita, die kleinste der Figuren. Gesichtsausdruck, Gestalt und Gewandung sind mit Geschick gearbeitet. An allen drei Figuren sieht man Spuren ehemaliger Bemalung, sie sind aber jetzt schwarz von Schmutz. Der Maria hat man etliche bunte Fetzen umgehängt, so daß sie aussieht wie ein im Sonntagsstaat prunkendes Negerweib. —

Wir verbrachten ein paar Regenstunden in der kleinen Bende des Ortes, dann gingen wir zu unserm Lager zurück. Dort richteten wir uns zu sechsen in dem engen Zelt ein, dessen Wände jedem Regenguß widerstanden. Ich schlief trotz dem engen Raum vorzüglich. Als ich in der Frühe des nächsten Tages aus dem Zelt hinaustrat, sah ich heiteren blauen Himmel über mir.

Wir ritten an diesem Morgen noch einmal zur Ruine hinauf. Der helle Sonnenschein, der zwischen den Schatten der alten Mauern und der wilden Feigenbäume spielte, schuf eine prachtvolle Beleuchtung. Es war, als fiele ein Schein von Leben in die tote Herrlichkeit, die Zeugin vergangener Glanzzeiten, die wie von einem Fluch von hinnen gewichen sind, um Armut und Dürftigkeit Platz zu machen.

Von São Miguel ritten wir nach São Lourenzo, das seinen Ursprung ebenfalls auf die Jesuiten zurückführt und gerade wie São Miguel heute ein ärmliches Dörfchen ist. Von dort wandten wir uns nach Norden, der Kolonie des Riograndenser Bauernvereins, Serro Azul, zu. Nicht weit von São Lourenzo lag an unserem Weg eine kleine Kapelle. Da sie einige alte Heiligenbilder enthält, ging ich hinein, fand aber nur grob gearbeitete Figuren, die kein besonderes Interesse boten.

Die Gegend, die wir durchritten, ist arm an fließendem Wasser. Ich war schon wegen des Nachtlagers besorgt, da fanden wir ein kleines Waldstück mit einer Quelle, die vorzügliches Trinkwasser lieferte. Ich hatte in São Miguel Gelegenheit gehabt, ein paar

Digitized by Google

Pfund frisches Fleisch einzukaufen. Die Hälfte davon hatten wir Mittags verzehrt, die andere Hälfte blieb uns für den Abend. Dazu wurden die mitgeführten Pfirsiche gekocht. Frischer Spießbraten und Pfirsichkompott, das war in der Wildnis ein Schlemmermahl, das sich in meiner Erinnerung aus einer Wüstenei von Bohnen und Trockenfleisch wie eine liebliche Oase abhebt.

Als wir am nächsten Morgen unsern Ritt fortsetzten, tauchte in der Ferne eine bewaldete Höhe aus dem Kamp empor. Es war der Serro Azul, der „blaue Berg". Die Waldbestände um uns her nahmen mehr und mehr zu. Schließlich kamen wir in ein geschlossenes Urwaldgebiet. Wir erreichten den Jjuhy an der Stelle, wo der Arroio Encantado, der „verwunschene Fluß", einmündet. Eine Fähre brachte uns ans rechte Ufer hinüber. Dort trafen wir zahlreiche Capoeiren. Sie rühren von Brasiliern her, die ehemals das Land bebauten. Gegen Mittag erreichten wir den Stadtplatz der Kolonie Serro Azul, auf dem sich ein stattliches Einwandererhaus erhebt, das beste, das ich in Südbrasilien gesehen habe. Es stammt noch aus den Zeiten der Riograndenser Nordwestbahn-Gesellschaft, mit der die Entstehungsgeschichte der Kolonie zusammenhängt.

Jene „Riograndenser Nordwestbahn-Gesellschaft" hatte vom Staate die Konzession zum Bau einer Bahn erhalten, die Itaquy mit Nonohay und Porto Alegre verbinden und so den Nordwesten des Staates dem Verkehr erschließen sollte. Nach nordamerikanischem System sollten gleichzeitig bedeutende Landstrecken zu beiden Seiten der Bahn besiedelt werden. Zu diesem Zweck waren der Gesellschaft von der Regierung die devoluten Ländereien links und rechts des Schienenstranges in einer Breite von 10 Kilometern überwiesen worden. Die Konzession zum Bahnbau und der Kolonisation stand unter der Bedingung, daß mit der Anlegung der Bahn innerhalb von drei Jahren begonnen werde. Da dies nicht geschah, so erlosch die Konzession. Doch wurde der Gesellschaft das Recht belassen, die ihr vordem überwiesenen Ländereien zu besiedeln. Bei der späteren Liquidation der Nordwestbahn-Gesellschaft erwarb Herr Dr. Horst Hoffmann in Porto Alegre die Konzession zur Kolonisierung der Ländereien dergestalt, daß er für jedes verkaufte Stück Land einen bestimmten Preis an den Staat zu bezahlen hatte. Dr. Horst Hoffmann seinerseits erteilte das Recht der Besiedelung des Landes dem Bauernverein.

Digitized by Google

In der Mitte des vergangenen Jahres hat der Bauernverein mit der Kolonisation der Ländereien von Serro Azul begonnen. Er verkauft jedes Kolonielos zu 500 Milreis. Dabei wird eine Anzahlung von 200 Milreis verlangt. Der Rest der Summe ist innerhalb von sechs Jahren mit sechs Prozent Zinsen zu bezahlen. Bei Barzahlung beträgt der Kaufpreis nur 450 Milreis.

Als wir auf dem Stadtplatz von Serro Azul eintrafen, herrschte in dem Einwandererhause reges Leben. Nahezu hundert Personen wohnten dort, ein Beweis dafür, daß sich die neue Kolonie eines beträchtlichen Zuzugs erfreut. Sie zählte im Dezember des Jahres 1903 bereits 51 Familien mit 216 Personen, von denen sich 132 zur Zeit der Nordwestbahn-Gesellschaft ansässig gemacht hatten, während die übrigen erst neuerdings zugewandert waren.

Direktor der Kolonie ist Herr Jorge Frantz aus Santa Cruz, ein im Lande geborener Deutschbrasilier. Wir trafen ihn im Einwandererhause, woselbst er seine Wohnung hat. Herr Frantz, an den mir Herr Dr. Horst Hoffmann ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, nahm uns aufs freundlichste als seine Gäste auf. Nachmittags machten wir mit ihm und dem Landmesser Herrn Kulmay einen Gang durch die Kolonie, deren Pflanzungen und Wohnhäuser einen guten Eindruck bieten. Die Kolonisten bauen vorwiegend Mais, Bohnen, Mandiok und Zuckerrohr. Schweinezucht wird in wachsendem Umfang betrieben.

Den Schulunterricht in Serro Azul erteilt ein älterer Kolonist, der vom Bauernverein angestellt ist. Ein Schulgeld wird von den Eltern nicht erhoben.

Die Kolonie ist durch eine Fahrstraße mit Tupaceretan, einer an der Eisenbahnlinie Cruz Alta-Santa Maria liegenden kleinen Stadt, verbunden. Bei der Weitläufigkeit dieser Strecke aber wird die Kolonie für ihren künftigen Absatz auf den Westen des Staates angewiesen sein. Es besteht daher der Plan, eine Straße bis zu der Stelle zu bauen, wo sich der Pirapo mit dem Ijuhy vereinigt. Von dort ab ist der Ijuhy bis zu seiner Einmündung in den Uruguay schiffbar, auf dem dann die Güter nach Säo Borja, das für die nächste Zeit als Absatzplatz der Kolonie in erster Linie in Frage kommen wird, und weiter nach Itaquy und Uruguayana gehen können. Ich habe bereits gesagt, daß die Preise der Produkte in diesen Städten zur Zeit beträchtlich höher sind als in Porto Alegre. Doch liegt in der beschränkten Aufnahmefähigkeit der westlichen Märkte bei dem sich steigernden

Digitized by Google

Angebot der benachbarten Kolonien und dem Fehlen eines anderweitigen geeigneten Absatzgebietes eine bedeutende Gefahr für die wirtschaftliche Zukunft von Serro Azul.

Daß die Kolonie gleichwohl vorwärts gehen möge, kann man ihr um so mehr wünschen, als diese Unternehmung des Bauernvereins wie dessen ganzer Charakter gut deutsch ist und darum mit dem Dr. Meyerschen Kolonisationsunternehmen zusammen ein starkes Gegengewicht bildet gegen die in den Regierungskolonien zutage tretende Bestrebung, das Erstarken des Deutschtums in Rio Grande zu unterbinden.

Wir blieben in Serro Azul über Nacht. Da keine überflüssigen Betten vorhanden waren, so bereiteten wir in dem geräumigen Gesellschaftssaal unsere Lagerstätte, zu denen Herr Frantz einige dicke, weiche Satteldecken beisteuerte.

Am nächsten Morgen trat Dr. Schumann mit seinem Knecht die Heimreise nach Jjuhy über Guarany an. Ich blieb mit meinen Begleitern noch über Mittag in der Kolonie. Dann, als die ärgste Hitze vorüber war, machte ich mich auf den Rückweg gegen São Lourenzo zu.

Während des folgenden Vormittags erreichten wir die kleine in der Nähe von São Lourenzo gelegene Kapelle und nahmen kurz dahinter wieder die westliche Richtung auf. Wir überschritten einen Höhenzug, der den Namen Cochilha de Pirapo trägt, und den ihm entspringenden Arroio Piraju. Gegen vier Uhr nachmittags langten wir in dem Städtchen São Luiz an. Es schaut wie alle Ortschaften der alten Missiones und die meisten andern Kampstädte von einer Anhöhe ins Land. In seiner Lage hat es Verwandtschaft mit Lages in Santa Catharina: wie dieses liegt es mitten in der Kampwildnis, weitab von den Werkstätten der Kultur, weitab von jeder großen Verkehrslinie, die zu ihnen hinführt. Aber São Luiz bietet mit seinen schmucken bunten Häusern einen ungleich freundlicheren Eindruck als jener graue Haufen unscheinbarer, oft halb verfallener Häuser auf dem Hochland von Santa Catharina. Das ist bloß die Einzelheit eines Allgemeinen. Merkt man doch — selbst von der stattlichen Hauptstadt Porto Alegre ganz abgesehen — in Rio Grande auf Schritt und Tritt, daß man sich inmitten ungleich fortgeschrittenerer Zustände befindet, als sie das Nachbarland aufweist.

Um etwa notwendige Förmlichkeiten vor der Ueberschreitung der brasilischen Grenze zu erledigen, suchte ich den Polizei-Delegado von São Luiz auf. Er ist, wie sich herausstellte, deutscher Abkunft und

Digitized by Google

sprach deutsch mit mir. Nachdem er meinen Paß nachgesehen hatte, erklärte er, weiteres sei nicht nötig. Ich verplauderte noch eine kleine Weile mit dem alten Herrn. Dann verließ ich die Stadt und ließ nicht weit davon das Lager aufschlagen.

Mit Tagesanbruch ging's weiter. Wir überschritten zum zweitenmal den Aroio Piraju und setzten auf dem rechten Ufer unsern Weg fort. Er führte immer zwischen den bewaldeten Höhenzügen der Cochilha de Pirapo und der Cochilha do Espinilho hin. Ein langer Zug von Karreten begegnete uns. Sie hatten Mate nach dem Westen gebracht und kehrten nun ohne Ladung zurück.

Ausgedehnte Waldflächen unterbrechen in dieser Gegend den Kamp. Die Weide ist seit São Lourenzo besser als zuvor, weil weniger durch Barba de Bode verdorben. Doch sind die Viehbestände auch hier nicht sehr bedeutend. Gesteindurchsetzte Striche brauner Erde begannen, die rötliche Bodenmasse zu durchziehen. Auf diesen Strichen war der Kamp von der Sonne verbrannt. Denn es hatte in der Gegend eine lang anhaltende Dürre geherrscht. Sämtliche kleinere Bäche waren infolgedessen ausgetrocknet. So hielt es wieder einmal schwer, Wasser zu finden. Zur Mittagsrast mußten wir uns mit einem kleinen stehenden Tümpel begnügen. Für die Nachtrast schienen wir überhaupt kein Wasser finden zu sollen, nicht das bescheidenste Schlücklein grünbraunen Bazillenaufguß. Das war eine schlechte Aussicht, ein Biwak ohne Trink-, Koch- und Waschwasser. Das fehlende Waschwasser wäre ja das wenigste gewesen. Wer den Hauch der Wildnis atmet, der streift den kleinlichen Gewohnheitsmenschen ab. Aber Durst und Hunger sind zwei derbe Gesellen, die sich nicht beiseite schieben lassen wie die schwächlichen Gebräuche der Kultur. Wir sollten indessen Glück haben. Von einer Höhe herab sahen wir einen langen Waldstreif. Der Bach, der ihn durchzieht, erwies sich nicht als ausgetrocknet wie so viele andere, sondern rauschte klar und lustig dahin und spendete einen frischen Labetrank und ein herrliches Bad obendrein.

Wir hatten am folgenden Vormittag nicht mehr weit zu reiten, um nach São Nicoláo zu kommen. São Nicoláo ist ein kümmerliches Nest, aber interessant durch die Reste der Jesuitenstadt, die einst hier stand. Das kleine Kirchlein des Ortes weist eine wahre Anhäufung von alten Statuen auf, vor allem ein Bildnis des Papstes, das in seiner Mächtigkeit den engen Raum derart beherrscht, daß es auf den Eintretenden einen geradezu erschreckenden Eindruck übt. Von der Jesuitenkirche steht noch einiges Mauerwerk.

Digitized by Google

Ihm gegenüber erhebt sich eine andere Ruine mit großen romanischen Bogen, das ehemalige Regierungsgebäude, wie es heißt. Nicht weit davon liegt ein alter ummauerter Hof von großer Ausdehnung.

Das interessanteste an São Nicaláo aber ist sein Friedhof. Dort stehen viele alte Steine umher, aus denen wunderliche Figuren herausgehauen sind. Man hat aus ihnen vielfach Grabdenkmäler zusammengesetzt. Besonders merkwürdig ist ein solcher Aufbau, der in der Mitte des Kirchhofs steht. Dort erheben sich auf Säulen grob gehauene Köpfe. Die Säulen weisen eine Ornamentierung auf, die im wesentlichen aus Längs- und Querstrichen von wechselnder Anordnung besteht, aber auch kompliziertere Figuren mit Bogenlinien enthält. Die Köpfe sind von plumper Gestalt. Auffallend ist die Breite des Gesichtes, die niedere Stirn und die außerordentliche Ausdehnung des unterhalb des Mundes gelegenen Gesichtsteiles, der etwa die Hälfte der vorderen Kopfseite einnimmt. Aehnliche Gebilde finden sich noch mehr auf dem Kirchhof von São Nicoláo. Ich will davon nur einen eigentümlichen Grabstein erwähnen, der eine menschliche Figur darstellt. Der Kopf ist von der eben geschilderten fratzenhaft wirkenden Ausführung, die übrigen Körperteile sind an dem Steinblock mehr angedeutet als ausgeführt und im Verhältnis zum Kopf zu kurz. Auf der Brust ist ein Ornament angebracht, das zwei Herzen, zwei Bäume oder Blumen und zwei geradlinige geometrische Gebilde aufweist.

Die Steinwerke des Friedhofs von São Nicoláo haben keinerlei Verwandtschaft mit so vielen sonstigen Kunsterzeugnissen der Jesuitenzeit, weder mit den holzgeschnitzten Heiligenfiguren, wie sie in Kirchen und Kapellen aufbewahrt werden, noch mit Mauerreliefbildern, die ich später in Paraguay gesehen habe. Das ist das Merkwürdige an den Denkmälern von São Nicoláo. Sie scheinen das ureigene Werk indianischen Geistes zu sein, der es in den Missiones freilich über solche naive Anfänge künstlerischen Schaffens nicht hinausgebracht hat. Im übrigen sind die Kunstwerke der Missiones nichts anderes als Nachahmungen europäischer Formen — vom Baustil der gewaltigen Gotteshäuser bis zu den mehr oder minder glücklich geratenen Heiligenfiguren, deren gleiche man in so und so vielen unserer Wallfahrtskapellen findet.

Das ist ein Punkt, der mir eine Bemerkung über die jesuitische Kulturarbeit nahelegt. Ich glaube, diese Kulturarbeit wird häufig überschätzt.

Digitized by Google

Gewiß haben die Jesuiten Hervorragendes geleistet. Sie haben die Indianer zu seßhaften Bürgern gemacht, haben verstanden, die ehemaligen Waldbewohner einer straffen staatlichen Organisation zu unterwerfen. Das ist das bewundernswerteste ihrer Werke. — Sie haben die Rothäute gelehrt, das Feld zu bestellen, Gebäude zu errichten, Steine kunstvoll zu behauen, Holzfiguren zu schnitzen und zu bemalen. Sie haben sie lesen, schreiben, beten und Kanonen bedienen gelehrt.

Und doch: ist bei den Indianern in Wahrheit die europäische Kultur eingezogen? Die Indianer haben nur *gelernt*, gewisse Arbeiten der Hände und des Geistes gelernt und das Gelernte geübt. Dabei ist zu bemerken, daß ihre Heranbildung zum Handwerk nicht allzu schwer gewesen sein dürfte. Denn die Naturvölker der brasilischen und paraguayischen Wälder haben keineswegs ungeschickte Hände. Daß das Gegenteil der Fall ist, kann man an den Arbeiten sehen, die heutigentags die wilden Indianer ausführen, an den kunstvoll gefertigten Bogen und Pfeilen, den Körben und Körbchen, den Tabakbeuteln, den sauber geschnitzten Trinkhörnern. Warum sollten diese Menschen nicht gerade so gut lernen, Hacke und Spaten, Hammer und Meißel zu gebrauchen? Mit Hilfe der Fähigkeiten, die in den Indianern entwickelt wurden, haben die Jesuiten ihrem Reich eine hohe materielle Kultur gegeben. Aber eine Kultur im vollen Sinne des Wortes haben sie nicht hervorgebracht. Ihr Werk verdiente diesen Namen auch dann nicht, wenn sie die Errungenschaften der europäischen Kultur in weit umfassenderem Maße genutzt hätten, wenn Wasserleitungen, Kanäle, ein Netz fester Straßen, Fabriken jeglicher Art gebaut worden wären, wenn die Indianer Samt und Seide getragen und in Palästen ein Leben voll fürstlichem Glanz geführt hätten. Wann kann man denn mit Fug sagen, ein Volk habe von einem andern die Kultur empfangen? Doch nur dann, wenn ihm durch die Uebernahme des Fremden das Vermögen selbständiger Fortentwicklung zuteil geworden ist, wenn es den lebendigen Geist in sich aufgenommen hat, dem die fremde Kultur ihr Dasein verdankt. Dieser Geist aber ist den Völkern der Guarani, Tapes und Charrúa fremd geblieben — so fremd wie ihren Lehrmeistern der Geist des Christentums, dem sie zu dienen wähnten, als sie freie Waldbewohner zu Sklaven einer jedes Persönlichkeitsrecht mißachtenden Herrschaft, zu Dienern eines engherzigen Dogmen- und Wunderglaubens machten. War doch das Reich der Patres kaum gestürzt, da haben

Digitized by Google

die Indianer die Zivilisation abgelegt wie ein lästiges Gewand und sind in ihre Wälder zum Nomadenleben zurückgekehrt.

Und mögen sie denn zur Zeit der Jesuitenherrschaft glücklicher gewesen sein als zuvor und nachher? Ist es in Wahrheit eine höhere und bessere Form des Daseins, ein geknechteter Ackerbauer und Heiligenbilder-Verehrer zu sein, denn ein freier Jäger und Heide? —

Weiter ging unser Ritt. Näher und näher rückte Rio Grandes Westgrenze, der Uruguay. Schon grüßten vom andern Ufer her die Berge der argentinischen Missiones.

Gegen Abend nahte ein Gewitter. Dumpfer Donner rollte fernher von Norden, blauschwarzes Gewölk lagerte regenverheißend über dem Land. Wir erreichten das Waldgebiet, das den Uruguay säumt. Jetzt sahen wir den Strom erblinken, einen gewaltigen Strom; seine Breite beträgt hier schon 1200 Meter. Vor uns stiegen Gebäude empor. Es war die Zollstation des Passo Izidro. Sie besteht aus ein paar höchst kümmerlichen Schuppen mit Wänden von roh behauenen Stämmen, gekreuzten Rohrstäben und Lehmbewurf, mit im Verfall begriffenen Ziegeldächern, ungedielten Böden. Hier nahmen wir unsern Nachtaufenthalt. Wir waren gerade noch zur rechten Zeit angelangt. Kaum hatten wir abgesattelt, die Pferde versorgt, uns selber in einem der Schuppen, den uns die Zollwächter anwiesen, in Sicherheit gebracht, da rauschte der Regen, ein echter subtropischer Sommerregen, in breiten Strömen durchs Laub und aufs Dach der Hütte, als sollte eine neue Sintflut hereinbrechen. In solchen Fällen kann's zwischen den vier Wänden gar behaglich sein, falls das Dach dicht ist. Anders liegt die Sache, wenn das Wasser hier und dort und hier zwischen den Ziegeln hindurchtropft und -sprüht, wie dies in unserm Falle geschah. Ich glaube, wer uns als Unbeteiligter mit gutem Humor hätte zusehen können, wie wir unter dem Zwange solcher Umstände, scheinbar von bösen Geistern durcheinander gehetzt, mit den als Sitz und Lager dienenden Holzklötzen oder Satteldecken in der Hand aus dieser Ecke in jene und aus jener in eine andere huschten, der hätte an solchem Treiben ein lebhaftes Vergnügen empfinden müssen. Steht man selbst in der Situation drinnen, so kommen ihre belustigenden Seiten minder zur Geltung. Zumal, wenn eine summende, schwirrende, singende Schar von Moskiten das ihre dazu tut, den Sinn für Humor in der Menschenbrust vollends zu ertöten.

Digitized by Google

Schnell brach die Dunkelheit ein. Das war eine Nacht! Ohne Unterlaß brüllte der Donner, brauste und prasselte der Regen, rüttelte der Sturm am Gebälk, und durch die offene Tür leuchteten vom grellen Schein der Blitze die Wasser des Uruguay in fahlem Glanz, die Stromschnellen, die etwas weiter oberhalb den Fluß durchziehen, in gespenstischem Weiß zu uns herein.

Es war die letzte Nacht, die ich auf Riograndenser Boden verbrachte. Am folgenden Nachmittag, als sich das Wetter aufhellte, überschritten wir auf der Fähre den Strom. Ich setzte meine Reise durchs argentinische Missionengebiet und nach Paraguay hinein fort. Doch davon vielleicht ein andermal.

Digitized by Google

157590

Digitized by Google

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405

DUE AS STAMPED BELOW

AUTO DISC CIRC MAY 28 '92		

FORM NO. DD6

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES

CD39597776

Digitized by Google